

LUCJAN WOLANOWSKI

Geheime Front

Eine Kriminalreportage

1956

KONGRESS-VERLAG BERLIN

Polnischer Originaltitel: Cichy front
Deutsch von Emanuel Gomolla

11.-20. Tausend

Alle Rechte vorbehalten — Verlagslizenz Nr. 15 — A.f.L. Nr. 280/7b/56
Alle Photos stammen aus dem polnischen Original
Umschlagentwurf: Klaus Poche — Druck: I-6-1 Neuer Tag Ffo.

Vorwort des Autors zur deutschen Ausgabe

Werter Leser!

Ich freue mich sehr, einige Worte an die Leser meiner Reportage in Deutschland richten zu können.

Ich denke, daß auch der deutsche Leser von dem gemeinsamen Kampf der Sicherheitsorgane der Deutschen Demokratischen Republik und der Volksrepublik Polen gegen die Spionage-Organisation des Generals Gehlen erfahren soll. Die Gehlen-Organisation bedroht die Lebensinteressen unserer beiden Völker gleichermaßen.

Wer eine „romantische Spionageaffäre" erwartet, möge diese Reportage gar nicht erst zur Hand nehmen. Glaube mir bitte, lieber Leser, daß es so etwas in Wirklichkeit nicht gibt. Bevor ich diese Reportage niederschrieb, habe ich eineinhalb Jahre lang die Akten über die Spionagearbeit der Gehlen-Organisation in Polen studiert. Ich fand in den Akten viel Schande, Lüge und Bestialität — aber ich erlebte bei diesem Studium auch menschliche Tragödien mit.

Ich habe versucht, einige Zusammenstöße der Sicherheitsorgane mit der Gehlen-Organisation wiederzugeben, wie sie sich Tag für Tag, Stunde für Stunde rings um uns an der „geheimen Front" abspielen. Diese Front verläuft überall, — sie verläuft quer durch Berlin, existiert in Dresden wie auch in Warschau oder Krakau. Auf der einen Seite dieser Front ringen unsere Völker friedlich um den Aufbau eines glücklichen Lebens für alle — auf der anderen Seite stehen diejenigen, die das Rad der Weltgeschichte zurückdrehen, die unsere neue Gesellschaftsordnung vernichten möchten.

Ich habe nie in meinem Leben einen einzigen der bereits verurteilten Spione meiner Reportage gesehen. Ungeachtet dessen hatte ich, als ich ihre Schicksale studierte, jenes Gefühl, das ein Mensch haben muß, der, mit Gummihandschuhen ausgerüstet, ein Hochspannungskabel anfaßt: ich war mir voll und ganz bewußt, daß diese Agenten nicht mehr gefährlich sind, weder für mich noch für dich, lieber Leser, noch für sonst einen anderen Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik oder in der Volksrepublik Polen. — Es war mir aber klar, daß die Agentennester nach wie vor eine reale Gefahr für uns alle, diesseits und jenseits von Oder und Neiße, bedeuten. Weshalb diese Agenten unbarmherzig bestraft werden mußten, — das ist die Frage, die ich zu beantworten bemüht war.

Warszawa, Januar 1956

Vorwort, bei dem der Autor sehr nachdenklich wurde

Anfänglich war es die Neugierde ... Als Reporter wanderte ich seit zehn Jahren durch die Gerichtssäle, in denen die Gestapoagenten abgeurteilt wurden, die während des zweiten Weltkrieges Verbrechen am polnischen Volke begangen hatten. Hier konnte ich des öfteren hören, daß die Angeklagten die Namen ihrer Vorgesetzten nannten, in deren Auftrag sie die Verbrechen begangen hatten. Dann erhob sich oft der Staatsanwalt von seinem Platz, zog ein Dokument aus den Akten und sagte: „Hohes Gericht, leider muß ich Ihnen mitteilen, daß von der amerikanischen Besatzungsmacht in Deutschland die geforderte Auslieferung des Kriegsverbrechers abgelehnt wird ..."

Namen wurden genannt ...

1. Generalfeldmarschall Wilhelm List. Er war Befehlshaber der 12. Armee beim Überfall auf Polen. Der Auslieferungsantrag wurde am 10. Dezember 1946 gestellt. Die amerikanischen Militärbehörden haben diesen Antrag nie beantwortet. Am 24. Dezember 1952 wurde List — angeblich aus gesundheitlichen Gründen — aus dem Gefängnis Landsberg trotz seiner langjährigen Strafe vorzeitig entlassen.

2. Generaloberst Heinz Guderian. Er war einer der Befehlshaber an der Warschauer Front und mitverantwortlich für die Zerstörung Warschaus im Jahre 1944. Der Auslieferungsantrag wurde am 9. September 1947 gestellt. Am 9. Dezember 1947 antworteten die amerikanischen Militärbehörden unter dem Aktenzeichen 00015/ext/98-231, daß sie Guderian noch auf unbestimmte Zeit benötigten.

3. General Smilo von Lüttwitz. Er war Befehlshaber der 9. Armee in der Zeit der Zerstörung Warschaus im Jahre 1944. Der Auslieferungsantrag wurde am 9. September 1947 gestellt. Am 9. Dezember 1947 antworteten die amerikanischen Militärbehörden, daß ihnen auch von Lüttwitz auf unbestimmte Zeit noch zur Verfügung stehen müsse.

4. General Nicolaus Vormann. Er übernahm nach General von Lüttwitz die 9. Armee und beteiligte sich ebenfalls an der Zerstörung Warschaus. Das Auslieferungsersuchen wurde am 9. September 1947 gestellt. Am 9. Dezember 1947 lautete die Antwort der Amerikaner wie bei den vorgenannten: Vormann wird noch auf unbegrenzte Zeit gebraucht.

5. General Ernst Rode. Er war mitverantwortlich für die Zerstörung Warschaus im Jahre 1944. Der Auslieferungsantrag wurde gleichfalls am 9. September 1947 gestellt. Die Antwort vom 9. Dezember 1947 lautete lakonisch: Rode wird ebenfalls auf unbegrenzte Zeit von den USA-Militärbehörden benötigt.

Diese „Fünf aus der Straße des Verbrechens" dürften uns genügen. Es wäre schade um Zeit und Papier, wollten wir sie für weitere Namen verschwenden. Wir würden nur die Liste der Ausreden fortsetzen und würden immer wieder lesen, daß dieser oder jener Massenmörder „für eine unbestimmte Zeit von den amerikanischen Militärbehörden in Deutschland benötigt wird".

Heute wissen wir alle, wozu die Kriegsverbrecher von den Amerikanern in Westdeutschland gebraucht werden. Und neben diesen und anderen Hitler-Generalen, die heute in Westdeutschland mit den imperialistischen Okkupanten Hand in Hand arbeiten, die sich in ganz West-Europa breitzumachen beginnen, die auf Pressekonferenzen, auf öffentlichen Kundgebungen und Soldatentreffen offen für die Revanchepolitik eintreten, gibt es noch eine ganze Reihe anderer Militaristen, die im trüben fischen und heimlich ihre verbrecherische Tätigkeit ausüben.

Eine dieser Personen, die einer besonderen Erwähnung wert ist, wird in diesem Buch geschildert.

Ich werde darüber berichten, wie unsere Staatsorgane im Jahre 1953 zwei Spionagegruppen der Organisation Gehlen ausgehoben und vernichtet haben — zwei Gruppen, die unabhängig voneinander in verschiedenen Wojewodschaften Volkspolens Verbrechen gegen unser Volk begingen.

Ich werde ferner über eine bestimmt nicht alltägliche Begegnung berichten, die ich Anfang 1955 in Warschau hatte.

Meine Reportage stützt sich auf Tatsachenmaterial.

Die Namen der Offiziere des Komitees für öffentliche Sicherheitsfragen wurden verändert; keine Bürger, die zufällig die hier genannten Namen tragen, sind mit den Offizieren der Sicherheitsorgane identisch.

Ich habe auch den Namen der Polin verändert, die durch ihre Geistesgegenwart die Festnahme eines Verbrechers ermöglichte, indem sie den Agenten „ODT-738“ den Grenzsoldaten in die Arme laufen ließ.

Alle übrigen Namen — einschließlich der Personalien der Grenzsoldaten — entsprechen den Tatsachen.

Ich habe nicht die Absicht, den Leser mit dem Ablauf der einzelnen Prozesse vertraut zu machen, in denen die Gehlen-Spione abgeurteilt wurden. Einzelheiten aus dem Leben der Angeklagten und andere Nebenerscheinungen werden bei solchen Verhandlungen meist nur erwähnt; sie sind für die Verhandlung selbst von untergeordneter Bedeutung. Straftaten der Angeklagten, die nicht direkt zum Gegenstand der Anklage gehören, werden vom Ankläger in der Verhandlung kaum erwähnt.

Ich habe auch alle die Menschen in die Reportage einbezogen, die die Angeklagten auf ihren Wegen verfolgten und sie später verhörten. Was ich hierbei von den Beteiligten erfahren habe, ist wahrheitsgetreu wiedergegeben worden. Was diese Menschen besonders auszeichnet, ist die außerordentlich gute Kenntnis des Gegners. Daher wissen sie, wie und wann sie zuschlagen müssen.

Auch die vorhandenen Dokumente über die Tätigkeit der Agenten des Generals Gehlen in Polen und außerhalb Polens, die eine nüchterne Sprache in Tatsachen, Zahlen und Daten sprechen, dienten mir als Grundlage für meine Reportage.

Ein langes Vorwort in einem Buch ist überflüssig, es ermüdet und langweilt. Also dann, zur Sache!

Von Nikolaiken bis Mehlem

IM „WARSZAWA“ NACH KUTNO

Am 30. Januar 1954 eilt auf der von Warschau nach Westen führenden Chaussee ein grauer PKW vom Typ „Warszawa“ dahin. Der Chauffeur hat die Heizung eingeschaltet, und so ist es trotz der draußen herrschenden Kälte im Wagen gemütlich warm. Die beiden Männer, die im Fond des Wagens sitzen, haben es sich bequem gemacht und ihre Mäntel ausgezogen.

„Was meinst du“, sagt der eine zu seinem Reisegefährten, „ob wir ihn um diese Zeit zu Hause antreffen werden?“

„Wahrscheinlich nicht“, erwidert der andere, „aber wir sollten trotzdem in seiner Wohnung anfangen, ihn zu suchen. Wenn er bereits zur Arbeit gegangen ist, können wir dort immer noch vorbeifahren. Übrigens ist es auch möglich, daß er heute Nachtschicht gehabt hat“.

Der Wagen passiert Blonie, durchfährt Lowicz und ist bereits auf der Straße, die direkt nach Kutno führt.

Der „Warszawa“ überholt Lastkraftwagen und Pferdefuhrwerke, fährt durch Kutno und hält endlich in dem kleinen Dorf Pacyna im Kreis Krosniewice. Einer der Reisenden steigt aus dem Wagen und unterhält sich eine Weile mit dem Bürgermeister. Dann kommt er zum Wagen zurück und sagt beim Einsteigen zum Fahrer:

„Wir fahren nach Kutno zurück, zur Konsumgenossenschaft . . .“

Wenige Minuten später hält das Auto vor einem der wenigen vom Kriege verschontgebliebenen Häuser.

Sie betreten das Innere des Gebäudes der Konsumgenossenschaft.

„Wir möchten gern den Kollegen Marian Wozniak sprechen. Der Kollege arbeitet doch hier, nicht wahr? Wir waren bereits in seiner Wohnung, und man sagte uns dort, daß er hierher zur Arbeit gegangen sei.“

Die beiden Männer unterhalten sich leise und warten.

Nach kurzer Zeit betritt ein junger Mann im Arbeitskittel den Raum. Er ist höchstens fünfundzwanzig Jahre alt. Verlegen reibt er die schmutzigen Hände an seinem Kittel ab. Beide Männer stehen auf, um ihn zu begrüßen.

„Sie sind Kollege Wozniak?"

„Ja, das bin ich."

„Wir kommen aus Warschau . . ."

Beide zeigen Wozniak ihre Ausweise.

Auf diese Weise wird ein Abschnitt der Angelegenheit beendet, die ich hier erzählen möchte. Sie ist noch nicht restlos abgeschlossen, aber es ist sicher, daß das in allernächster Zeit geschehen wird.

DIE GROSSE STELLUNG EINES GROSSEN HERRN

Während wir in Ruhe unserer friedlichen Arbeit nachgehen, um uns allen ein besseres Leben zu schaffen, spielt sich an der „geheimen Front" eines der Gefechte zwischen der Organisation Gehlen und den polnischen Sicherheitsorganen ab, von denen sehr wenig an die Öffentlichkeit dringt.

Bevor wir mit den Agenten Gehlens Bekanntschaft schließen, wird es nützlich sein, einen bestimmten Herrn kennen zu lernen.

Sein Name ist Allan Welsh Dulles. Er ist der Bruder des John Foster Dulles, des Außenministers der USA. Mr. Allan Dulles steht nicht im Schatten des Ruhmes seines Bruders — oh nein, er hat selbst einen sehr einträglichen Posten. Dieser 1,82 m große und 86 kg schwere Mann ist eine sehr hochgestellte Persönlichkeit: er leitet den CIA, oder genauer gesagt, den gesamten Geheimdienst der USA. Diese Institution ist ein riesiger Apparat, der in mindestens dreißig Gebäuden in Washington untergebracht ist und einige tausend Personen beschäftigt. Die meisten von ihnen sind Mitarbeiter der höheren Gehaltsklassen, das heißt Leute mit einem Jahresgehalt von 12 000 bis 14 000 Dollar. Das sind Durchschnittsgehälter, wie sie kaum eine andere Dienststelle in den USA aufweisen kann.

Das Budget dieser Institution ist in verschiedene harmlose Positionen aufgeteilt und getarnt. Man schätzt es auf eine halbe Milliarde Dollar im Jahr.

Allan Welsh Dulles beendete sein Universitätsstudium in Princeton. Im Jahre 1917 begann er seine diplomatische Laufbahn. Er wurde der USA-Botschaft in Wien zugeteilt. Als im Jahre 1917 die

USA an der Seite der Entente in den ersten Weltkrieg eintraten, begab er sich in die Schweiz, von wo aus er den Spionagedienst in Südost-Europa organisierte.

Während des zweiten Weltkrieges erschien er wiederum in der Schweiz. In Bern schlug er seine Zelte auf, um den europäischen Stab des Strategischen Dienstes, genauer gesagt, des amerikanischen Spionagedienstes, zu organisieren.

Der USA-Spionagedienst hat große und langjährige Erfahrungen in der Zusammenarbeit und im Schacher mit dem faschistischen Spionagedienst aufzuweisen. Ein ewiges Andenken an diese Machenschaften bilden die Fotokopien von Geheimdokumenten, die im Besitz der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Warschau sind.

„ER IST STETS GERN GESEHEN"

„Unter Beachtung der strengsten Vorsichtsmaßregeln trafen am Sonntag, dem 21. März 1943, in einer Berner Privatwohnung Herr Bauer und Mr. Roberts zusammen —", wurde in einem der vielen Spionageberichte an das Auswärtige Amt nach Berlin gemeldet. „Mr. Roberts begrüßte Herrn Bauer herzlich und versicherte ihm, daß er als alter Freund von Herrn Pauls stets gern bei ihm gesehen sei . . ."

Enthüllen wir doch einmal die richtigen Namen.

In der Zeit vom 15. Januar bis Ende April 1943, während der Zusammenkünfte von Vertretern des USA-Geheimdienstes mit bevollmächtigten Vertretern der Abteilung VI des Reichs-Sicherheits-Hauptamtes in Genf und Bern, nahm Allan Welsh Dulles unter dem Decknamen „Bull" an den Besprechungen teil. Der obengenannte „Mr. Roberts" war Myron Taylor, einer der leitenden Männer des Stahltrusts „U. S. Steel Corporation", ein bekannter Verehrer und Anhänger der Hitler-Faschisten.

„Pauls" war der Fürst von Hohenlohe, dem Herr „Bauer" Gesellschaft geleistet hatte.

Dulles erklärte damals den Nazivertretern, daß durch Ausbreitung Polens nach dem Osten und Beibehaltung Rumäniens und eines starken Ungarns ein Cordon sanitaire zugleich gegen den Bolschewismus wie auch gegen den Panslawismus errichtet werden sollte.

Nach einer anderen Zusammenkunft Dulles' mit dem Beauftragten Kaltenbrunners, Dr. Schüddekopf, im April 1943, bei der auch der

SS-Hauptsturmführer Ahrens zugegen war, hielt Ahrens schriftlich in seinem Dienstbericht fest: „. . . machte sich Dulles über die Garantieerklärung Englands für Polen und die Tschechoslowakei lustig, die nach dem Kriege wiedererstehen sollten." Der offenbare Widerspruch in den beiden Bemerkungen ist gerade typisch für Menschen vom Schlage Dulles'.

Ein weiterer Kontrahent Dulles' war der SS-Sturmbannführer Wilhelm Höttl, der — wie er selbst während des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses aussagte — eng mit Adolf Eichmann (dem Organisator des millionenfachen Mordes an den europäischen Juden) zusammengearbeitet hat.

Mit besonderem Nachdruck muß man jedoch betonen, daß die hier angeführten Herren nur einen bescheidenen Teil der Gestapokollektion bilden, die in den folgenden Jahren von „Mr. Bull", alias Allan Welsh Dulles, zusammengestellt wurde.

Zur Zeit konzentriert sich Allan Welsh Dulles mit Hilfe der verschiedensten Institutionen des amerikanischen Geheimdienstes auf die Spionagetätigkeit in den Ländern der Volksdemokratie, in den Ländern, die dem großen Weltfriedenslager angehören. Er besitzt in seinem Dienstgebäude genügend Separaträume, um seine Besucher streng isoliert zu halten und unliebsame Begegnungen zu vermeiden. Er empfängt seine Brötchenfresser einzeln nacheinander. Einer davon ist derjenige, den wir jetzt näher kennenlernen werden.

WAS JEDER POLE ÜBER GEHLEN WISSEN SOLLTE

General Gehlen hat mir nie Modell gestanden. Aber auch wenn er es getan hätte, wäre ich niemals in der Lage gewesen, ihn in Öl oder Aquarell zu malen; in keiner Technik hätte ich ihn plastisch so darstellen können, wie er in Wirklichkeit ist. Ich weiß nur, daß er blond und sein Kopf nur spärlich mit Haaren bewachsen ist. Er ist mittelgroß und trägt eine kleine Schnurrbartbürste. Aber hier geht es ja nicht um diese Äußerlichkeiten. Ich werde versuchen, ihn ein wenig näher zu schildern.

Die Eingeweihten kennen ihn unter der vereinbarten Kenn-Nummer „30". Hin und wieder tritt er auch als „Dr. Schneider" in Erscheinung. Überhaupt war der Name Gehlen niemals in irgendwelchen Kommuniqués der Nazis zu finden. Dieser Name trat auch in den Protokollen der Kriegsverbrecherprozesse nie in Erscheinung. Ebensowenig findet man diesen Namen in den Verzeichnissen der Kriegsliteratur des zweiten Weltkrieges. Trotz alledem ist Gehlen

für uns Polen nicht die geheimnisvolle Person, die er gern sein möchte.

In seinem Leben spielte Polen mehrmals eine große Rolle — seit Jahren ist Volkspolen für Gehlen ein spezielles Jagdrevier.

Der Vater Gehlens war in Breslau Direktor des „Ferdinand-Hirth-Verlages“, zuvor Offizier der kaiserlich-preußischen Armee.

Nach der Niederlage der deutschen Imperialisten im ersten Weltkrieg trat der damals kaum achtzehnjährige Reinhard Gehlen nach abgelegtem Abitur im Jahre 1920 der Reichswehr bei. Seine Militärlaufbahn beginnt in der ersten Batterie des VI. Artillerie-Regiments in Schweidnitz.

Am 1. Dezember 1923 wird er zum Leutnant befördert. Er dient zu dieser Zeit in der zweiten Batterie des III. Artillerie-Regiments, das aus dem VI. Regiment hervorgegangen ist.

Die nächsten drei Jahre vergehen ohne „besondere Vorkommnisse“ für den Leutnant Gehlen — erst im Jahre 1926 wird er auf zwei Jahre zur Kavallerie-Schule nach Hannover abkommandiert. Leutnant Gehlen liegt ganze Tage auf dem Pferderücken. Nach dem Dienst pflegen die jungen Offiziere ihre Zeit im „Gasthaus Schnurr“ oder in „Kastens Hotel“ zu verbringen.

1928, nach acht Jahren Dienst in der Reichswehr, wird Gehlen endlich zum Oberleutnant befördert.

Weitere vier Jahre später, 1932, heiratet er die Tochter des ehemaligen Husaren-Offiziers von Seydlitz.

Jetzt, nach zwölfjähriger Dienstzeit, muß es sich erweisen, ob Reinhard Gehlen weiter als Truppenoffizier in der Armee bleibt oder die Ausbildung als Stabsoffizier erhält.

Nach dem Versailler Vertrag war es Deutschland verboten, den Großen Generalstab zu unterhalten. Die Ausbildung von Stabsoffizieren auf Militärakademien war ebenfalls untersagt. Es ist aber kein Geheimnis, daß die preußische Militärclique diese Verbote als nicht vorhanden betrachtete.

Generaloberst von Seeckt führte Pflichtprüfungen für alle Berufsoffiziere der Reichswehr ein. Diese Pflichtprüfungen mußten alle Offiziere ablegen, bevor sie zum Hauptmann befördert werden konnten. Die Prüfungen wurden innerhalb des Wehrbezirks abgehalten.

Die Offiziere, die ihre schriftlichen Prüfungen mit Auszeichnung bestanden hatten, durften anschließend eine getarnte Militärakademie für Stabsoffiziere besuchen. Aus jedem der sieben damals bestehenden Wehrbezirke wurden jährlich im Durchschnitt zehn Offiziere auf diese Militärschulen beordert. Im Jahre 1933 wurde im Wehr-

bezirk III (Berlin) der Oberleutnant Gehlen für würdig befunden, eine solche Schule, die der Vorbereitung des neuen Krieges diente, zu besuchen. Kaum ein Jahr später gab Hitler das Versteckspielen auf und rief in Berlin offiziell eine Militärakademie ins Leben.

Gehlen war unter den Absolventen zu finden, die 1935 als erste die Brutanstalt der Nazistabsoffiziere verließen. Die Hälfte dieser Absolventen kam zu ihren Einheiten zurück, die anderen wurden in den — durch Hitler ebenfalls neu geschaffenen — Generalstab versetzt.

Um in den Generalstab zu gelangen, mußte ein Offizier den sogenannten Coup d'oeil, das heißt die Begabung für eine schnelle Einschätzung der taktischen und strategischen Lage und die Kunst, rasch einen Entschluß zu fassen, besitzen. Das war schon zu Moltkes Zeiten so gewesen.

1935 wurden etwa fünfzig Offiziere in den Generalstab abkommandiert, unter ihnen der frischgebackene Hauptmann Gehlen. Nach Ablauf eines Jahres wurde er bereits Adjutant beim Generalquartiermeister im Generalstab des Heeres, später landete er im Operationsstab des Generals von Manstein.

Im Verlaufe von achtzehn Dienstjahren hatte Gehlen somit nicht eine einzige Militäreinheit selbständig kommandiert. Erst als am 1. April 1938 General von Manstein zum Kommandeur der 18. Infanterie-Division ernannt wurde, übernahm Hauptmann Gehlen die 8. Batterie des 18. Artillerie-Regiments, das der Division Mansteins angehörte. Diese Haubitzen-Batterie, die in Liegnitz stationiert war, war die größte Einheit, die jemals durch Gehlen, den späteren General, kommandiert wurde.

Während des Überfalls der Nazi-Wehrmacht auf Polen im September 1939 gehörte Major Gehlen dem Stab der 213. Division an.

Seine Freunde vom Generalstab des Heeres vergaßen Gehlen nicht. Sie betrachteten ihn als Verbindungsoffizier — zuerst zur 16. Armee des Generals Busch, dann zu den Panzertruppen der Generale Hoth und Guderian. Später wird Gehlen Adjutant des Chefs des Generalstabes, des Generalobersten Halder. Schließlich wird er zur Operationsabteilung des damaligen Obersten Heusinger versetzt, desselben Heusinger, der heute bereits wieder in der westdeutschen Bundesrepublik eine neue Wehrmacht aufbaut. Die Kriegsverbrecher Manstein und Guderian, Heusinger und andere — das sind Gehlens Komplicen. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist, so heißt ein altes Sprichwort.

Gehlen wurde nun die Leitung der Abteilung „Fremde Heere — Ost" anvertraut.

Diese Abteilung wertete die Berichte der einzelnen Militärattachés Hitlers, Bücher und Zeitschriften, karthographische Neuerscheinungen, Industrie-Statistiken und andere Dokumentationen aus. Das waren Aufgaben, die mehr in die Analysen- und Koordinierungsarbeit des Generalstabs fielen als in die Militärspionage.

Während des zweiten Weltkrieges dagegen erhielt die Abteilung „Fremde Heere — Ost" ihre Informationen über die UdSSR durch die Ic-Offiziere, die sich in den Stäben der Nazi-Divisionen, Armeekorps und der Armeen mit der jeweiligen Situation des Feindes beschäftigten. Sie unterstanden dem Befehl des Obersten Kinzel, dessen späterer Nachfolger der vierzigjährige Oberst Gehlen wurde.

Die Spionageabteilung des Admirals Canaris, die mit hohem Kostenaufwand vor dem Kriege aufgebaut worden war, lieferte damals bereits genügend Informationen. Während des Krieges gingen aber so manche Verbindungen verloren. Andere faschistische Spionage-Organisationen (das Reichs-Sicherheits-Hauptamt des SS-Obergruppenführers Heydrich und der SS-Spionagedienst unter Brigadeführer Schellenberg) gaben ihre Informationen über das Ausland zur Auswertung an Gehlen weiter.

DIE KONSERVIERTEN SPIONE

Als im Mai 1944 Admiral Canaris ausgebootet wurde, hatte Gehlen bereits einen gut funktionierenden Spionageapparat aufgebaut. Auf Grund der Niederlagen der Nazi-Wehrmacht in der UdSSR verlegte Gehlen sein Hauptquartier vom Schloß Woronino bei Winniza in der Ukraine in ein ostpreußisches Dorf bei Nikolaiken. Der Nazi-Spionagedienst kämpfte damals bereits darum, die nackte Existenz des „Dritten Reiches" zu erhalten. Viele der seit Jahren großzügig vorbereiteten Spionageoperationen wanderten in die Mottenkiste. Dazu gehörte zum Beispiel die unter dem Decknamen „Bajadere" geplante Aktion, die darin bestehen sollte, etwa einhundert in Berlin ausgebildete Hindus durch die Nazi-Luftwaffe nach dem östlichen Iran zu bringen und dort mit Fallschirmen abzusetzen. Durch Belutschistan sollten diese Spione nach Indien gelangen, um dort Spionage- und Diversionsarbeit für die Nazis zu leisten.

1944 hatte Gehlen selbstverständlich keine derart phantastischen Pläne mehr im Kopf. Im allgemeinen war das überhaupt keine fröhliche Zeit für die Nazis. Guderian trug, gestützt auf die Spionageberichte Gehlens, seinem „Führer" die schwärzesten Lageberichte vor. Damals brauchte man wahrhaftig kein großes Spionage-As zu

sein, um zu begreifen, daß der Vorstoß der sowjetischen Truppen an die Weichsel und in die Balkanländer für die Nazis nichts Gutes verhieß.

Aber Hitler verlor seine Überheblichkeit nicht. Er nannte die Berichte Gehlens „den größten Bluff seit den Zeiten Dschingis-Khans“.

Am 9. Januar 1945 trug Guderian dem „Führer“ erneut den Lagebericht vor. Nach dem Vortrag wurde Hitler von einem seiner hysterischen Anfälle heimgesucht und schrie, daß Gehlen in eine Irrenanstalt eingesperrt werden müsse. Guderian verteidigte seinen Schützling, hatte er doch selbst auf Grund eigener Erfahrungen seine Schlüsse gezogen. In Erwartung der Losung: „Rette sich, wer kann!“ beschloß Gehlen, sich mit seinem Archiv, das in der Hauptsache Material über die UdSSR enthielt, abzusetzen.

Die Nazis wandten zu dieser Zeit die verschiedensten Methoden an, um ihre Spionageagenturen zu konservieren und ihre Agenten zu retten.

In den Zeitungen erschienen plötzlich die Todesanzeigen bekannter Gestapoleute und Agenten. Man tat das, um diese Leute nach der Niederlage vor einer Strafverfolgung zu schützen, und damit sie später unter falschem Namen ihre Agententätigkeit wieder aufnehmen konnten. Die Nazi-Zeitungen enthielten in den letzten Monaten des „Dritten Reiches“ viele solcher Anzeigen. Hier und da wurden die „Verstorbenen“ mit richtigen Trauerfeierlichkeiten „beerdigt“, manchmal sogar mit allen „militärischen Ehren“.

Ein anderer Trick in dieser Zeit war die Versetzung der Agenten vom Osten nach dem Westen. So wurde der Spezialist für Polen nach Frankreich geschickt, wo ihn kein Mensch kannte.

Gehlen setzte sich rechtzeitig in die Berge ab. Als Adolf Hitlers „Tausendjähriges Reich“ jämmerlich zusammenbrach, wartete Gehlen im Frieden und in der Einsamkeit der Berge auf seine neuen Brotgeber.

Im Sommer 1945 konferierte ein amerikanischer General des USA-Spionagedienstes in Wiesbaden mit Reinhard Gehlen. Kurze Zeit später erscheint Gehlen mit seinen engsten Mitarbeitern in Washington, wo man mit ihm wie mit einem Bundesgenossen verhandelt.

Zur gleichen Zeit, als das Flugzeug mit Gehlen und seiner Bande an Bord auf dem Flugplatz in Frankfurt am Main zur Landung ansetzt, startet ein anderes Flugzeug in Richtung Osten — nach Polen. Im Flugzeug befindet sich der Oberkommandierende der amerikanischen Truppen in Europa, General Dwight D. Eisenhower, der derzeitige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Zur gleichen Zeit, als General Eisenhower persönlich die in Trümmern liegende Altstadt von Warschau besichtigte, nahm Gehlen mit seinem Stab die Spionagearbeit wieder auf. Die Amerikaner stellten Gehlen ein Gebiet zur Verfügung, das durch amerikanische Truppen hermetisch abgeschlossen war und von Unbefugten nicht betreten werden durfte. Dieses Gebiet befand sich in der Nähe von Frankfurt am Main.

Während General Eisenhower die Ausstellung „Warschau klagt an" besichtigte, zahlte der amerikanische Geheimdienst die ersten Dollars für die Gehlen-Organisation aus.

Während General Eisenhower eine Minute im stillen Gedenken am Grabe des unbekannten Soldaten in Warschau verharrte, um die Gefallenen zweier Weltkriege zu ehren, um der Opfer des deutschen Militarismus, der im Verlaufe eines halben Jahrhunderts zweimal große Gebiete Europas in Trümmerstätten verwandelte, zu gedenken — begann unter dem Schutz der amerikanischen Armee ein gewisser Reinhard Gehlen das Nazi-Spionagenetz in Osteuropa wieder aufzubauen, das durch die heldenhaften sowjetischen Truppen zerrissen worden war.

AN DER „BRÜCKE DES TODES"

In kurzer Zeit bauten sich Gehlen und seine Untergebenen unter den Fittichen des amerikanischen Geheimdienstes ein sicheres Nest. Sie bedauerten ihre ehemaligen Kollegen, die das Pech hatten, in den verschiedensten europäischen Ländern wegen ihrer gegen die Menschlichkeit begangenen Verbrechen abgeurteilt zu werden. Bereits die ersten Spionageberichte Gehlens aus dem Jahre 1946 bewiesen, daß die amerikanischen Investitionen für diese Organisation sich lohnen würden.

Die leitenden Mitarbeiter des USA-Spionagedienstes in Deutschland verfaßten optimistische Berichte an Washington, die zur Folge hatten, daß die amerikanischen Gelder für die Gehlen-Organisation ständig erhöht wurden und der Spionageapparat vergrößert werden konnte. Gehlen hatte fast vierhundert Mitarbeiter in seinem Stab und annähernd zweitausend Agenten zu seiner Verfügung.

Von Frankfurt am Main wurde die „illustre" Gesellschaft bald nach Pullach, einem Vorort von München, unweit der „Brücke des Todes", gebracht.

Vor kurzem schlug Gehlen seine Zelte in der Nähe von Bonn, in der Ortschaft Mehlem am Rhein, auf; selbstverständlich verzichtete er auch hier nicht auf den Schutz der Amerikaner.

Der ehemalige Kavallerie-Offizier Gehlen reitet schon seit langer Zeit nicht mehr auf edlen Rossen wie einst in Hannover — er reitet nur noch sein Steckenpferd: die Spionagetätigkeit gegen die Länder des Friedenslagers. Oft konferiert Gehlen in Bonn mit Adenauer persönlich oder mit dessen Ministern. Er fährt einen schweren Mercedes, seine Autonummer wird häufig gewechselt, und zu seinem persönlichen Schutz stehen ihm zwei ausgesuchte Scharfschützen als Begleiter zur Verfügung.

Die Amerikaner hemmen die „breite Initiative" Gehlens nicht — sie behalten sich lediglich die oberste Aufsicht der gesamten Gehlen-Organisation vor.

Im Stabe Gehlens sind vierzig Offiziere des USA-Spionagedienstes mit Kontrollfunktionen tätig.

Der USA-Geheimdienst beliefert die Gehlen-Organisation auch mit amerikanischen Waffen, Funkgeräten und anderen Spionagehilfsmitteln.

Mitte April 1955 nahm Gehlen an einer Regierungssitzung in Bonn teil, wo er vor dem Adenauer-Kabinett einen Plan erläuterte, wonach seine Organisation in die sogenannte Bundeskanzlei eingegliedert werden sollte. Die Bundeskanzlei untersteht nicht dem Finanz- und Haushaltsausschuß des Bundestages, sondern verfügt über einen eigenen geheimgehaltenen Fonds.

Nach den letzten Mitteilungen aus Bonn spricht man davon, daß dieser Plan Gehlens akzeptiert worden sei. Die Eingliederung der Gehlen-Organisation in das Bundeskanzleramt als Bundes-Nachrichtenamt stellt die unmittelbare Konsequenz der Ratifizierung der Pariser Kriegsverträge dar. (Inzwischen ist sie tatsächlich dem Staatssekretär Globke unterstellt worden. D. Red.)

DER KAUFMANN AUS MEHLEM

Die Kinder Gehlens — Christof und Katharina — besuchen in Starnberg das Realgymnasium. Diese Oberschule wird von dem Direktor Dr. Jobst geleitet.

Die Kinder haben als Beruf des Vaters „Kaufmann" angegeben. In der Tat! Diese Angaben über den Beruf des Reinhard Gehlen sind von dem wirklichen Stand der Dinge nicht allzuweit entfernt. Geh-

len ist offensichtlich ein Händler — er handelt mit Nachrichten, die manchmal nicht besonders zuverlässig sind und für deren Echtheit man oftmals nicht garantieren kann.

Unter den vielfältigsten Firmen-Namen von Handelsunternehmen arbeiten die verschiedenen Abteilungen seines Spionageapparates. Die Namen der Unternehmen wechseln von Zeit zu Zeit. So lief lange Zeit eine Spionage-Zentrale unter dem Decknamen der Firma „Georg Gottschalk & Co., Asphalt und Teer". Am 15. November 1953 erhielt sie den neuen Firmen-Namen: „Gerhard Edelmann, Baugeschäft KG". Eine Abteilung in Karlsruhe trägt das Firmenschild: „Ernst Meißner & Co., Grob- und Feinkeramik".

Die oberste Leitung der Gehlen-Organisation, die sogenannte „GD" (Generaldirektion), ist in drei Hauptabteilungen aufgeteilt.

Diese drei Hauptabteilungen sind wiederum in verschiedene Gruppen und Abteilungen aufgegliedert, wie zum Beispiel Militärspionage, Wirtschaftsspionage und politische Spionage.

Neben diesen Hauptabteilungen gibt es in der „Generaldirektion" noch verschiedene Operativabteilungen und den inneren Verwaltungsapparat, zum Beispiel die Kaderabteilung, Abteilung Schulung, Kuriere, Kartotheken, Nachrichtendienst, das Zentrum der Funkverbindungen sowie die Finanz- und Wirtschaftsabteilung.

Der „Generaldirektion" unterstehen spezielle „Generalvertretungen" — wie überhaupt die Kaufmannsterminologie ausgezeichnet für diese Händler mit dem Tode paßt. Weiterhin bestehen „Bezirksvertretungen" und „Untervertretungen", denen wiederum „Filialen" unterstellt sind.

Die Spione hat Gehlen fachmännisch in bestimmte Kategorien eingeteilt. Der Leser muß sich noch ein wenig gedulden, bis wir die Herren, die sich im Auftrage Gehlens in Polen befinden, in die richtigen Fächer einordnen.

In folgende Gruppen werden die Gehlen-Agenten eingeteilt:

1. „Zuverlässige" — Menschen, die in Westberlin oder in Westdeutschland besonders unter den sogenannten „politischen Flüchtlingen" zu suchen sind. Sie erklären sich bereit, der Gehlen-Organisation Hinweise auf Personen zu geben, die in Polen oder in der Deutschen Demokratischen Republik ansässig sind und die man als Agenten der Gehlen-Organisation anwerben oder für die Bildung von Stütz- und Hilfspunkten für den illegalen Menschenschmuggel durch die DDR nach Polen und umgekehrt gewinnen kann.

2. „Prüfer" — Personen, die an Ort und Stelle kontrollieren, ob die von den „Zuverlässigen" benannten Menschen als Agenten geeignet

sind. Die „Prüfer" sind routinierte Agenten, die Gehlens besonderes Vertrauen genießen.

3. „Lotsen" — Agenten, die die Geworbenen nach Westberlin bringen.

4. „Kuriere" — Agenten, die die Aufgabe haben, die sogenannten „toten Briefkästen" zu leeren und die Spionageberichte nach Westberlin zu bringen.

5. „Quellen". Diese unterteilen sich in:

a) „P" — Agenten, die die Aufgabe haben, Schlüsselpositionen im politischen oder wirtschaftlichen Leben unseres Landes oder der DDR einzunehmen. Über Jahre hindurch haben diese Agenten keinen Kontakt mit der Spionage-Organisation. Sie erhalten auch keine Spionageaufträge. Erst wenn sie nach Ansicht der faschistischen Auftraggeber die Möglichkeit haben, in bestimmte Staatsgeheimnisse Einsicht zu nehmen, bekommen sie ihre Aufträge.

b) „U" — Agenten, die in der Nähe wichtiger Objekte wohnen oder selbst in solchen Objekten beschäftigt sind und ständig über diese Objekte Informationen liefern können.

c) „R" — Agenten, die auf Grund ihrer beruflichen Tätigkeit des öfteren Dienstreisen unternehmen und dabei wichtige Informationen sammeln können.

d) „III" — Agenten, die beim Militär oder bei der Miliz Dienst tun.

e) „S" — Agenten, die sich auf die Schaffung von Spionageverbindungen in Polen oder in anderen Ländern des demokratischen Lagers spezialisiert haben.

6. „Funker" — Personen, die eine besondere Ausbildung an Funkgeräten erhalten haben und die auf dem Funkwege Spionagenachrichten an die Zentrale nach einem vereinbarten Schlüssel weitergeben.

*

Die Gehlen-Organisation ist auch stark auf die Spionagetätigkeit gegen Polen und die Tschechoslowakei ausgerichtet. Damit ist besonders eine Abteilung unter dem Decknamen „Tiefe und Forschung" beschäftigt.

Die Spionageaufträge gegen Polen und die CSR laufen unter der Bezeichnung „Aktion Hermes" (Name des griechischen Gottes der Kaufleute und der Diebe) sowie als „Aktion Pfiffikus".

Dieses Schema ist jedoch nicht starr, sondern wird elastisch angewendet. Vor allem existieren in den Gruppen der Gehlen-Organisation, die unmittelbar gegen Polen arbeiten, „Filialen", die direkt

durch die „Generaldirektion“ angeleitet werden, unter Ausschaltung aller „Vertretungen“.

In ihrer Spionagearbeit tarnen sich die Agenten sehr sorgfältig, immerhin ist es bekannt . . .

Willst du mit einem ehemaligen Gestapo-Offizier sprechen, der heute in den Diensten des Generals Gehlen steht? Dann verlange in München die Telefon-Nummer 80 936 und bitte Herrn Max Preußer an den Apparat. Das ist der Deckname des fünfzigjährigen Gestapo-Mannes Max Staudinger, der von seiner Wohnung aus in München-Pasing, Lichtinger Straße Nr. 24, eine der vielen Spionage-Gruppen der Gehlen-Organisation leitet.

Solltest du aber lieber mit dem ehemaligen SS-Offizier Somann alias Lange, dem Leiter der Gehlen-Organisation in Hamburg, sprechen wollen, dann bitte die Telefonistin, dich mit der Rufnummer Hamburg 55 44 03 zu verbinden.

Eine „Generalvertretung“, die unter dem Kennzeichen „H“ arbeitet, wird durch den ehemaligen Nazi-Militär-Attaché in Tokio — General Körnig — geleitet. Er verbirgt sich hinter dem Decknamen „Kretschmar“ und amtiert fast ausschließlich in Darmstadt, fliegt jedoch auch häufig nach Westberlin, um sich mit seinen Agenten im Kaffee „Atlantik“ am Kurfürstendamm zu treffen. Seine rechte Hand ist ein gewisser Schubert, ein ehemaliger Gestapo-Angehöriger aus der Prinz-Albrecht-Straße in Berlin. Vor der Befreiung Berlins war er einer der gemeinsten Folterknechte, die antifaschistische Gefangene terrorisierten.

Der Leiter der „Filiale K“ ist ein gewisser Peter Fischer, der unter dem falschen Namen Paul Fiedler in Berlin-Neukölln, Ringbahnstraße Nr. 24, wohnhaft ist. Er war seit 1928 Mitglied der Nazipartei und brachte es bis zum SA-Obersturmführer.

Die „Untervertretung 1600“ wird von einem Hauptsturmführer der Waffen-SS, einem gewissen Kaspar, geleitet, dem als Leiter des Kurierdienstes Oberstleutnant Schwarz, ein ehemaliger Stadtkommandant im besetzten Frankreich, zur Seite steht.

SS-Sturmführer Schnuppe, wohnhaft in Westberlin, Wilmersdorf, Pariser Straße, soll ebenfalls nicht vergessen werden. Gemeinsam mit anderen ehemaligen Totenkopfträgern arbeitet er in der Gehlen-Organisation.

Auch der Gestapomann Walter Ott aus Kettwig folgte der Stimme seines Herzens und seinem teuflischen Gewissen. Er bekleidet in der Gehlen-Organisation eine verantwortliche Funktion.

Einer der ehemaligen Kommandeure der Leibgarde Hermann Görings — der Gestapomann Carl — arbeitet gemeinsam mit Gehlen daran, den dritten Weltkrieg vom Zaune zu brechen.

Selbstverständlich hilft auch der Spionage-Fachmann Josef Gieskes, wohnhaft in Hamburg, Adolfstraße Nr. 44, kräftig mit. Er leitet die „Untervertretung XVII" in Hamburg.

Ein dichtes Spionagenetz spinnt sich über Westberlin, das sich bekanntlich aus dem französischen, dem englischen und dem amerikanischen Sektor zusammensetzt. Westberlin wird von der Adenauerschen Propaganda als „Frontstadt" und „Igelstellung" der sogenannten „Freien Welt" hingestellt. Mit der Spaltung Deutschlands durch die separate Währungsreform in Westdeutschland wurde auch in Westberlin die sogenannte Westmark eingeführt. Alle Gesetze der westdeutschen Bundesrepublik werden in Westberlin durch das „Überleitungsgesetz", ohne Diskussion im Westberliner Senat, in Kraft gesetzt, obwohl Westberlin nicht zur westdeutschen Bundesrepublik gehört.

Die Westberliner Frontstadt-Politiker, einschließlich der rechten Sozialdemokraten, unterstützen — wie das gesamte Adenauer-Regime auch — alle Revanchisten und Chauvinisten und unterdrücken und verfolgen die fortschrittlichen Kräfte und alle Friedenskämpfer.

In Westberlin leben über zwei Millionen Menschen. In Westberlin — man höre! — existieren über achtzig Spionage- und Terrororganisationen, die gegen die Deutsche Demokratische Republik und gegen Volkspolen arbeiten.

Wenn wir uns in Berlin in die U-Bahn oder S-Bahn setzen würden, um einige Dienststellen der Spionageorganisationen, der Ost-Büros und der KgU zu besuchen, würden wir an folgenden Stationen aussteigen:

Podbielski-Allee — unmittelbar an der U-Bahn-Station befindet sich das Haus Rohlfsstraße 10. Hier sitzt eine Vertretung der amerikanischen Spionagedienststelle der Kriegsmarine. Wir brauchen nur vorzusprechen und um eine Unterredung mit Herrn Oskar Stebel zu bitten, der seine Qualifikation für diese Funktion beim Nazi-Spionagedienst erworben hat. Es ist allerdings schwer zu sagen, ob dieser Herr bereit wäre, sich mit uns zu unterhalten.

Wenn wir zum Beispiel am U-Bahnhof Nollendorfplatz aussteigen, sehen wir uns ein wenig in den Garagen in der Bendlerstraße 14 um. Dieses Garagen-Unternehmen beherbergt in Wirklichkeit den Spionage-Schlupfwinkel des ehemaligen Majors der Nazi-Wehrmacht Karl Edmund Gartenfeld. Während des zweiten Weltkrieges erwarb er sich besondere Verdienste, als er Agenten über den Kanal nach Eng-

land lotste. Zur Zeit arbeitet Major Gartenfeld im Auftrage des Generals Gehlen.

DAS ALPHABET DER VERBRECHER

Es ist schwierig, sich in den vielen Namen der bestehenden Spionage-Organisationen auszukennen, die sich in dem Sumpf der „Frontstadt“ Westberlin verbergen. Deshalb wollen wir hier nur die wichtigsten nennen.

CIC — das ist der USA-Spionagedienst, dessen aktivste Dienststelle in Berlin-Steglitz, Kaiser-Wilhelm-Straße 4, untergebracht ist und von Oberst Wallach alias „Lorentz“ geleitet wird.

MID — das ist die Abteilung für Militärspionage der USA. Die Westberliner Filiale ist in der Clay-Allee untergebracht.

OSI — das ist die Spionage-Abteilung der amerikanischen Luftwaffe, eine der wichtigsten Dienststellen der Amerikaner in Westberlin, Tempelhof, Columbia-Damm. Dort spielen die Amerikaner Sherman, Hoffmann und Silver und die Deutschen Horr und Fuchs die erste Geige.

Sollte die eine oder die andere Adresse nicht mehr zutreffen, so müssen wir mit der U-Bahn bis Oskar-Helene-Heim fahren und am Hauseingang Clay-Allee Nr. 170 klingeln. Hier wohnt der Oberst des amerikanischen Spionagedienstes Conger alias Gartner, der bestimmt die neuesten Adressen der Spionagedienststellen kennt. In diesem Hause befindet sich nämlich die Zentrale der Westberliner Spionageagentur des amerikanischen CIA, die Koordinierungsstelle der verschiedenen Spionage- und Terrororganisationen.

Unterbrechen wir nun unsere Besichtigungsfahrt. In diesem Augenblick fahren zwei Herren in einem Volkswagen durch die Straßen des französischen Sektors von Berlin. Das sind sehr wichtige Persönlichkeiten in unserer Reportage. Pst — ruhig, ruhig! Wir wollen sie nicht stören. Sehen wir uns ihren Bekannten an, den sie für die „geheime Front“ des Generals Gehlen gewinnen wollen.

Zwei von drüben

BERLIN, 18.00 UHR

Ein Personenkraftwagen fährt durch den Berliner Bezirk Wedding. Er biegt in die Gerichtstraße ein und hält vor dem Haus Nummer 25. Zwei Herren steigen aus. Der eine verschließt sorgfältig die Autotür. Bevor wir den beiden folgen, schauen wir erst einmal auf den Kalender. Es ist der 3. März 1953, kurz nach 18.00 Uhr. Die beiden klingeln an einer Wohnungstür, an der ein metallenes Schildchen mit dem Namen „Heinz Landvoigt“ angebracht ist. Eine junge Frau öffnet ihnen. Als sie hört, daß man ihren Mann, Heinz Landvoigt, sprechen möchte, läßt sie beide in das kleine Zimmer treten und holt ihn.

„Wir hätten mit Ihnen gern eine Viertelstunde persönlich gesprochen“, wendet sich der eine der Besucher an den eintretenden Hausherrn, einen jungen, frischen, blonden Mann.

„Bitte sehr! Wir sind allein. Welches Anliegen führt die Herren zu mir?“

„Man könnte es auch so nennen. Aber, um die Wahrheit zu sagen, dieses alltägliche Wort drückt nicht genau genug den Zweck unseres Kommens aus. Eine besondere Sache führt uns zu Ihnen.“

Erst jetzt schaut sich Heinz Landvoigt seine Gesprächspartner genauer an. Dieser Ton, diese Art zu reden, erinnern ihn an die Zeit, als er noch bei der Kriegsmarine diente: Klare und präzise Worte, mit besonderer Vorsicht und mit Bedacht ausgesprochen, jedoch entschieden und ohne die Antwort dessen, an den sie gerichtet sind, abzuwarten, beziehungsweise ohne überhaupt mit einem Widerspruch zu rechnen. Es war genauso, als hätte er auf seinem Schnellboot diese Worte gehört. Wie hat denn nur dieser Kerl geheißen? . . .

Aber Heinz Landvoigt hat jetzt keine Zeit, sich auf Namen zu besinnen, die er vor acht Jahren gehört hat. Die beiden Männer schauen

ihn an, kalt und ruhig, wie Männer, die zu kommandieren gewohnt sind.

Heinz sagt: „Ich weiß wirklich nicht, worum es den Herren zu tun ist. Wollen Sie etwa Medikamente besorgt haben? Nein, nein, meine Herren, damit befasse ich mich schon lange nicht mehr! Vielleicht könnte ich noch einige Ampullen belgisches Penicillin oder amerikanisches Streptomyzin auftreiben. Ich habe nur noch etwas für meinen persönlichen Bedarf auf Vorrat, so für alle Fälle. Wer kann wissen, ob es nicht schon morgen im eigenen Haus gebraucht wird?"

„Durchaus richtig! Wir verstehen Ihre Vorsichtsmaßregel. Aber wir interessieren uns gar nicht für Medikamente. Wir wissen, daß Sie den Handel mit Medikamenten aufgegeben haben. Das Kolonialwarengeschäft Ihrer verehrten Gemahlin dagegen geht ausgezeichnet. Wir wissen auch, daß Sie es gut verstehen, die Konzession zur Bergung der Wracks, die seit dem Kriege auf dem Grund der Berliner Gewässer liegen, zu nutzen. — So, so — vier Arbeiter — und das Geschäft geht; augenblicklich haben ja Kleinstunternehmer die beste Arbeitsmöglichkeit. Persönlich kann man die Arbeit leichter beaufsichtigen. Man weiß am besten, wem man sein Vertrauen schenken kann. Denn Vertrauen ist ja heutzutage eine große Sache. In der heutigen Zeit kann man wohl sagen, daß derjenige, der das Vertrauen seiner Mitarbeiter genießt, einen großen Schatz besitzt. Ein solcher Mensch kann sich glücklich preisen. — Wir haben zu Ihnen großes Vertrauen, Herr Landvoigt . . ."

„Ich danke Ihnen. Wahrscheinlich sehen mich die Herren das erste Mal. Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, warum Sie mir dieses große Vertrauen entgegenbringen. Ihre Beweggründe sind mir noch schleierhaft."

„Sie wissen von uns gar nichts. Das mag stimmen. Wir dagegen wissen über Sie sehr vieles. Möchte betonen, daß wir sehr viel Gutes über Sie wissen. Die Welt ist, im Grunde genommen, sehr klein, Herr Landvoigt. Sie sind einigen Leuten bekannt, die wir ebenfalls sehr gut kennen, und so haben wir uns kürzlich in sehr angenehmer Weise über Sie unterhalten. — Sie dienten doch unter dem Oberbefehl des Vizeadmirals von Heye, nicht wahr?"

„Jawohl! — Unter Admiral von Heye, der sich 1939 so hervorragend bei der Befreiung der Ostseeküste von der polnischen Herrschaft ausgezeichnet und bewährt hat. Ein tapferer Kommandeur! Was mag er wohl zur Zeit tun?"

„Ihr früherer Befehlshaber, Vizeadmiral Hellmut Guido Alexander von Heye, ist zur Zeit Bundestagsabgeordneter der CDU, Sachverständiger für militärische Angelegenheiten, Mitglied der Bundes-

tagskommission für Fragen der Europa-Armee. Er wohnt in Bremen. Sie sehen, Herr Landvoigt, daß jetzt in der Bundesrepublik endlich die wahren deutschen Patrioten zu Worte kommen, diejenigen, die unserem Vaterland nicht nur in den Jahren des Triumphes und der Glanzzeit treu gedient haben, sondern ihm auch in den Jahren der tiefsten Niederlage und Schmach treugeblieben sind."

„Also hat die Herren ein ehemaliger Kamerad der Kriegsmarine an mich verwiesen? Von diesem erfuhren die Herren wohl auch, daß . . ."

„Wir wissen über Sie, Herr Landvoigt, viel, — viel mehr, als Sie ahnen. Gerade darauf gründet sich unser Vertrauen zu Ihnen. Wir wissen, daß Ihr seliger Herr Vater Sägewerksbesitzer an der Oder gewesen ist, daß er im Jahre 1927 in den Fluten der Oder ertrank, als Sie kaum vier Jahre alt waren.

Es ist uns bekannt, daß Sie durch Ihre Mutter großgezogen wurden. Sie besaß eine zwölf Hektar große Bauernwirtschaft in der Nähe von Kosel, auf diesem schönen deutschen Fleckchen Erde, das momentan von den Polen beherrscht wird — vorübergehend beherrscht wird, wovon wir zutiefst überzeugt sind.

Wir wissen auch, daß Sie, dem Vorbild Ihres tüchtigen Herrn Vaters folgend, bereits als Vierzehnjähriger an Bord einer Oderbarke Ihren Dienst antraten. Als aber im Jahre 1941 unser Vaterland mehr und nötiger als je zuvor tapfere Menschen brauchte, sind Sie der Kriegsmarine als Freiwilliger beigetreten. Drei Jahre später beendeten Sie die Unteroffiziersschule der Kriegsmarine, anschließend wurden Sie einer Division der Minensuchboote als Funker zugeteilt.

Uns ist auch bekannt, daß Sie, Herr Landvoigt, durch den Führer für hervorragende Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse sowie für treue und zuverlässige Dienste mit dem Kriegsverdienstkreuz I. und II. Klasse ausgezeichnet wurden."

Heinz Landvoigt hört schweigend zu. Immer mehr wird er von einem Gefühl des Vertrauens und der Hochschätzung für die Unbekannten durchdrungen, die so genau seinen Lebenslauf kennen und damit auch seine Vergangenheit. Ihm wird jetzt klar, daß es sich in diesem Falle nicht um eine gewöhnliche Transaktion handelt. Nein, nein! Das hier sind keine Kaufleute oder Unternehmer. In diesem Moment sagt der zweite Besucher, der solange geschwiegen hat:

„Sie waren ein Jahr in bolschewistischer Kriegsgefangenschaft, Herr Landvoigt. Anschließend fuhren Sie auf einem Oderschlepper als Kapitän von Gleiwitz über Breslau nach Stettin. Im Frühjahr 1947 kamen Sie nach Berlin. Sie haben Ihre Kusine geheiratet; wir möchten Ihnen zu Ihrer Wahl gratulieren. Eine sehr angenehme und

reizende Frau. Doch von der Liebe allein kann man nicht leben. Deshalb fuhren Sie auch auf Schleppkähnen, die zwischen Stettin und den Häfen Berlins verkehrten. Das Gehalt war selbstverständlich nicht allzu hoch, doch ein geschäftstüchtiger Mensch findet sich immer zurecht, nicht wahr, Herr Landvoigt? Sie betrieben den Menschenschmuggel nach Berlin!"

„Ich verstehe wirklich nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Unter uns wollen wir doch nicht Versteck spielen. Sie sind es doch, dem so manch einer noch heute zu Dank verpflichtet ist, weil Sie es ihm ersparten, sich der so komplizierten — he, he, he — und umständlichen Prozedur der Erlangung des Einreisevisums zu unterziehen, um nach Berlin zu gelangen. Die Leute flohen auf diese Weise aus Polen. Sie aber hatten ein gutes, zusätzliches Einkommen. Sie nahmen doch damals einige Zehntausend der alten Zlotys ein, nicht wahr?"

„Ich nahm pro Kopf dreißigtausend Zloty."

„Nanu, nanu, junger Freund, seien Sie bitte nicht zu bescheiden! Wir sprachen mit Leuten, die Ihnen auch hunderttausend Zloty zahlten. Selbstverständlich ist es uns nicht unbekannt, daß Sie dafür Ihren Kopf riskiert haben. Die Russen und die Polen lassen in solchen Dingen nicht mit sich spaßen. Doch nur dem Mutigen gehört die Welt. Für ihn liegt das Geld auf der Straße!"

„Oder im Garten!" vervollständigt der andere Besucher vielsagend.

„Richtig, sehr richtig! Oder im Garten! Kommen wir zur Sache, Herr Landvoigt. Für lange Gespräche ist die Zeit wahrhaftig zu schade, wir müssen der Sache etwas näherkommen.

Mein Name ist Kaiser, das hier ist Herr Torgler. Unsere Namen sagen Ihnen nichts, aber das Angebot, das wir Ihnen jetzt unterbreiten möchten, enthält in der Hauptsache nur ein Risiko für uns. Für Sie ist es kein Erstlingsauftrag. Für Sie ist das eine Kleinigkeit.

Wir möchten Ihnen den Vorschlag machen . . . Doch vorher noch eins, Herr Landvoigt, Sie können auf unser Angebot eingehen oder auch nicht, das ist schon Ihre Angelegenheit, aber ich bitte Sie auf alle Fälle um tiefste Diskretion.

Also, mein Onkel, Gerhard Kaiser, diente bei der SS. Er war ein tapferer Mann. Sehr umsichtig und tüchtig. Kurz gesagt, als er in das Konzentrationslager Auschwitz abkommandiert wurde, verstand er es, sich dort ein kleines Vermögen anzulachen.

Sie verstehen — was nützt es Leuten, die in die Gaskammer gehen, Schmuck, Geld oder andere Kostbarkeiten zu besitzen? Mein Onkel arbeitete im sogenannten „Kanada". Sie wissen nicht, was das ge-

wesen ist? Das ist eine lange Geschichte, aber Sie können mir glauben, daß mein Onkel dort keinen Nachteil gehabt hat. Gewiß, es war nicht immer angenehm, dauernd mit Polen, Juden und Franzosen zu tun zu haben, oder was es da sonst noch für Gesindel gab. Wir schufen unter ihnen Ordnung, na, und ohne Arbeit gibt es keinen Kuchen.

Leider fehlte dem Onkel der Mut, als es hieß, die Koffer zu packen, um die Kostbarkeiten und Schätze nach Hause zu schicken. Er hat den Koffer mit dem Schatz im Garten einer Villa bei Kosel vergraben. Die genaue Adresse und die genaue Skizze des Ortes, wo er den Koffer vergraben hat, werden Sie von uns erhalten, wenn Sie Ihr Einverständnis . . ."

„Wozu soll ich mein Einverständnis geben?"

„Sie sollten mich lieber nicht unterbrechen! Im Koffer befinden sich vierzehn goldene Uhren. Die Uhrwerke wird man wohl alle auswechseln müssen, denn seit dem Jahre 1945 hat die Feuchtigkeit das ihrige getan, doch den Gehäusen wird sie nicht geschadet haben. Weiter befinden sich dreiundzwanzig goldene Ringe mit eingefaßten Brillanten darin. Der Onkel kann nicht genau ihren Wert abschätzen — Sie verstehen, daß er sich schlecht in der Zeit des Kampfes des Großdeutschen Reiches gegen den Feind mit dreiundzwanzig goldenen Brillantringen sehen lassen konnte, um sie abschätzen zu lassen — doch Schmelz ist das bestimmt nicht. Goldene Ketten, Armbänder, Bruch von Goldzähnen und anderen Schmuck mit einem Gewicht von sechs Kilo hat er im Koffer versteckt!

Überlegen Sie sich das! — Mein Onkel hatte davon soviel, daß er das Gold auf einer gewöhnlichen Küchenwaage gewogen hat! Das pure Gold auf einer Kilowaage gewogen!

So — jetzt fahren Sie nach Polen, Herr Landvoigt, graben den Koffer aus und bringen ihn hierher. Das ist wahrhaftig, im wahrsten Sinne des Wortes, ein goldenes Geschäft! Sie beherrschen die polnische Sprache, Sie kennen die dortige Gegend sehr gut, haben dort Bekannte und Freunde.

Selbstverständlich birgt dieses Unternehmen ein Risiko in sich; dafür könnten Sie aber für sich und Ihre Kinder einen gesicherten Lebensabend haben, ja, selbst für Ihre Enkel würde es im Falle des Gelingens noch reichen. Überlegen Sie sich einmal, welch großes Vertrauen wir in Sie setzen: denn Sie brauchten sich ja hier mit dem Koffer überhaupt nicht mehr einzufinden — doch wir glauben an Sie . . ."

„Nein, nein, meine Herren! Ich bin Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen, sehr dankbar. Aber ich lasse mich darauf

nicht ein! Ich kenne Sie nicht, meine Herren. Ich weiß ja gar nicht, wer Sie zu mir hergeschickt hat? Ich bitte Sie, sich jetzt nicht beleidigt zu fühlen! Es kam schon sehr oft vor, daß jemand überredet wurde, mit diesem oder jenem Ziel die grüne Grenze zu passieren, und er verschwand dann auf Nimmerwiedersehen. Seien Sie mir bitte nicht böse — aber tatsächlich — ich kenne Sie wirklich nicht. Ich möchte nicht bei den Polen in irgendeinem Gefängnis verfaulen."

„Sie gefallen uns immer mehr, Herr Landvoigt!

Mit einer solchen Vorsicht und dieser Intelligenz werden Sie sehr weit kommen. Sie haben in der Tat keine Ursache und keinen Grund, uns zu glauben, allein unseren guten Worten zu vertrauen. Aber wir sind nicht allein. Gehen Sie doch bitte morgen zum Polizeipräsidium in der Friesenstraße! Sprechen Sie dort ein offenes Wort über unser heutiges Thema mit dem Leiter der politischen Abteilung! Dort werden Sie auch Genaueres über uns erfahren. Das ist doch für Sie viel wichtiger als das Gerede von zwei Menschen, die Ihnen stockfremd sind. Wir könnten Ihnen über uns selbst so manches sagen, Sie aber müßten sich das geduldig anhören und wüßten nicht, ob das auch alles stimmt. Dort aber ist eine Behörde!

Wir suchen Sie morgen abend wieder auf. Vielleicht zur gleichen Stunde wie heute? Inzwischen wissen Sie schon vieles über uns und haben außerdem bis morgen Zeit, sich die Sache zu überlegen. Wie sagen die Franzosen — ‚die Nacht bringt guten Rat'.

Wenn Sie aber mit uns einig werden und unser Angebot annehmen, ist Ihnen ein Vermögen heute schon so gut wie sicher. Wollen Sie aber auf unsere Bedingungen nicht eingehen, dann gehen wir friedlich wieder auseinander. Sie gefallen uns in Ihrer Art ganz ausgezeichnet — wir würden gern mit Ihnen einig werden, doch letzten Endes gibt es in Berlin nicht wenige junge, tapfere Menschen, die gern gut verdienen möchten . . .

Bis morgen!"

DIE DRITTE ZIGARETTE

Gehen wir nicht mit Heinz Landvoigt ins Westberliner Polizeipräsidium! Es ist nicht schwierig, sehr schnell dorthin zu kommen. — Wir brauchten bloß auf den Straßen Westberlins auszurufen: „Es lebe der Frieden!" oder „Weg mit den Nachfolgern Hitlers!", sofort würden wir ins Präsidium gebracht werden.

Unternehmen wir in der Zwischenzeit einen kleinen Spaziergang zum Schöneberger Rathaus, dem Sitz des Westberliner Senats, mit dessen Hilfe ein solcher Mann wie der ehemalige Gestapo-Agent und jetzige Vorsitzende der Freien Demokratischen Partei Westberlins und Siemens-Konzern-Gewaltige Carl Hubert Schwennicke maßgebend die Geschicke Westberlins beeinflußt.

Viele interessante Dinge könnte er uns über die Spionage-Organisationen sagen, da er ja selbst bereits bei Hitler den Titel eines Abwehrbeauftragten der Geheimen Staatspolizei getragen hat. Man muß jedoch bezweifeln, daß Schwennicke sich mit uns in ein Gespräch über dieses Thema einlassen würde.

An der Rathausuhr sehen wir, wie schnell die Zeit vergangen ist. Wir müssen in den französischen Sektor zurückkehren, wo unser gestriges Gespräch heute fortgesetzt werden soll. Heute wird dieses Gespräch bestimmt in einer anderen Weise geführt werden.

Wir beobachten, wie sich Frau Hilde Landvoigt zurechtputzt; den Tisch deckt sie mit einem schneeweißen Tischtuch, darauf stellt sie drei Schnapsgläser und eine Flasche Dreistern-Kognak. Ihr Mann, der gestern Hausschuhe und ein zerknittertes Hemd trug, hat heute seinen besten Anzug angezogen, und seinen glattgekämmten Haaren ist die Arbeit eines geschickten Friseurs anzusehen.

Genau um 18.00 Uhr klingelt es an der Tür. Der Nachrichtensprecher des RIAS beginnt gerade die neuesten Nachrichten anzusagen; Heinz Landvoigt schaltet den Rundfunkapparat aus und eilt hinaus, um seine Bekannten zu begrüßen. Einige nichtssagende Worte werden zur Begrüßung gewechselt. —

Mit einem lauten „Prosit!" stoßen die drei Männer an und leeren ihre Schnapsgläser. Noch einmal vergewissert sich Heinz Landvoigt, ob nicht einer an der Tür steht, um ihrem Gespräch zu lauschen. Bewegt erzählt er den Besuchern von seiner Aussprache im Polizeipräsidium und den Resultaten seiner Unterredung. Beide hören mit einem überlegenen, leisen Lächeln zu — so, jetzt weiß er also, mit wem er es zu tun hat.

„Ja, meine Herren, der Leiter der politischen Abteilung versicherte mir, daß ich es in Ihrem Falle mit anständigen Menschen zu tun habe, keineswegs aber mit irgendwelchen verdächtigen Subjekten. Übrigens hatte ich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an sehr großes Vertrauen zu Ihnen. Jedoch, Sie werden verstehen, meine Herren, in diesen Dingen kann man nicht vorsichtig genug sein.

Um mich haben sich schon sehr viele Leute bemüht, Engländer, Franzosen, am häufigsten aber die Amerikaner."



Ein Personenkraftwagen fährt durch den Berliner Bezirk Wedding. Er biegt in die **Gerichtstraße** ein und hält vor dem Haus **Nummer 25.**

Erst jetzt schaut sich **Heinz Landvoigt** seine Gesprächspartner genauer an. (Die Aufnahme wurde bedeutend später gemacht: bei der Gerichtsverhandlung in Szczecin.)



Daraufhin fährt ein Opel des Taxibesitzers **Kupsch** vor. Sie steigen ein und fahren nach Kienitz. Während der Fahrt fragt Landvoigt den Kupsch, wie es mit dem Gepäck stünde . . .



Dem Torgler stellt er den Sägewerksbesitzer **Edgar Sommerfeld** aus Kienitz an der Oder vor, wo ein Stützpunkt für das Übersetzen von Agenten nach Polen eingerichtet wird.

„Das wissen wir. Wir wissen auch, daß die Amerikaner von Ihnen einige Namen von zuverlässigen Binnenschiffern, die die Strecke nach Polen fahren, gekauft haben."

„Mein Gott! Auch das wissen die Herren? Wozu brauchten denn die Amis die Namen?"

„Spielen Sie doch nicht allzusehr den Naiven, Herr Landvoigt! Man hat Ihnen doch ausdrücklich gesagt, daß es sich um zuverlässige Leute handeln muß, am besten um ehemalige Angehörige der SA oder SS, die durch keine Hemmungen und Vorurteile belastet sind, wenn es darum geht, für große Summen kleine Dienste zu leisten."

„Na ja, so war es unter uns ausgemacht. Ich besorgte einige Namen bekannter Schiffer. Das ist wohl kein großes Vergehen."

„Die Amerikaner schicken jetzt ihre Leute zu den von Ihnen genannten Personen, und sie werden diesen Vorschläge für bestimmte Arbeiten unterbreiten. Das heißt, genauer gesagt, sie sollen Menschen über die grüne Grenze nach Polen hineinschmuggeln. Es ist anzunehmen, daß die von Ihnen genannten Personen sich mit der Ausführung dieser Aufträge einverstanden erklären. Denn nicht umsonst haben Sie ihnen Ihr Vertrauen geschenkt — oder haben Sie etwa das viele Geld von den Amerikanern genommen, um dafür unzuverlässige Leute zu benennen?"

„Und wenn sich die Genannten jetzt nicht einverstanden erklären, zu tun, was man von ihnen verlangt?"

„Sie sind ein tapferer Mensch, Herr Landvoigt, Sie erhielten vier Kriegsauszeichnungen. Dabei sind Sie, verzeihen Sie mir bitte meine Offenheit, ein sehr naiver Mensch. Leute, die solche konkreten Angebote ablehnen, enden gewöhnlich sehr tragisch. Der eine rutscht in der Nacht von seinem Schiff ins Wasser und ertrinkt, den anderen überfährt auf einer menschenleeren Straße ein Auto, das vorher stundenlang vor dem Hause stand und wartete, bis sich dieser Dickschädel auf der Straße zeigt. Die verschiedensten Unfälle können sich ereignen. Die Amerikaner sind Menschen ohne moralische Hemmungen. Das deutsche Blut kostet sie ja nicht viel. Aber der Tag rückt immer näher, an dem wir den Kampf wieder in unsere eigenen Hände nehmen werden, um Europa zu vereinigen und die Völker wieder gegen den Bolschewismus zu führen, an dem wir losschlagen werden, um die Polen auch aus Ihrer Heimat, Herr Landvoigt, zu vertreiben.

Sehr richtig handelten Sie, als Sie sich auf eine engere Zusammenarbeit mit den Amis nicht eingelassen haben. Es wird der Tag kommen, an dem wir mit jener Kategorie von Landsleuten abrechnen werden, die sich an fremde Geheimdienste verkauft haben. Augen-

blicklich sind uns die Amerikaner noch unentbehrlich — jedoch nur in bestimmten Grenzen.

Wir Deutschen werden in Kürze zwölf Divisionen besitzen. Das ist erst der Anfang. Heute haben wir schon verschiedene militärische Institutionen, die für den nächsten Krieg notwendig sind. Nun, trinken wir . . . Auf die neue deutsche Großmacht in Europa! Prosit!"

Die drei Männer stoßen an.

Über Berlin legt sich dichter Nebel. Hinter der Fensterscheibe sieht man einen weißen, milchigen Schleier, der sich über Straßen, Plätze und Häuser breitet.

In der Wohnung in der Gerichtstraße ist es anheimelnd und mollig warm. Dem Kognak wird jetzt immer mehr zugesprochen; er bleibt nicht ohne Wirkung auf die Gemüter der Trinkenden. Viele schwierige Angelegenheiten werden jetzt unkompliziert gelöst. Morgen wird man etwas klarer sehen.

Landvoigt öffnet eine silberne Dose und bietet Kaiser und Torgler Zigaretten an. Beide greifen zu. Mit der Höflichkeit des Gastgebers zündet Landvoigt ein Streichholz an und reicht seinen Gästen Feuer. Nachdem Torgler und Kaiser ihre Zigaretten angezündet haben, will Landvoigt auch seine Zigarette mit dem gleichen Streichholz in Brand setzen. Als er gerade seine Zigarette anrauchen will, bläst ihm Kaiser, ohne etwas zu sagen, die Flamme aus.

Landvoigt sieht ihn fragend an.

„Das sollten Sie niemals machen, Herr Landvoigt! Bitte verzeihen Sie, daß ich Ihr Streichholz ausgeblasen habe, aber ein Mensch, der in seinem Leben soviel Krieg geführt hat wie ich, hat seine Erfahrungen. Sie sind noch zu jung, um das alles zu wissen, aber merken Sie es sich genau: niemals sollten Sie mit dem gleichen Streichholz drei Zigaretten hintereinander anzünden!"

„Das habe ich auch schon irgendwann gehört. Aber ob das einen Sinn hat?"

„Es stammt aus der Zeit des ersten Weltkrieges, als unsere Soldaten in den Schützengräben Flanderns lagen. Das war ein Sitzkrieg damals, kein Blitzkrieg . . .

Also, junger Mann, genau unseren Gräben gegenüber stellt der Tommy seine Scharfschützen auf. Es ist finstere Nacht. Der Engländer schaut sich um, beobachtet unsere Gräben und sieht, wie auf unserer Seite ein Streichholz aufflammt. Der Feind verfolgt, in welcher Richtung das Feuer weitergereicht wird. Jetzt raucht schon der zweite Soldat seine Zigarette an, noch zwei Sekunden und der dritte erhält das Streichholz — der Tommy hat ihn inzwischen bereits

aufs Korn genommen und schickt ihm jetzt eine wohlgezielte Kugel in den Kopf.

Heinz, junger Mann, merken Sie sich diese Regel gut: man muß im Leben immer als erster anrauchen . . ."

„Ich kann Ihrer Logik noch nicht ganz folgen . . ."

„Vielleicht werden Sie nicht immer alles auf einmal verstehen, wenn Sie mit uns sprechen, Herr Landvoigt. Das sind keine einfachen Dinge. Doch ich werde Ihnen sofort einiges näher erklären. Haben Sie Ihren Eid auf das Großdeutsche Reich geleistet?"

„Selbstverständlich!"

„Selbstverständlich, ja. — Keiner kann Sie von dem geleisteten Eid entbinden. Sie sind folglich noch immer Angehöriger unserer deutschen Wehrmacht und mit dem heutigen Tage, Funkmaat Heinz Landvoigt, werden Sie wieder zum aktiven Wehrdienst einberufen. Nein, haben Sie nur keine Angst! Dieses Mal werden Sie nicht irgendein schwimmendes Deck schrubben oder Kartoffelschäldienst leisten müssen. Sie brauchen auch nicht Ihren Hals vor dem Pfeifen der ‚Stalin-Orgel' einzuziehen. Wir, lieber Herr Landvoigt, haben uns während des zweiten Weltkrieges genug an den Fronten herumgetrieben; jetzt sollen erst einmal die Jüngeren an die Front gehen.

Diejenigen von uns, die bereits jetzt ihren ehrenvollen und opferreichen Dienst für unsere heroische Sache beginnen, werden diesmal den Krieg in einem ruhigen Bürozimmer oder auch in einem schönen, gemütlichen und warmen Zimmer bei ihrem geliebten Frauchen verbringen."

„Also, der Schatz im Garten, das . . ."

„Sie sollen mich nicht unterbrechen! Haben Sie bei der Kriegsmarine nicht gelernt, daß man die Vorgesetzten nicht unterbrechen darf? Ach ja, richtig, Sie hatten ja bereits während ihrer Dienstzeit mit der Feldgendarmerie einen großen Ärger wegen Ungehorsams im Dienst . . . Ei, ei, die Jugend! So ein tapferer Kämpfer und dann so unbesonnen — selbstverständlich war das einmal! Denn das ist vor neun Jahren geschehen, und die Zeit vergeht, und die Menschen lernen das Leben kennen.

In diesem Garten gibt es nichts, Herr Landvoigt, höchstens Kohl und Spinat. Die Polen haben vielleicht Gurken gepflanzt, Gold gibt es dort aber auf keinen Fall. Wir haben Ihnen diesen Vorschlag gemacht, um festzustellen, wie Sie sich dazu verhalten würden. Seien Sie deshalb nur nicht traurig! Gold gibt es hier in Berlin, wir besitzen es. Wenn Sie vernünftig und mutig sind, soll es Ihnen gehören. Weshalb also einen schweren Koffer von Kosel bis Berlin schleppen,

wenn das Gold in Berlin zu erhalten ist? Ich heiße doch Kaiser, ich kann deshalb auch alle die fürstlich belohnen, die es verdienen. Dabei erfüllen Sie Ihre Pflicht als Europäer und Deutscher. Dabei brauchen Sie sich nicht auf die Suche nach einem dummen, sagenhaften Koffer zu machen. Es geht dabei um die ganze Wirtschaft Ihrer Frau Mutter."

„Hilde ist der Meinung, daß es keinen Sinn hat, nach Schlesien zurückzukehren. Es geht uns doch hier gar nicht schlecht."

„Sie werden doch nicht auf das dumme Geschwätz einer Frau hören? Entschuldigen Sie bitte die Taktlosigkeit, aber es ist besser, wenn für die deutsche Frau auch weiterhin allein die ‚drei K' existieren: Kinder, Küche, Kirche. Für uns Männer heißt es, nach dem altgermanischen Brauch unserer Vorfahren Befehle zu erteilen.

Sie haben wohl recht, es geht Ihnen hier gar nicht schlecht. Es könnte Ihnen aber bedeutend besser gehen. Sie besitzen heute zusammen mit Ihrer Gattin ein Kolonialwarengeschäft, warum sollen Sie nicht schon morgen die Besitzer von zwei gutgehenden Läden sein?"

„Kommen wir zur Sache zurück! Für welchen aktiven Dienst haben die Herren mich vorgesehen?"

„Wir kommen vom Bundesamt für Verfassungsschutz. Sie haben wiederholt Menschen aus Polen nach unserem freien Berlin geschleust. Das war des Geldes wegen. Jetzt sollen Sie in umgekehrter Richtung Menschen von Berlin nach Polen bringen. Im Dienste des Vaterlandes — selbstverständlich nicht umsonst."

„Aber meine Herren! Ich besitze zur Zeit kein Schiff!"

„Es gibt andere Möglichkeiten! Sie sollten begreifen lernen, Herr Landvoigt, daß Sie jetzt Ihre Chance haben und sich mit Menschen verbinden, die einfach alles können. Wir schleusen ja nicht nur nach Polen Menschen ein, sondern auch, einige Tausend Kilometer von Deutschland entfernt, bis hinter den Ural, ja selbst bis nach China!

Sie sagten es doch gestern selbst, und wir haben es uns gut gemerkt, Sie möchten auf keinen Fall in einem polnischen Gefängnis verfaulen. Wir können das gut verstehen. Es hat wohl niemand Lust, im Gefängnis zu sitzen. Aber selbst, wenn sich Ihr Fuß irgendwie und irgendwann einmal in einer Schlinge verfangen sollte, haben wir auch dann noch Möglichkeiten, unsere Leute wieder aus dem Gefängnis herauszuholen. Übrigens werden Sie persönlich sich nicht groß in Polen herumtreiben, dazu haben wir andere Leute. Sie sollen nur bestimmte Personen nach Polen einschleusen. In der Militärkartothek wird dann eine weitere lobende Eintragung vorgenommen werden, und in Ihre Tasche fließen unterdessen fünfhundert Mark.

Wieviele Stunden muß denn Ihre Frau Gemahlin hinter dem Ladentisch stehen, um fünfhundert Mark zu verdienen? Wieviel Wrackschrott müssen Sie aus der Spree herausholen lassen, um fünfhundert Mark in der Tasche zu haben? Fünfhundert Mark bekommen Sie anfangs, später werden wir mehr zahlen. Wofür denn eigentlich? Für eine Überfahrt über die Oder? Wahrhaftig! Sie finden das Geld auf der Straße!"

VON „RATTEN" UND VON „FROSCH-MENSCHEN"

Eine Stunde später fahren Kaiser und Torgler mit ihrem Wagen in den amerikanischen Sektor zurück. Sie sind zufrieden.

„Nun, besonders intelligent ist unser Heinz nicht, doch man muß die Ware nehmen, wie sie sich einem gerade am günstigsten bietet. Er wird uns solange nützen, bis er ausgedient hat . . ."

„Pfui, dieser Zynismus! Als du ihn bearbeitet hast, und ich seine Jugend sah, erinnerte ich mich an meine eigene Schulzeit. Es kamen mir die Lateinstunden und die Mythologie in Erinnerung."

„In diesem Zusammenhang Mars der Kriegsgott?"

„Nein. Als ich mir diesen Heinz so in Ruhe ansah, kam mir Charon in Erinnerung. Kannst du dich an diesen greisen Fährmann aus der antiken Mythologie noch erinnern?"

„Nicht, daß ich wüßte. In der Potsdamer Kadettenschule war ich nur in den militärischen Fächern stark. Auf die anderen Fächer lenkte man unsere Aufmerksamkeit nicht besonders."

„Charon setzte in der Unterwelt die Verstorbenen über den Acheron; das Entgelt dafür nannte man Obolus. Deshalb haben auch die Menschen im Altertum ihren Toten ins Grab Geldmünzen mitgegeben. Hätten sie diese Zeremonie vernachlässigt oder nicht beachtet, wäre der Verstorbene zur ewigen Verdammnis an den Ufern des Acheron verurteilt gewesen."

„Wir werden unserem Fährmann auch den Obolus entrichten, aber von Hand zu Hand, mein Lieber. Soll er unsere Seelen nur nach Polen hinüberbringen und auch unversehrt wieder zurück. Damit ermöglicht er uns die nächste Überfahrt."

So tritt Heinz Landvoigt in den Dienst des Generals Gehlen. Nach Bayern wird ein Bericht gesandt, in dem die erfolgreiche Werbung eines neuen Agenten mit der Kenn-Nummer „ODT-745" gemeldet wird. Der Bonner Spionagedienst hat ein Gefecht an einem wichtigen

Abschnitt des kalten Krieges gewonnen: er spannt einen neuen Agenten in die Arbeit gegen Volkspolen ein.

Landvoigt lernt der Reihe nach seine Komplicen und Helfershelfer kennen. So macht er auch die Bekanntschaft eines Bürgers der Deutschen Demokratischen Republik, des Besitzers eines Taxiunternehmens. Dem Torgler stellt er den Sägewerksbesitzer Edgar Sommerfeld aus Kienitz an der Oder vor, wo ein Stützpunkt für das Übersetzen von Agenten nach Polen eingerichtet wird. Dank dieser Leute organisiert Landvoigt einen Übersetzkanal nach Polen. Heinz Landvoigt hält sich in der DDR unter falschem Namen auf; die Gehlen-Organisation besorgt ihm die erforderlichen gefälschten Personalpapiere, die auf den Namen Heinz Sternberg lauten. Mit Kaiser und Torgler kommt er sehr oft in Westberliner Vergnügungslokalen zusammen. Bei solchen Gelegenheiten ist ihnen das Teuerste gerade noch gut genug, und es wird ordentlich gepraßt. In Westberlin gibt es Tausende von Arbeitslosen. Jede Woche holen sie sich ihre Arbeitslosenunterstützung entweder von den Arbeitsämtern in den Stadtbezirken oder vom Hauptarbeitsamt in der Sonnenallee ab. Auf Kosten dieser Menschen, die ein kärgliches Dasein fristen müssen, führen die berufsmäßigen Menschenhändler der verschiedensten Spionage- und Agentenzentralen ein Schlemmerleben, wie auch auf Kosten ihrer Opfer, die sie als billige Werkzeuge benutzen.

Im September 1953 bestellen Kaiser und Torgler den Heinz Landvoigt zu einem Treff mit einem Mitarbeiter aus der Münchener Zentrale der Gehlen-Organisation, einem ehemaligen Oberst. Der Oberst fragt erst Heinz Landvoigt über seine funktechnischen Kenntnisse aus und kommt dann im Verlaufe des Gesprächs auf den Menschenschmuggel über die Oder nach Polen hinein zu sprechen.

„Sie sehen also“, sagt der Oberst, „der Menschenschmuggel über die Oder wird immer schwieriger. Aber wir haben schon wieder neue Pläne. Sie befuhren doch jahrelang die Oder mit einem Kahn?“

„Jawohl, Herr Oberst.“

„Kennen Sie die Strömung der Oder gut?“

„Jawohl.“

„Haben Sie schon einmal etwas von ‚Frosch-Menschen‘ gehört?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Die ‚Frosch-Menschen‘ haben im vergangenen zweiten Weltkrieg viele waghalsige Taten vollbracht. Die Italiener zum Beispiel haben dank dieser Taktik den Engländern einige ihrer Schiffe in den Mittelmeer-Stützpunkten versenkt. Die ‚Frosch-Menschen‘ tragen

leichte Masken und sind mit einem Sauerstoffgerät ausgerüstet, so daß sie für eine bestimmte Zeit unter Wasser tauchen können. Eine Schwimmweste wird bei dieser Ausrüstung nicht benötigt. Also, die ‚Frosch-Menschen' könnten auf dem Grund der Oder zur polnischen Seite hinübergehen. Wir müssen nur noch feststellen, wie weit sie durch die Unterwasserströmung der Oder abgetrieben werden können."

„Damit müßte ich mich mal beschäftigen. Das ist wohl einer Überlegung wert."

„Diese Sache ist im Moment nicht so brennend, wir nähern uns ja den langen Herbstnächten. Aber zum Frühjahr wird das ein großes Problem sein. Dann werden wir unsere ‚Meereslandungen' in der Oder ausprobieren.

Das geht so vor sich: ein Unterwasserboot kommt von der Ostsee her. Am polnischen Ufer wird ein Schlauchboot zu Wasser gebracht, in dem sich einer unserer Leute und zwei Jungen zum Paddeln befinden. Ebenso ist es auf der Rückfahrt. Das Unterwasserboot kommt vorerst noch nicht an die Oberfläche, es sendet aber Signale, die die Besatzung des Schlauchbootes mit einer Spezialbrille bis auf einen halben Kilometer Entfernung sehen kann. Wenn das auf diese Weise gelotste Schlauchboot nahe genug an das Unterwasserboot herangekommen ist, taucht dieses auf und nimmt unseren Mann an Bord. Das alles ist eine Sache der Übung. Wenn man die Leute gut ausbildet, wird alles äußerst glatt verlaufen.

Aber das ist alles Zukunftsmusik. Augenblicklich muß man das Nächstliegende tun. Sie, Funkmaat Landvoigt, könnten bei uns schnell avancieren."

„Ich danke gehorsamst, Herr Oberst."

„Sie könnten sofort bei der Anlegung und Leerung von toten Briefkästen oder aber auch in der Dreieck-Kopf-Verbindung der Operationsbereiche arbeiten. Wissen Sie, was das bedeutet? Nun, nichts Besonderes, bei der Kriegsmarine haben Sie das natürlich nicht gelernt.

Also unsere Leute in Polen richten tote Briefkästen ein. Dazu wählen sie unauffällige Punkte aus, zum Beispiel in Ruinen oder auf Friedhöfen hinter Grabsteinen. Hier suchen sie sich bestimmte Steine heraus und verstecken dahinter je nach Vereinbarung das gesammelte Material. Jeder einzelne hinterlegt sein Material unabhängig vom anderen, so bleiben sie einander unbekannt. Das ist sehr wichtig, denn schnappen die Polen einen Kurier, kann er niemand verpfeifen. In einen Baumstamm oder Telegrafenmast, einige Dutzend Meter vom toten Briefkasten entfernt, werden große Reiß-

zwecken eingedrückt. Wenn es so verabredet ist, daß die Reißzwecken dicht nebeneinander eingedrückt werden, so hat das zu bedeuten, daß der Briefkasten leer ist, daß er keine Benachrichtigungen beziehungsweise kein Material enthält. Ist aber Material hineingelegt worden, so werden die Reißzwecken breit auseinandergezogen. Das bedeutet, daß der Briefkasten geleert werden muß. Das den Briefkästen entnommene Material muß auf dem schnellsten Wege in unsere Hände gelangen. Was heute von außerordentlicher Wichtigkeit ist, kann schon morgen für uns zur Auswertung nutzlos und überflüssig sein.

Vielleicht übernehmen Sie, Funkmaat Landvoigt, die Aufgabe, einen solchen toten Briefkasten laufend zu leeren? Im Operations-Dreieck gelten die gleichen Grundsätze, nur mit dem Unterschied, daß das Material vom Funker selbst abgeholt wird und er den Inhalt chiffriert an unsere Zentrale funkt."

„Ich überlege es mir, Herr Oberst. In einigen Tagen soll ich wieder nach Polen fahren. Habe einen sehr wichtigen Transport durchzuführen . . ."

„Gut. Sprechen wir uns danach wieder — Sie können abtreten."

„ODT-738"

Wer ist es, der in einigen Tagen mit Hilfe des Heinz Landvoigt polnischen Boden betreten soll?

Zur selben Zeit, als die Unterhaltung zwischen dem Obersten und Heinz Landvoigt stattfindet, landet auf dem Militärflugplatz der amerikanischen Luftwaffe in Berlin-Tempelhof ein Militärflugzeug des „Transport Command". Ein Jeep der amerikanischen Militärpolizei fährt ganz dicht an das viermotorige Flugzeug heran. Dem Flugzeug entsteigen einige amerikanische Offiziere, die von ihrem Urlaub, den sie am Rhein oder im „frohen Paris" verlebt haben, in die Berliner Garnison zurückkehren. Ihnen folgen einige Militär-Kuriere, die vollgestopfte, gut verschlossene Aktentaschen mit sich führen. Schließlich steigen zwei Zivilisten aus und springen blitzschnell in den wartenden Jeep. Nach kurzer Zeit befinden sie sich bereits in der großen Wartehalle des Flughafens. Hier nähert sich ihnen ein dritter Mann. — Hallo! Das ist doch unser alter Bekannter, Herr Kaiser! — Alle drei steigen in das Auto des Herrn Kaiser und fahren in ein Hotel am Innsbrucker Platz.

„Jawohl, das Zimmer für Herrn Mohr und für Herrn Jansen wurde reserviert“, sagt der Portier, „ich bitte die Herren, die Meldescheine auszufüllen“.

Während Mohr und Jansen die Anmeldeformulare ausfüllen, schauen wir Albert Mohr einmal über die Schulter. Zweiundzwanzig Jahre alt ist er, und womit hat er sein bisheriges Leben ausgefüllt? Nein, nein, das schreibt er nicht auf den Meldeschein. Sonst müßte er ja angeben, daß er auch unter den Namen Arthur Machnik und Anton Morawiec lebt. Aber selbst die Kenntnis dieser Namen sagt uns nur wenig, denn in Wirklichkeit heißt er Adolf Machura.

Wir begleiten ihn jetzt in sein Hotelzimmer und beobachten, wie er sich nach der Reise erfrischt und sein wohlgepflegtes Haar kämmt. Dann verläßt er mit seinem Begleiter Jansen das Hotel. Beide schlendern durch die Straßen Westberlins. An Machuras Benehmen erkennen wir, daß er nicht das erstemal in Berlin ist.

Adolf Machura ist Schlesier. Er stammt aus dem Ortsteil Tiefenburg der Stadt Krappitz im Kreis Oppeln. Seine Mutter gehört einer alteingesessenen Oppelner Familie an, der Familie Wiechaczek. Er selbst wurde in den letzten Wochen des Krieges noch Mitglied der HJ, dieser Verbrecherschule der Jugend. Nach Beendigung des Krieges arbeitete er eine Zeitlang bei einigen Bauern in den umliegenden Ortschaften. Später, im April 1950, wurde er bei der Tschechoslowakischen Oder-Schiffahrt in Kozle (Kosel) eingestellt. Auf den Oder-Schleppern hat er sich bis zum Bootsmaat emporgearbeitet. Man hätte annehmen können, daß von nun an sein Leben klar und ordentlich verlaufen wäre. Machuras Prinzip aber war: so viel wie möglich nehmen — so wenig wie möglich zurückgeben.

Seine damaligen Kollegen sprechen noch heute von ihm und nennen ihn — kurz gesagt — einen Spitzbuben. Er bestahl sie, wo immer er nur Gelegenheit dazu hatte. Sehr oft kam es zu Auseinandersetzungen, doch dann nahm ihn sein Kumpan, Jerzy Kotsik, in Schutz. Als die beiden es zu toll trieben und die Belegschaft Machura und seinen Beschützer Kotsik nicht mehr in ihren Reihen dulden wollte, wurde die Miliz (Polizei) geholt. In der Nacht zum 8. November 1952 flohen Machura und Kotsik — dieser mit seiner Frau Theresa — aus dem Kreis Slubice (Frankfurt an der Oder) nach Westberlin.

In Westberlin tauchte Machura bei seiner Tante Marianne von Gülich unter. Die Tante besaß in der Nußbaumallee in Charlottenburg ein Restaurant mit Hotelbetrieb. Am nächsten Tag begab sich Machura zum Polizeirevier, um sich anzumelden. Als er auf die Frage nach dem bisherigen Wohnort seinen Heimatort bei Opole (Oppeln) nannte, verständigte der Polizeibeamte sofort die amerikanische CIC-Dienststelle in der Manteuffelstraße, die daraufhin Machura unverzüglich zu einer Rücksprache bestellte. Stundenlang unterhielten sich die Angehörigen des CIC mit ihm. Welchen Weg er bei seiner Flucht nach Westberlin benutzt hätte, wollten sie wissen. Welchen Weg er durch das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik genommen habe? Was ihm unterwegs aufgefallen sei? Wie stark der Schiffsverkehr auf der Oder sei, und welche Güter auf den Schiffen transportiert würden? Als es für die CIC-Leute feststand, daß sie aus Machura alles herausholen konnten, was sie wissen wollten, schlugen sie ihm vor, ständig für den amerikanischen Geheimdienst zu arbeiten.

Machura lehnte das Angebot zunächst ab, da er ja bei seiner Tante gut untergekommen war und daher gar nicht die Absicht hatte, irgendeine Arbeit anzunehmen. Dafür konnte man ihn häufig in den verschiedensten Nachtlokalen Westberlins antreffen. Tante Marianne war nicht sonderlich begeistert von den nächtlichen Streifzügen ihres Neffen Adolf. Sie kannte ihren Neffen und wußte, daß er sehr schnell mit dem Abschaum der Menschheit Bekanntschaft schließen würde. Sie fürchtete, Adolf könnte in eine kriminelle Affäre verwickelt werden, die ihrem Namen und ihrem guten Ruf Schaden zufügen und ihr Geschäft ruinieren würde.

Wenige hundert Meter vom Potsdamer Platz entfernt, im demokratischen Sektor von Berlin, kann man noch heute die Stelle sehen, an der einst das Haus des „Reichsmarschalls" — des dicken Hermann Göring — gestanden hat. In der ehemaligen Ehrenwache, die zum Hause Görings gehörte, befand sich zu dieser Zeit ein Restaurant, der „Stadtgarten". Dicht daneben, unmittelbar an der amerikanischen Sektorengrenze, war in einer Ruine eine provisorische Bierstube eingerichtet worden.

Im „Stadtgarten", der Tag und Nacht geöffnet war, konnte man Bier, Spirituosen und warmes Essen erhalten. Dieses Lokal war ein Treffpunkt der verschiedensten dunklen Elemente, besonders der Schieber, die hier ihre „Geschäfte" ausheckten und sich mit ihren Kumpanen trafen. In diesem Lokal hatte sich Adolf Machura eines

Nachts sinnlos betrunken. Als er im Morgengrauen ins Hotel der Tante zurückkehrte, bekam diese einen Wutanfall.

Der Krach mit seiner Tante veranlaßte Machura, sich nach einer Beschäftigung umzusehen, um sich von ihr unabhängig zu machen. Ein gewiß lobenswerter Entschluß, doch sind in Westberlin die Chancen zur Verwirklichung eines solchen Vorhabens sehr klein. Machura konnte nicht einmal davon träumen, eine gutbezahlte Stellung zu erhalten. Aber nur eine gutbezahlte Beschäftigung konnte ihm gestatten, seinen leichten Lebenswandel, für den er sehr viel Geld brauchte, weiterzuführen. Machura glaubte, im Ruhrgebiet leichter Arbeit zu bekommen, und ging deshalb in die Manteuffelstraße 31, um sich einen Passierschein nach Westdeutschland ausstellen zu lassen, denn er hatte kein Geld, um die Fahrkarte zu bezahlen. Beinahe hätte er hier gar nichts erreicht und wäre wieder gegangen. Aber Herr Nentwich, ein sehr höflicher, freundlicher und zuvorkommender Mann, gab Adolf Machura eine Chance . . . Er sagte ihm deutlich, daß es für ihn nur zwei Möglichkeiten gäbe, entweder in Westberlin ohne Arbeit und Geld, in Not und Elend weiterzuleben oder aber das Angebot des amerikanischen Geheimdienstes anzunehmen.

Adolf Machura entschied sich für die zweite Möglichkeit. Nentwich sprach ihm so gütig zu, und außerdem war Machura nicht der Mensch, der sich viel Gedanken macht. Wichtig war ihm nur, daß er gut verdienen und gut leben konnte.

Nentwich war übrigens — diese Erklärung sind wir unseren Lesern noch schuldig — ein Vertreter des Generals Gehlen, er wurde für seine Zutreiberdienste pro Kopf bezahlt. Zu seinem Aufgabengebiet gehörte nur die „Lieferung“ geeigneter Leute, die durch die Organisation Gehlen zu Spionen ausgebildet werden konnten, nicht aber die Werbung schon fertiger Spione. Die Ausbildung der so Geworbenen erfolgt dann in Spezialschulen in Westdeutschland.

Machura brauchte also nicht wieder zu seiner Tante zurück. Sein neuer „Brotgeber“ hatte ihn gleich in einem Hotel untergebracht und ihm auch, „vertrauensvoll“ wie er war, achtzig Mark Vorschuß für die kommende Woche gezahlt. Es vergingen einige angenehme und sorglose Tage für Machura; die Fürsorge, mit der Nentwich ihn umgab, ihn, den „Flüchtling“ aus Polen, war einfach rührend.

Als er eines Tages Machura wieder im Hotel aufsuchte, brachte er nagelneue, gute Personalpapiere mit. Von diesem Tage an trug Adolf Machura einen neuen Namen, er hieß jetzt Arthur Machnik. Sie dürfen sich nicht wundern, liebe Leser, daß alle vier Namen die

gleichen Initialen haben, das erleichtert eine eventuelle Kennzeichnung der Wäsche und der übrigen Kleidungsstücke.

Nentwich brachte Machura mit einem Taxi in eine kleine Nebenstraße. Sie warteten ab, bis das Taxi weitergefahren war, und gingen dann einige Dutzend Meter weiter zu einer schönen, großen Limousine, hinter deren Steuer ein hoher amerikanischer Offizier saß. Es war der Kommandant des Tempelhofer Flughafens. Es ist klar, daß keiner von der amerikanischen Bewachungsmannschaft es gewagt hätte, die Insassen des Autos zu kontrollieren, an dessen Steuer der Kommandant selbst saß.

Mit einem Airlift-Order (Ausfahrt-Befehl) für die Benutzung eines amerikanischen Militärflugzeugs ausgerüstet, flog Machura an diesem Tage nach Frankfurt am Main, wo ihn bereits ein gewisser Rudolf Roeder erwartete.

Rudolf Roeder kennt Polen sehr gut, er beherrscht die polnische Sprache fließend und kennt die polnischen Sitten und Gebräuche. Sein großes Gut im Bezirk Olsztyn (Allenstein) gehört heute den werktätigen Bauern einer Produktionsgenossenschaft. Roeder, der bereits über eine große Erfahrung aus den Jahren seiner Mitarbeit im nazistischen Geheimdienst verfügt und SS-Standartenführer war, gibt sich alle erdenkliche Mühe, um seinen ehemaligen Großgrundbesitz in Polen wiederzuerhalten.

Rudolf Roeder fährt mit seinem neuen Zögling von Frankfurt am Main nach Bayern. Das Städtchen Dießen liegt in einer herrlichen Gegend, es scheint so, als läge es träumend am Ufer des smaragdgrünen Ammersees. Seine Bewohner verdienen nicht wenig an den hier ständig weilenden Touristen. Niemandem fällt die Ankunft des Arthur Machnik auf, der hier seinen Urlaub verbringen will. Er wohnt in dem kleinen Hotel „Alte Post", das insgesamt über nur acht Betten verfügt. Häufig verläßt Machnik das Hotel, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen und am Ammersee spazierenzugehen. Er versäumt nicht, sich die Kirche anzusehen, die sich in ihrem Baustil herrlich in die Umgebung einfügt und einen bewundernswerten Altar, ein Werk François Cuvilliés, besitzt. Auch der Kirche des Hl. Alban stattet er einen Besuch ab. Eines Tages wandert er in vier Stunden nach dem zwischen schönen Obstplantagen und Blumengärten eingebetteten Ort Schondorf, wo er die romanische Kirche aus dem XII. Jahrhundert besichtigt. Mit dem Dampfer kehrt er nach Dießen zurück.

Die Spionageorganisation des Generals Gehlen beschäftigt sich weder mit Feriendienst noch ist sie so menschenfreundlich, dem Machura für nichts und wieder nichts die Tagesspesen auf zehn Mark

zu erhöhen, ohne etwas dafür zu verlangen. Für die Herren des Gehlen-Geheimdienstes ist Machura nur ein neuer Agent mit der Kenn-Nummer „ODT-738" in dem sorgsam aufgebauten Agentennetz, das über ganz Polen ausgebreitet werden soll.

Der Agent „ODT-738" besitzt nur eine fünfklassige Schulbildung. Eine Agentenschulung hat er bis jetzt noch nicht erhalten. Beim Militär war er nicht, so daß er eine Haubitze nicht von einem Flakgeschütz unterscheiden kann. Um diese für die Spionagearbeit empfindlichen Lücken wettzumachen, wird Machura durch den Gehlenschen Geheimdienst sehr sorgfältig ausgebildet. Zweimal in der Woche kommt Roeder persönlich in das stille Hotel „Alte Post", um Machura den Umgang mit Geheimtinten beizubringen.

Machura lernt die verschiedensten Methoden und Systeme kennen, insbesondere, wie er die Briefe, die er aus Polen an die verabredete Westberliner Adresse schicken soll, abfassen muß. Der SS-Oberst Rudolf Roeder ist sehr eifrig bei der Sache und bemüht, seinem Schüler soviel als möglich beizubringen.

Meister und Lehrling gehen auch oft gemeinsam spazieren. Häufig sehen die Mädchen der Klosterpension bei ihren Spaziergängen am Ammersee zwei Herren, die sie für Angestellte irgendeiner Generaldirektion halten.

Tatsächlich aber üben die beiden Spaziergänger einfach Topographie. Der Orientierung im Gelände schenkt Rudolf Roeder ganz besondere Aufmerksamkeit.

„Lerne den Kompaß bedienen, denn ohne ihn findest du dich an der Grenze nicht zurecht. Wenn du die Kunst des Umgangs mit dem Kompaß richtig beherrschst, wirst du dich auf polnischem Territorium bewegen, als wärst du in Berlin auf dem Kudamm", schärft der alte Fuchs des Geheimdienstes dem Machura ein.

So, Machura, der Kompaß ist also ein sehr, sehr wichtiges Gerät. An anderen Tagen kommt Herr Jansen ins Hotel „Alte Post", den wir ja schon kennen. Jansen hat im zweiten Weltkrieg starke Verbrennungen erlitten, als sein Flugzeug abstürzte. An den Folgen dieser Verwundung leidet er noch jetzt sehr. Das hindert ihn aber durchaus nicht, den Machura zu unterrichten. Seine Aufgabe ist es, ihm die verschiedensten Flugzeugtypen, die Kunst, sie voneinander zu unterscheiden, sowie die einzelnen Flugplätze in Polen nahezubringen. Machura wird gleichzeitig theoretisch über den Aufbau des Agentennetzes in Polen und die einzelnen Anlaufstellen sowie auch über das Anlegen von toten Briefkästen unterrichtet. „Professor" dieser Disziplin ist ein gewisser Herr Bauer, der aus Lwow (Lemberg) stammt und ein routinierter Spionagespezialist ist. Er

fertigt nicht nur falsche Personalpapiere an, sondern auch die dazugehörigen falschen Lebensläufe seiner Zöglinge. Auch Machura muß jetzt seinen neuen „Lebenslauf" auswendig lernen, um in Polen bei einer eventuellen Festnahme allen Fragestellern die Stirn bieten zu können. Auch bei einer Kontrolle der Personalpapiere muß er seine falschen Daten auswendig können. Während sich Machura am smaragdgrünen Ufer des Ammersees aufhält, scheint ihm Polen ein unvorstellbar weit entlegenes Land zu sein. Nichtsdestoweniger ist es ein Gebot der Vorsicht, auch hier auf Konspiration peinlich genau zu achten, wie man ja auch in Berlin dazu gezwungen war.

Die individuelle Ausbildung der Gehlen-Agenten kostet keine Kleinigkeit, sie garantiert aber, daß sich die Agenten untereinander nicht kennen. Unseren Organen für öffentliche Sicherheitsfragen ist bekannt, daß es Fälle gibt, in denen zwei Gehlen-Agenten eines Spionagenetzes, die in ein und derselben Gegend ausgebildet wurden, voneinander nichts wußten, ja, daß sie davon erst erfuhren, als sie gemeinsam auf der Anklagebank eines polnischen Gerichts saßen.

Machura wurde eingeimpft, auf keinen Fall — komme, was da kommen mag — der westdeutschen Polizei seine Agentennummer preiszugeben. Er dürfe unter gar keinen Umständen den wahren Grund seines Aufenthaltes in Dießen verraten und auch nicht seinen richtigen Namen nennen. Sollte er einmal Scherereien mit der westdeutschen Polizei haben, so solle er verlangen, CIC-Offizieren vorgeführt zu werden. Hier müsse er dann seine Kenn-Nummer sagen.

Die sorgfältige Ausbildung war nicht umsonst; die Ausbildungszeit näherte sich ihrem Ende. Da erschienen eines Tages im Hotel „Alte Post" Polizisten und kontrollierten die Personalausweise. Der Ausweis Machuras gefiel ihnen nicht, und so wurde er festgenommen. Verabredungsgemäß verweigerte Machura jede Aussage und forderte, einem CIC-Offizier vorgeführt zu werden. Offiziere des CIC nahmen ihn nach München mit und hielten ihn dort zwei Tage fest. Von Kaiser wurde er abgeholt, der ihn für sein gutes Verhalten lobte.

Machura kam es gar nicht in den Sinn, daß diese „Verhaftung" eine ganz primitive Examinierung war, die durch die Gehlen-Organisation selbst arrangiert wurde, um den frischgebackenen Agenten auf die Probe zu stellen.

Vor dem Gerichtsgebäude wartete schon der kleine Volkswagen, mit dem man Machura nach Landsberg am Lech brachte. Dieses achttausend Einwohner zählende Städtchen voller Grünanlagen und Naturschönheiten ist aus zwei Gründen bekanntgeworden. Vor allem, weil dort im Gefängnis Adolf Hitler nach dem mißlungenen

Münchener Putsch seine Festungshaft verbüßte und sein berüchtigtes Buch „Mein Kampf“ schrieb, dieses Handbuch zur Massenunterdrückung und der Pogrome. Und dann, weil in der ehemaligen Festung Landsberg die amerikanischen Militärbehörden nach dem zweiten Weltkrieg rund fünfhundert faschistische Kriegsverbrecher der verschiedensten Kaliber inhaftiert hatten, die in den Nürnberger Prozessen verurteilt worden waren. Hier steht auch das Hotel „Goggl“, bekannt unter der Bezeichnung „Witwenhotel“, weil darin die Frauen der Nazi-Verbrecher wohnten, die nichts Besseres für sich zu erwarten hatten, als am Galgen ihr Leben zu beschließen.

DIE LANDSBERGER ERZIEHUNG

Zur Zeit ist die Mehrzahl der in Landsberg inhaftiert gewesenen Kriegsverbrecher in Freiheit gesetzt worden. Die wenigen noch Inhaftierten führen ein wahrhaft königliches Leben. Die Gefängnisbibliothek hat mehr Bücher und Zeitschriften zur Verfügung, als die Landsberger Schuljugend erhält. Die Gefängniszelle, in der Hitler sein „tiefgründiges“ Werk geschrieben hat, wurde von den Amerikanern in eine Kultstätte für die nazistischen Kriegsverbrecher umgewandelt, denen die Amerikaner besondere Fürsorge angedeihen lassen.

Zur gleichen Zeit, als in der besagten Kultstätte des Gefängnisses — wie täglich — die „Umschulung“ der letzten „Pensionsinsassen“ vor sich ging, fuhr unser Volkswagen durch die malerischen Straßen, an den bunten Häuschen vorbei zum Hotel „Glocke“. Kaiser hatte Machura eröffnet, daß er in Dießen durch die Verhaftung kompromittiert sei und sich deshalb dort nicht wieder sehen lassen dürfe. Aus diesem Grunde müsse er jetzt in Landsberg wohnen.

Der „treue“ Herr Bauer war ebenfalls mit nach Landsberg gekommen, um mit Machura die Lebensläufe, passend für die verschiedenen Namen, einzustudieren. Machura ließ sich auf Bauers Anweisung Paßbilder anfertigen, und zwar bei zwei verschiedenen Fotografen, jedesmal in einem anderen Anzug.

Und nun ging der ehemalige Oderschiffer fleißig am Lech spazieren und lernte dabei seine Lebensläufe auswendig.

Im Gebiet der DDR würde er unter dem Namen Albert Mohr auftreten, der im Jahre 1931 in Gleiwitz/Oberschlesien geboren wurde. Nach seinem Grenzübertritt aber würde er in Polen unter

dem Namen Anton Morawiec, geboren am 12. Februar 1927 in Breslau, in Erscheinung treten.

Bauer gab ihm überhaupt keine Ruhe mehr: „Albert Mohr, was hast du 1946 gemacht?"

„1946 . . . Ja, ja, ich habe damals . . ."

„Schneller, du Dummkopf, die Volkspolizei liebt solche Leute nicht, die über ihren Lebenslauf nur stockend sprechen können! Also, Anton Morawiec, was hast du im Jahre 1946 gemacht?"

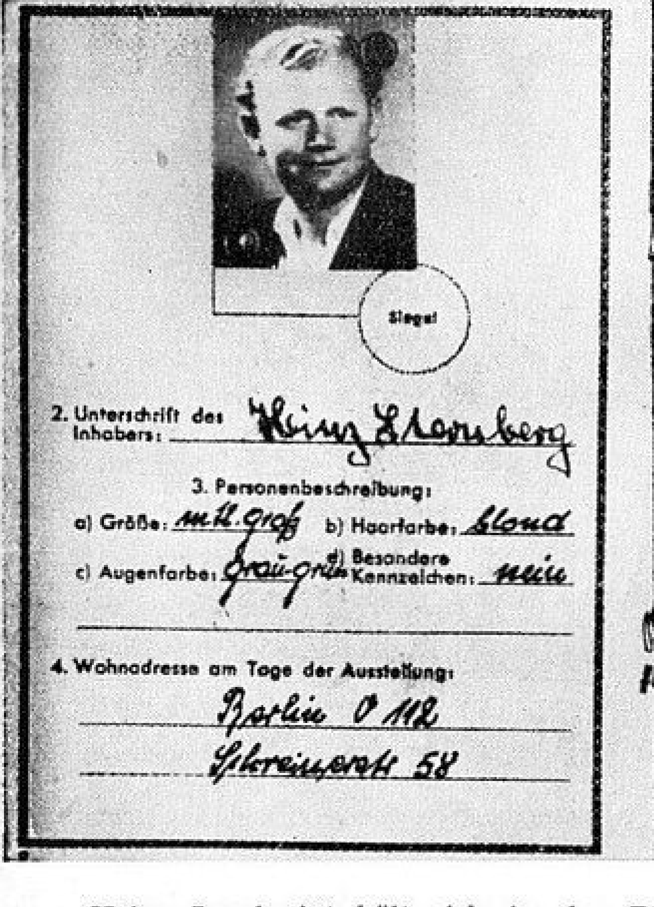
„Ich kam aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft und habe, wie viele andere, am Aufbau Volkspolens teilgenommen."

„Ausgezeichnet, nur weiter so! Aber nicht so schüchtern, sondern schnell und frei sprechen, dann wird dir keine Miliz in Polen etwas anhaben können, und es wird für dich auch keine Gefahr geben."

Polen, Polen . . . Dieses Land schien dem Agenten „ODT-738" von Tag zu Tag immer näher und bekannter zu sein. Aus dem Unterricht verschwanden mehr und mehr die fingierten Namen polnischer Dörfer oder Städte, dafür tauchten des öfteren Namen polnischer Siedlungen auf, in denen Menschen friedlich und nichts Böses ahnend lebten und arbeiteten, Menschen, die nicht ahnten, daß in Bayern die Nachfolger Hitlers bereits wieder Pläne für einen neuen Überfall auf Polen, für einen neuen Weltkrieg schmiedeten.

Anfang September 1953, der Sommer neigte sich bereits seinem Ende zu, erschien Roeder in der „Glocke".

„Na, mein Junge, es ist Zeit, sich auf den Weg zu machen", sagte er. „Du kannst jetzt alles, was wir Soldaten im Kampf gegen den Bolschewismus beachten müssen; all das, was du hier gelernt hast, ist der letzte Schrei der Spionagetechnik. Die Polen ahnen nicht einmal im Traum, daß es so etwas gibt. Kannst du nach dem nassen System schreiben? Nie werden sie in der Lage sein, das zu lesen. Kannst du tote Briefkästen anlegen? Nie werden sie diese finden können. Mein Junge, du hast eine gute und gründliche Vorbereitung für diese Arbeit erhalten. Jetzt hängt alles übrige von dir ab. Vor dir liegt Polen weit und offen . . ." Roeder hielt für einen Augenblick inne und sprach dann weiter: „Du wirst absolut sicher über die Grenze gehen. Einzelheiten darüber erfährst du noch in Berlin. Mach dir nur keine Kopfschmerzen, du bist in Wirklichkeit schon fast in Polen. Jetzt nur weiter so. Du fährst nach Stolpmünde, wo die Saison in vollem Gange ist. Dort wirst du ein Mädchen kennenlernen. Du bist ein ordentlicher Junge und dürftest in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten haben. Du wirst mit diesem Mädchen sehr viele Vergnügungsstätten aufsuchen und sie reich beschenken. Die Geschenke werden wir dir für die Reise zusammenstellen — wir



Siegel

2. Unterschrift des Inhabers: Heinz Sternberg

3. Personenbeschreibung:

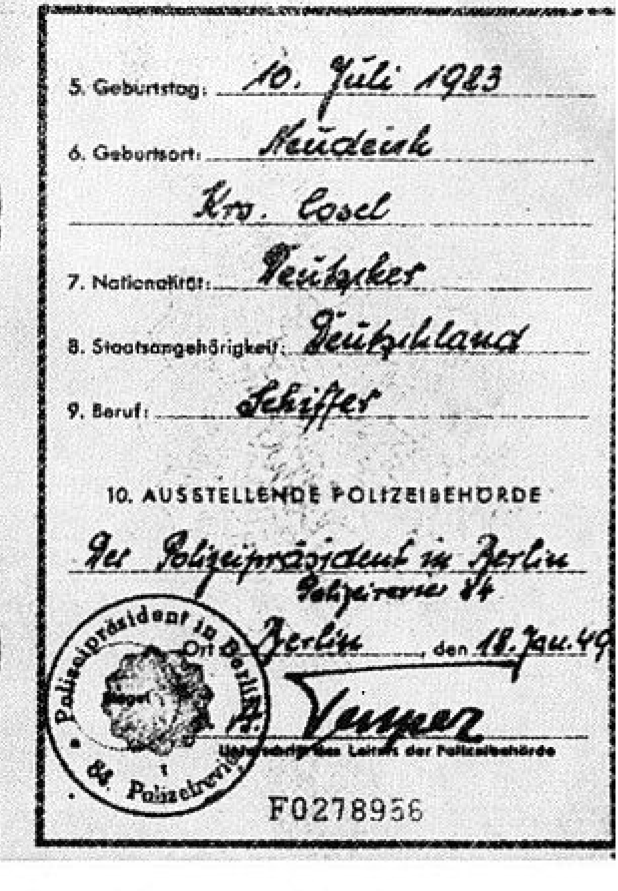
a) Größe: mittelgroß b) Haarfarbe: blond

c) Augenfarbe: grau-grün d) Besondere Kennzeichen: keine

4. Wohnadresse am Tage der Ausstellung:

Berlin O 112

Schreinerstr. 58



5. Geburtstag: 10. Juli 1923

6. Geburtsort: Neudeck

Krs. Cosel

7. Nationalität: Deutscher

8. Staatsangehörigkeit: Deutschland

9. Beruf: Schiffer

10. AUSSTELLENDE POLIZEIBEHÖRDE

Der Polizeipräsident in Berlin

Polizeirevier 84

Ort Berlin, den 18. Jan. 49

Unterschrift des Leiters der Polizeibehörde

Polizeipräsident in Berlin 84. Polizeirevier

Siegel

F0278956

Heinz Landvoigt hält sich in der DDR unter falschem Namen auf; die Gehlenorganisation besorgt ihm die erforderlichen **gefälschten Personalpapiere,** die auf den Namen Heinz Sternberg lauten.



Siegel

2. Unterschrift des Inhabers: Mohr Albert

3. Personenbeschreibung:

a) Größe: groß b) Haarfarbe: dkl. blond

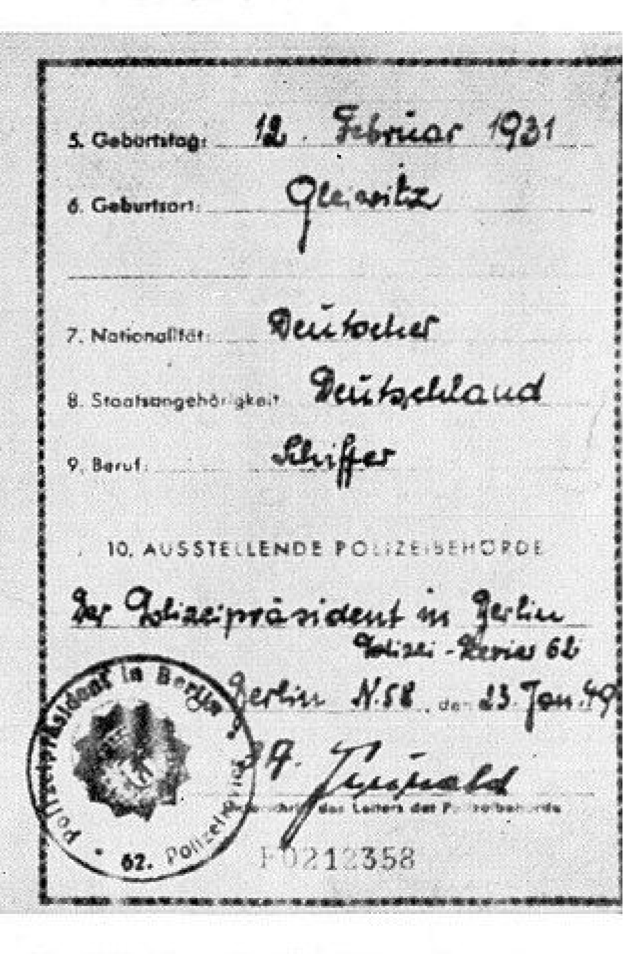
c) Augenfarbe: braun d) Besondere Kennzeichen: keine

1 Brandnarbe l. Gesichtshälfte

4. Wohnadresse am Tage der Ausstellung:

Berlin N 58

Schönhauser Allee 55



5. Geburtstag: 12. Februar 1931

6. Geburtsort: Gleiwitz

7. Nationalität: Deutscher

8. Staatsangehörigkeit: Deutschland

9. Beruf: Schiffer

10. AUSSTELLENDE POLIZEIBEHÖRDE

Der Polizeipräsident in Berlin

Polizei-Revier 62

Berlin N 58 den 23. Jan. 49

Unterschrift des Leiters der Polizeibehörde

Polizeipräsident in Berlin 62. Polizeirevier

F0212358

Schauen wir Albert Mohr einmal über die Schulter. Zweiundzwanzig Jahre alt ist er, und womit hat er sein bisheriges Leben ausgefüllt? . . .

Państwowa Żegluga Śródlądowa
Oddział we Wrocławiu

Wrocław, dn. 12.9.1953

Delegacja służbowa Nr 352/53

Obywatel MORAWIEC ANTON

Stanowisko służbowe marynarz

jest delegowany do Szczecina

Ekspozytura w Szczecinie

w celu objęcia pracy na barce

od dnia 12.9.1953 godz. do dnia 15.9.1953 godz.

i może korzystać z lokomocji pociągiem

Uwagi:

(Pieczęć i podpis Wyd. Finansowego) (Pieczęć i podpis Dyrektora wzgl. Kierownika Zakładu)

Państwowa Żegluga Śródlądowa
Oddział we Wrocławiu

Uwaga: Delegację wystawia tylko Wydział Personalny.

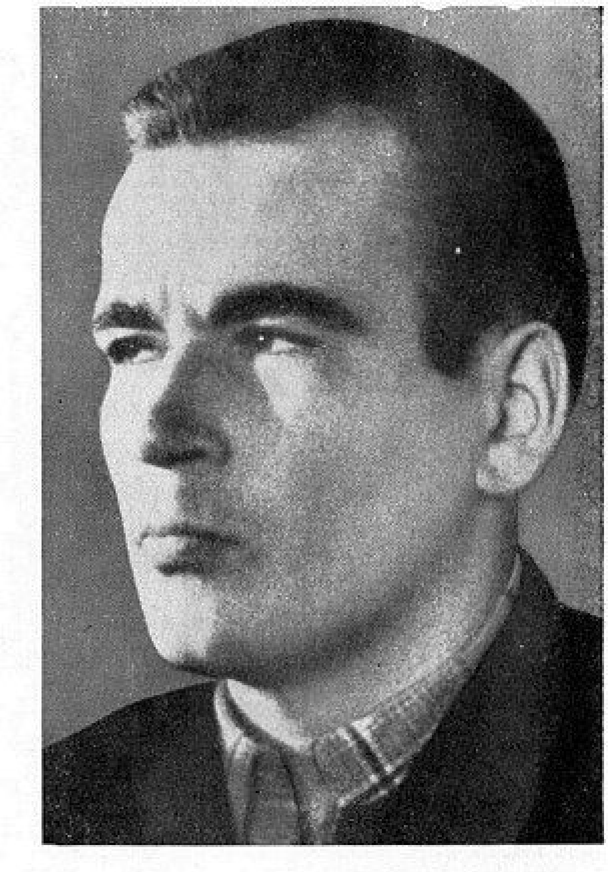
Potwierdzenie obecności

Obywatel przybył do godz.

wyjechał do godz.

i z noclegu służbowego korzystał (nie korzystał).

Pieczęć i podpisy:



. . . Nein, nein, das schreibt er nicht auf den Meldeschein. Sonst müßte er ja angeben, daß er auch unter den Namen Arthur Machnik und Anton Morawiec lebt. Aber selbst die Kenntnis dieser Namen sagt uns nur wenig, denn in Wirklichkeit heißt er **Adolf Machura.** (So sieht dieser Verbrecher aus.)

Später, im April 1950, wurde er bei der Tschechoslowakischen Oder-Schiffahrt in Kozle (Kosel) eingestellt. (Auf diesem Bild ist der Hafen in Kozle zu sehen.)



In Westberlin tauchte Machura bei seiner Tante Marianne von Gülich unter. Die Tante besaß in der Nußbaumallee in Charlottenburg ein Restaurant (siehe Bild) mit Hotelbetrieb.



Deutscher Schiffahrts- und Umschlagsbetrieb (DSU) Berlin

Volkseigener Betrieb

Berlin C 2
Grünstraße 3-6
Fernruf: 51 01 66
Drahtwort: »DSU Berlin«
Bankkonto: Berliner Stadtkontor,
Zweigstelle 43, Warschauer Straße 40
Konto-Nr. 1943
Postscheckkonto: Berlin 142 76

Ihr Zeichen | Ihre Nachricht vom | Unser Zeichen | Tag 10.9.53

Betreff:

B e s c h e i n i g u n g

Es wird hiermit bescheinigt, daß Herr Mohr, Albert, geb. am 12.2.1931, DPA Nr. 15164/49 in unserem Auftrage zwecks Übernahme seiner neuen Tätigkeit in der Zeit vom 11. - 13.9.53 nach Hohensaaten reist.

... und Umschlag...
...s (DSU) Berlin
VEB

Und nun ging der ehemalige Oderschiffer fleißig am Lech spazieren und lernte dabei seine Lebensläufe auswendig. Im Gebiet der DDR würde er unter dem Namen Albert Mohr auftreten . . .

Bereits nach zwei Tagen setzten sie ihren Vormarsch zwischen Kostrzyn (Küstrin) und Cedynia (Zehden) über die Oder in Richtung Berlin fort ... Der Neusiedler und ehemalige Soldat der polnischen Volksarmee Jan Mroz kann uns vom Oderübergang der Armee nach dem Westen erzählen.

Magdalena Wisniewska hat an diesem Morgen nicht viel Zeit, noch länger von ihrem Traum zu erzählen. Sie zieht ihre Kleider schnell an und setzt sich auf das Fuhrwerk, dem der Sohn inzwischen die Pferde vorgespannt hat ... Sie ist kaum 20 Minuten mit ihrem Fuhrwerk auf der Chaussee, als aus dem Gebüsch am Straßenrand überraschend ...

haben das alles einkalkuliert. In unserer Organisation ist alles aufeinander eingespielt. Das Mädchen muß nur für dich Augen haben. Am besten müßte sie am Ort beheimatet sein und dort auch eine Wohnung besitzen. Du machst mit dem Mädel längere Spaziergänge in die Umgebung, am besten wählst du die Strecke Stolpmünde—Leba.

Paß dabei gut auf, was sich um dich herum alles abspielt, wo sich der polnische Küstenschutz bewegt, wo die polnische Miliz ihre Posten aufstellt. Du hast doch gelernt, Skizzen anzufertigen? Jetzt kommt dir das zugute. Du mußt laufend die Stellen der Küste skizzieren, an denen man am besten landen kann.

Schau dir unsere neuen Schlauchboote an, sie sind klein und handlich, läßt du aus ihnen die Luft heraus, kannst du sie in einer Aktentasche tragen. Wie gut wir doch die Landung vorbereiten, nicht wahr? Selbstverständlich ist das keine einfache Sache. So etwas kann man auch nicht in den bayrischen Bergen studieren.

Morgen fährst du mit dem D-Zug nach Itzwörden bei Hamburg. Du hörtest nie etwas von diesem gottverlassenen Loch? Schadet nichts! Dafür kennen wir es! Und weißt du, weshalb wir dieses einsame Dorf gewählt haben? Weil dort die Küste fast dem Strand in der Nähe von Stolpmünde gleicht. In Itzwörden zeige ich dir, welche Stellen sich für unsere Leute am besten zum Anlegen eignen und wie man so eine Landestelle beschreiben muß. Nur die Augen offen halten und acht geben! Den D-Zug betreten wir getrennt, wir fahren auch in getrennten Abteilen, den Mitreisenden gegenüber sind wir uns vollkommen fremd."

DER LETZTE SCHLIFF FÜR ADOLF MACHURA

In einer Nordsee-Ortschaft in der Nähe von Hamburg verbrachten beide zwei Tage. Adolf Machura hatte in seiner Vorstellung schon Ustka (Stolpmünde) vor Augen.

„So, in dieser Richtung schwimmen die Schiffe von Danzig nach Stettin, und an der Stelle, wo hier in Itzwörden eine Kneipe ist, befindet sich in Stolpmünde eine Wache des polnischen Küstenschutzes."

Nach Landsberg kehrten sie nicht wieder zurück. Sie fuhren nach Frankfurt am Main, wo sie Jansen mit dem Koffer Machuras ungeduldig erwartete. In seiner Begleitung befand sich auch Herr

Nentwich. Die Vier fuhren sofort zum Militärflughafen der amerikanischen Luftstreitkräfte.

Nentwich und Machura gingen in die Wartehalle, um sich einige Zigaretten zu kaufen.

Roeder nahm Jansen beiseite und sagte: „Paß mir jetzt besonders gut auf ihn auf und hüte ihn gut, mein Junge, damit er uns nicht noch im letzten Augenblick einen Streich spielt! Kannst du dich noch an den Strolch erinnern, der uns monatelang qualvolle Anstrengungen gekostet hat, dann aber in Berlin, kurz vor dem Einsatz, floh? Ja, ja, wir müssen sehr aufpassen! Der hier scheint ja nicht besonders intelligent zu sein, er ist sich wohl auch noch gar nicht darüber klar, wonach der Braten eigentlich riecht — aber wer kann wissen? Denke daran, sollte er uns verlorengehen, würde sich das sehr zu unseren Ungunsten auswirken, und alles, was er uns bisher gekostet hat, würde unsere Taschen belasten. Die ‚Generaldirektion' würde uns das nicht so schnell vergessen. Faß ihn mit Glacéhandschuhen an, doch halte ihn, solange er noch nicht über die Grenze ist, ordentlich fest! Ihm selber kommt es noch so vor, als ginge er zu einem kurzen Spaziergang nach Polen, um dann recht bald zu seinen Berliner Frauen zurückzukehren . . ."

Kurze Zeit nach dieser Unterhaltung zwischen Roeder und Jansen startete das Militärflugzeug nach Berlin. Am gleichen Tage meldete sich im Hotel am Innsbrucker Platz ein gewisser Albert Mohr, geboren 1931 in Gleiwitz, als Hotelgast an.

Nun sind wir wieder in Berlin. Wir kennen bereits einige Spezialisten des Gehlenschen Spionageapparates, die planmäßig die „Aktion Pfiffikus" vorbereitet haben. Wir kennen Heinz Landvoigt, der die Agenten durch das Gebiet der DDR und über die Oder nach Polen bringen soll. Wir kennen auch den Mann mit den vier Namen, der sich auf dem Weg über die DDR und die Oder nach Polen begeben wird.

Es ist also höchste Zeit, daß sich die beiden, Landvoigt und Machura, kennenlernen!

Derselben Meinung sind die Herren vom Spionageapparat Gehlen. In das Hotel am Innsbrucker Platz, in dem Machura, wohlbehütet durch Jansen, Quartier bezogen hat, kommen Heinz Landvoigt und noch ein anderer Herr, der als Andenken an den vergangenen Krieg eine steife Hand und verkrüppelte Finger hat. Nanu, das ist doch Herr Torgler! Torgler ist der Stellvertreter Kaisers und verantwortlich für die Schaffung von Übergangskanälen auf dem Landwege nach Polen.

Die allgemein üblichen gesellschaftlichen Umgangsformen haben im Verkehr der Agenten untereinander keine Gültigkeit. Machura lernt daher Torgler als „Heinz“ und Landvoigt als „Hans“ kennen. Alle drei, Landvoigt, Machura und Torgler, fahren an einen See im Berliner Westen, um die Tragfähigkeit des Schlauchbootes auszuprobieren, das Landvoigt mitgebracht hat. Es gibt viel Gelächter, als das Schlauchboot kentert und Spion und Lotse durch ihre Ungeschicklichkeit ins Wasser fallen. Torgler ist vorsichtshalber am Ufer stehengeblieben. Schnell wird die Kleidung gewechselt, und alle drei gehen in eine Gaststätte, wo sie zum guten Kognak ein reichhaltiges Mittagessen einnehmen. Die hohe Zeche zahlt selbstverständlich Torgler, der sich aber, der Ordnung halber, das ganze von Machura quittieren läßt.

Am fünften Tage ihres Aufenthaltes in Berlin bringt Jansen Machura in die angebliche Privatwohnung Kaisers, der seinem Zögling den letzten Segen auf die Reise gibt. „Paß gut auf, Adolf“, sagt er, „in der Gegend von Kienitz bringt dich Hans über die Oder. Hier hast du einen Kompaß und eine Pistole!“

„Ich möchte doch lieber ohne Pistole gehen. Werde ich von den Polen gestellt und einer Leibesvisitation unterzogen, bin ich erledigt, wenn sie eine Pistole bei mir finden. Finden sie aber nur ein Messer bei mir, so ist das weniger gefährlich . . . Finden sie aber überhaupt nichts bei mir — ich habe ja gute Papiere — so fahre ich weiter.“

„Selbstverständlich, wie du willst. Jetzt verfügst du über dich allein. Ich kann dir in diesen Dingen nur Ratschläge erteilen, möchte aber nicht auf dich einreden. Also weiter! Nach dem Grenzübertritt begibst du dich nach Fürstenfelde. Dort besteigst du die Eisenbahn, um nach Stargard bei Stettin zu fahren. Die Eisenbahnlinie verläuft dort parallel zur Oder. Ich muß dir wohl nicht noch einmal sagen, daß wir uns hier alle sehr dafür interessieren, wie deine Mission verläuft, teurer Freund! Wir werden sehr gespannt auf eine Nachricht von dir warten und kommen dir, sowie du es wünschst, mit Hilfe entgegen. Wir erwarten also von dir Post aus Stolpmünde oder Leba. So, jetzt geh auf die Reise, und wenn du nach Berlin zurückkommst, erzählst du uns, wie es dir ergangen ist. Sollte sich deine Situation verschlechtern, so gib uns das sofort chiffriert zur Kenntnis.“

Am gleichen Tage werden Machura in seinem Hotel eine ganze Anzahl Nylon-Strümpfe, Kopftücher und Perlon-Wäsche sowie sechstausendundzweihundert Zloty in bar zugestellt. Für die Fahrt durch

die DDR gibt ihm Kaiser einhundertundzwanzig Mark der Deutschen Notenbank. Er schenkt ihm außerdem eine Herrenarmbanduhr, Fabrikat Dox. Ein Kompaß, eine Taschenlampe und verschiedene Kleinigkeiten des täglichen Bedarfs vervollständigen die Ausrüstung. Alle Sachen, die ihm ausgehändigt werden, muß Machura quittieren. Kaiser drückt dem Agenten „ODT-738“ bei der Verabschiedung noch ein Taschenmesser in die Hand. „Nimm das Messer und übergib es Hans, wenn du am anderen Ufer angekommen bist und dich von ihm verabschiedest.“

„Das kann ich ihm doch schon hier in Berlin geben.“

„Hör auf mich, mein Junge, wir zahlen dem Hans für das Übersetzen keine kleine Summe. Aber wir müssen auch eine Garantie haben, daß du gut und wohlbehalten drüben in Polen angekommen bist. Erst auf dem rechten Ufer der Oder wirst du Hans das Taschenmesser geben und ihm sagen, du hättest es irrtümlich in Berlin eingesteckt. Erst wenn Hans mir das Taschenmesser übergibt, werde ich beruhigt sein.

Hier, nimm noch diese schöne Krawatte mit. Gefällt sie dir? Sie ist ruhig im Ton, denn die Polen lieben die schreienden Farben nicht, wie sie unsere Freunde tragen, die über den großen Teich zu uns kamen. Ich gebe dir die Krawatte nicht etwa, damit du damit in Stolpmünde angeben kannst. Schau dir bitte das Futter der Krawatte genau an! Diese Zahl ist kein Zeichen einer Waschanstalt oder der Herstellerfirma. Sie ist die Nummer des Grenzpfahls, an dem Hans auf dich warten wird, sobald du uns geschrieben hast, daß du genügend Material gesammelt hast und wir dich wieder nach Berlin herüberholen müssen. Wir haben alles vorgesehen und einkalkuliert, mein Junge. Sei dir bewußt, daß du im Dienst des besten Geheimdienstes der Welt stehst! Denke auch daran, daß man nach dem Kriege in Polen noch keinen einzigen deutschen Agenten gefaßt hat.“

Am 11. September 1953 besteigt Machura mit seinem „Schutzengel“ Jansen ein Taxi, und sie fahren gemeinsam nach einer S-Bahnstation in Westberlin. Dort werden sie bereits von Landvoigt und Torgler erwartet. Alle vier gehen noch gemeinsam Mittag essen. Im Restaurant spielt ein ausgezeichneter Konzertgeiger. Er geht von Tisch zu Tisch und bleibt an bestimmten Tischen ab und zu stehen.

„Das Geheimnis seines Erfolges liegt darin“, erklärt der Kellner über den Tisch gebeugt, an dem unsere vier Bekannten sitzen, die heute die teuersten Speisen für sich bestellen, „daß jede Frau, an deren Tisch er einmal stehen bleibt, wenn er langsam durch den Raum geht, sich einbildet, er spiele nur für sie.“

„Spiel uns mal etwas Schönes vor", sagt Torgler zu dem Geiger und drückt eine bis zur Unkenntlichkeit zerknitterte Banknote in seine Hand.

„Etwas Feuriges oder Sentimentales? Vielleicht von der Liebe und von Sehnsucht? Meine Geige kann viel, sehr viel sagen . . ."

„Spiel uns etwas von einer weiten Reise und von Freundschaft, aber etwas, das einem das Herz im Leibe zerspringen läßt."

„Vom Verreisen? Vielleicht ‚Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n?'"

„Das ist gut für melancholische Idiotinnen. Unser Weg führt uns in eine andere Richtung. Vielleicht kannst du einen der alten herrlichen Märsche? Zum Beispiel das: Ta-ra-ra-ram, tara, ta-ta-ta-tamtam . . ."

„Aber mein Herr, ich bitte Sie, das ist doch . . . das spielt man doch heute nicht mehr! Das ist doch das Horst-Wessel-Lied! Vielleicht ein bißchen später. Jetzt ist es noch ein wenig zu früh dazu! Ich spiele das Horst-Wessel-Lied des öfteren einigen Herren vor, aber meist erst nach Mitternacht!"

„Nach Mitternacht! Nach Mitternacht sind wir schon . . . Im übrigen ist doch alles egal! Spiel nur, was du willst und was dir einfällt! In einigen Wochen kommen wir bestimmt alle nach Mitternacht hierher."

So ist nun der Tag gekommen, an dem es Abschied nehmen heißt. Landvoigt und Machura fahren mit der S-Bahn in den Demokratischen Sektor von Berlin. Sie gehen in das HO-Warenhaus am Alexanderplatz. Machura kauft eine Thermosflasche, eine große Flasche Rum, Dauerwurst und Konserven. Weiter geht die Fahrt mit der S-Bahn bis zur Endstation nach Erkner, einer kleinen Stadt vor den Toren Berlins. Die Fahrt durch die DDR ist kein einfacher Spaziergang. In Erkner müssen sich die beiden Agenten einer Personalausweiskontrolle durch die Volkspolizei unterziehen. Bei der großen Menge der Fahrgäste entgeht es den aufmerksamen Augen des Volkspolizisten, daß ihre Ausweise gefälscht sind. Die beiden Spione gehen, nachdem sie den Bahnhof verlassen haben, ein Stück die Straße entlang. Landvoigt bleibt vor den Auslagen eines Geschäftes stehen und sieht sich vorsichtig um, um festzustellen, ob sie verfolgt werden. Erst dann gibt er das vereinbarte Zeichen. Daraufhin fährt ein Opel des Taxibesitzers Kupsch vor. Sie steigen ein und fahren nach Kienitz. Während der Fahrt fragt Landvoigt den Kupsch, wie es mit dem Gepäck stünde und wo die Papiere seines Begleiters wären, die er auf dem Territorium Volkspolens benutzen soll. Das Gepäck, erfährt er, ist bereits nach Kienitz vorausgeschickt,

und zwar durch einen Kurier, da der Agent selbst das Gepäck nicht transportieren soll, weil es mit einem zu großen Risiko für ihn verbunden ist.

In einem kleinen Wäldchen in der Nähe von Kienitz hält Kupsch den Wagen an.

„Bitte, steigen Sie aus, wir sind bereits an der Grenze." — Er hat Angst, weiterzufahren.

Der Oderlotse Landvoigt versteckt seinen zukünftigen Passagier unter einem Strohschober, damit dieser ja nicht sehen kann, wo die Gehlenleute in Kienitz ihre Anlaufstelle haben.

Er selbst geht zum Sägewerksbesitzer Edgar Sommerfeld, um die falschen Papiere, das polnische Geld und das Gepäck für Machura abzuholen, das der Kurier hier hinterlegt hat.

Bald kommt er zu Machura zurück. Beide besteigen ein kleines Boot, um im Schutze der Dunkelheit die Oder zu überqueren. Als das Boot knirschend auf den Kies am rechten Ufer der Oder stößt, schaut Machura auf die Zeiger der Dox-Armbanduhr. Es ist genau 22.00 Uhr. Hans übergibt ihm das polnische Geld, sein Gepäck und die Personalpapiere. Von diesem Augenblick an heißt Machura Anton Morawiec. Er drückt Hans beim Abschied lässig ein Taschenmesser in die Hand und sagt: „Ach Gott, beinahe hätte ich es gänzlich vergessen. Ich habe ja aus Versehen Kaisers Taschenmesser in meine Tasche gesteckt. Sei doch bitte so nett und gib es ihm zurück."

Mit kräftigen Stößen rudert Hans dem deutschen Ufer zu. Morawiec steht am polnischen Ufer, schaut ihm nach und denkt daran, daß er jetzt in Polen auf sich allein gestellt ist, der andere aber in wenigen Stunden wieder in Westberlin sein wird. Jetzt gibt es für Machura kein Zurück mehr. Hinter ihm liegt der tiefe Fluß und vor ihm — Polen, das Land, das er vor kaum einem Jahr verlassen hat.

„ODT-738" bricht nach Osten auf. Er geht sicheren Schrittes, in vollkommener Dunkelheit auf weichem, glattem Boden; das ist bestimmt eine Wiese, denkt er. Immer schneller spürt er den Boden unter seinen Füßen schwinden. Seine Haare sträuben sich bei dem Gedanken, daß jeden Augenblick eine Grenzstreife kommen und seinen Ausweis kontrollieren könnte. Paßkontrolle! Dieser Streifen Erde, der sich die Oder entlangzieht, auf dem jeder fremde, ungebetene Gast auffällt, kommt ihm unheimlich vor. Paßkontrolle! Aber selbst Oberst Roeder und Kaiser — die das doch besser wissen müssen — haben ihm versichert, daß es in diesem Grenzabschnitt keine Paßkontrolle gibt. Hier kann doch jeden Augenblick die polni-

sche Grenzkontrolle mit ihren Spürhunden auf mich stoßen, denkt er. Nein, nein, diesen Weg darf ich nicht weitergehen! Und so wendet sich der Agent Machura wieder der Oder zu. Er legt sich in die Büsche, um eine Stunde zu schlafen, leert aber vorher noch mit einem Zug den restlichen Rum aus der Flasche, die er am Alexanderplatz in Berlin für die Reise gekauft hat. Nach einer Stunde springt er auf und durchschreitet die Kontrollpostenlinie von hinten, so wird er bestimmt die Spuren verzwischen und die Grenzposten irreführen, die annehmen müssen, daß einer die Grenzlinie passierte, der aus Polen floh.

Jetzt ist er im Walde. Hier ist es noch dunkler als im offenen Gelände. Die Sträucher streifen seine Kleidung und umschlingen ihn wie ein paar Menschenarme. Mühsam umgeht er die Baumstümpfe, um nicht hinzufallen. Es vergehen Stunden, und er sieht immer noch nicht Boleszkowice (Fürstenfelde). Er greift nach dem Kompaß, um noch einmal die Marschrichtung zu überprüfen.

Nein, nein! Er hat sich doch nicht geirrt, denn verlaufen hat er sich nicht. Jetzt geht er vollkommen richtig. Noch einige Minuten sind zu marschieren, und der Bahnhof muß zu sehen sein. Der heiße Tee am Buffet des Bahnhofslokals wird ihm gut tun. Eine idiotische Idee von den Polen, in den Bahnhofswirtschaften den Ausschank von Alkohol zu verbieten. Ein kräftiger Schluck Alkohol würde ihm jetzt gut tun.

Eisern schreitet er weiter. Seine „Dox“ zeigt an, daß Mitternacht vorüber und demnach bereits der 12. September 1953 angebrochen ist. Inzwischen ist es bereits nach ein Uhr, aber Boleszkowice ist noch immer nicht zu sehen! Was noch viel schlimmer ist, er könnte schwören, daß er auf dieser Waldschneise schon einmal gewesen ist. Stimmt das, oder ist es nur eine Täuschung? Ganz nüchtern ist er auch nicht mehr. Die Gedanken drehen sich in seinem Kopf, suchen nach einer Erklärung.

Plötzlich trifft ihn eine niederschmetternde Erkenntnis. Er kniet nieder und sucht noch einmal seinen Kompaß hervor, schüttelt ihn heftig in seiner Hand, dreht ihn in eine andere Richtung, doch die Magnetnadel bewegt sich kaum von der Stelle. Das geniale Orientierungs-Instrument, das einstmals den berühmten Marco Polo und einen Christoph Kolumbus auf ihren Weltreisen sicher führte, versagt hier plötzlich und gerade in dem Augenblick, da es dem Agenten den sicheren Weg in das polnische Hinterland zeigen soll. Jetzt sieht Machura auch, was los ist: die Magnetnadel seines Kompasses hat sich verklemmt, und er ist stundenlang im Kreis herumgelaufen. Er

hat den Kampf mit der Zeit verloren. Irgendwie muß er diese Verzögerung wieder wettmachen. Wenn ich mich jetzt nach diesem höllischen Irrmarsch etwas hinlege und ausschlafe, kann mir das nichts schaden, denkt er. Danach läßt es sich bestimmt besser marschieren. Er legt sich wiederum hinter einen Busch; in kürzester Zeit fällt er in tiefen Schlaf; er ist übermüdet und überanstrengt. Die morgendliche Kühle weckt ihn. Inzwischen ist es hell geworden. Er zieht seine Uhr auf, die noch gestern auf dem Nachttisch seines Berliner Quartiers lag. Es ist 5.15 Uhr morgens, er befindet sich bereits seit sieben Stunden auf polnischem Boden.

Machura kämmt sein Haar und reinigt seinen Mantel vom Laub. Ruhigen Schrittes geht er seinen Weg.

WANDERER, SAGE ES POLEN . . .

*„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl." *)*

Wir Polen sind hier nicht erst seit heute . . .

Unweit von hier, in der Gegend von Cedynia (Zehden), wollten die Deutschen zum ersten Male die Oder überschreiten, um am polnischen Ufer zu landen. Diese Absicht machte der polnische König Mieczyslaw I. zunichte, indem er das deutsche Heer zerschlug — wie es der deutsche Chronist Thietmar erzählt. Es vergingen Jahrhunderte; die oben beschriebene Gegend von Boleszkowice kam in den Besitz der drei preußisch-pommerschen Junker von Edling, von Manteuffel und von Wödtke.

Hier spielt sich der zweite Teil unserer Reportage ab. Auch in den Familienchroniken dieser drei preußischen Junker taucht der Name Boleszkowice auf. Der Chronist erwähnt den Ort das erste Mal im Jahre 1252. Ausgangs des Mittelalters führte ein wichtiger Handelsweg von Süden nach Norden über Boleszkowice. Anfang des 15. Jahrhunderts war die Stadt größer als Kostrzyn (Küstrin). Viel Interessantes könnte man über die fremden Herren dieser polnischen Erde berichten. Doch für uns Polen sind die Tage unserer Befreiung am wichtigsten.

Am 18. April 1945 marschierten über die Ortschaften Sitno (Schönfeld), Mieszkowice (Bärwalde),über Moryn (Mohrin) und Boleszkowice

---

*) Diese Inschrift kann man noch heute auf den Gräbern der Spartaner lesen, die im Jahre 480 v. u. Zeitrechnung bei Thermopylae gegen die Perser kämpften.

(Fürstenfelde) hinter Panzern die Infanterie-Regimenter der jungen polnischen Volksarmee. Jenseits der Oder, am westlichen Ufer, spie die deutsche Artillerie aus glühenden Rohren Tod und Verderben in die heranrückenden polnischen Formationen. Bereits nach zwei Tagen setzten sie ihren Vormarsch zwischen Kostrzyn (Küstrin) und Cedynia (Zehden) über die Oder in Richtung Berlin fort.

Der Reporter, der jetzt, neun Jahre später, diese Gegend, den Spuren der Adenauer-Spione folgend, besucht, betritt den Friedhof von Lysogorki. Viertausend polnische Helden des zweiten Weltkrieges ruhen hier, gefallen im heiligen Befreiungskampf unseres Volkes, für die Freiheit unseres polnischen Vaterlandes.

Viele Bewohner von Lysogorki, die aktiv vor neun Jahren mithalfen, diese historische Tat der Befreiung zu vollbringen, leben noch im Ort. Der Neusiedler und ehemalige Soldat der polnischen Volksarmee Jan Mroz kann uns vom Oderübergang der Armee nach dem Westen erzählen. Er kann davon berichten, wie die vorrückenden Soldaten der polnischen Ersten Armee ins Dorf gestürmt kamen und wie auf der in der Nähe des Dorfes befindlichen Anhöhe der gesamte Stab der Warschauer Pioniere durch einen Volltreffer fiel.

Wanderer, kommst du an die Oder, so lies auf der hölzernen Tafel die von ungelenker Hand geschriebenen Worte: „An dieser Stelle überschritt das zweite Regiment der Division ‚Tadeusz Kosciuszko' in treuer Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee die Oder, die westliche Grenze der polnischen Volksrepublik."

In Boleszkowice (Fürstenfelde) ist das Andenken an den unbekannten Leutnant der Sowjetarmee in lebendiger Erinnerung, der sich auf die Trümmer der von den Nazis bei ihrem Rückmarsch gesprengten Oderbrücke vorgearbeitet hatte und unter starkem Beschuß von einem verbogenen, eisernen Brückenteil aus das Feuer der in Moryn (Mohrin) stehenden „Katjuschen" — die Deutschen nannten sie „Stalinorgeln" — auf das westliche Ufer lenkte. Unter dem Schutz des konzentrierten Feuers der „Katjuschen" setzten die polnischen Truppen über die Oder. Der Leutnant aber erlebte den Erfolg seiner Heldentat nicht mehr, denn wenige Minuten, bevor die Truppen den Fluß überquerten, fand er durch ein faschistisches Geschoß den Heldentod.

In der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft von Boleszkowice, die im Jahre 1950 gegründet wurde, finden wir viele Menschen, die mit dazu beitrugen, daß diese polnische Erde wieder frei wurde.

Hier wird um die Lösung der gleichen Probleme gerungen wie in ganz Volkspolen. Auch hier wird der Kampf um das neue Dorf

geführt. Sehr oft werden von Ballons aus Flugblätter abgeworfen, die die Rückkehr der preußischen Junker nach Pommern ankündigen. Es gab sogar Menschen, die diesen Flugblättern Glauben schenkten.

Der Bauer Bugajski sagte zum Beispiel des öfteren: „Die Amerikaner werden diese Kolchosleute hinter der Oder doch wieder vertreiben!“

Deshalb nimmt es nicht wunder, daß gerade Bugajski als einziger Bauer im Dorf sein Pferd aus der LPG zurückholte. Er trat aus der LPG wieder aus.

Alle übrigen Dorfbewohner, die Landwirtschaft betreiben, gehören der LPG an, und es geht ihnen nicht schlecht.

Der Hauptbuchhalter der LPG, Slodczyk, und ein Brigadier der LPG, Terlecki, waren bei der Befreiung von Boleszkowice mit dabei; später schlug ihr ganzes Bataillon in diesem Ort Biwak auf.

Zu diesen Soldaten gesellte sich eine so mutige Frau wie Sofia Grzechot, Mutter von fünf Kindern; sie half mit, das befreite Land an der Oder zu bearbeiten. Daß sie der LPG beitrat, veranlaßte viele Frauen in Boleszkowice, ihrem Beispiel zu folgen. Bei den Erntearbeiten in diesem Sommer des Jahres 1953 fehlte Mutter Grzechot nicht einen einzigen Tag.

An der heimlichen Front des kalten Krieges wird indessen der Kampf ununterbrochen weitergeführt.

Es ist der 12. September 1953. Auf polnischem Boden liegt, hinter einem Busch versteckt, der Gehlenagent Machura. Er ist ein „Fühler“ der Vorhut für einen neuen Überfall der Landräuber und Nachfolger Bismarcks und Hitlers auf unser polnisches Vaterland.

Jedoch die Angehörigen der Sicherheitsorgane unseres Staatsapparates stehen auf Wacht, damit auch die Bauern der LPG von Boleszkowice und die Bauern in vielen anderen polnischen Dörfern ungestört ihre Ernte einbringen können.

EIN FUND WIRD SEINEM BESITZER ZUGELEITET

In dieser Nacht haben die Soldaten der Grenzwacht Pasik und Przybyla Dienst.

Ruhigen Schrittes gehen sie ihren gewohnten Weg; plötzlich entdecken sie im Schein ihrer Taschenlampen die frischen Fußspuren

eines Menschen. Auf dem Grenzstreifen in unmittelbarer Nähe des Kontrollpunktes Fußstapfen!

Sofort knipsen sie ihre Taschenlampen aus und suchen in den nächstgelegenen Büschen nach dem Unterschlupf des Grenzgängers. Sie finden niemanden.

Während einer der Soldaten sichert, nimmt der andere einen Telefonhörer aus seiner Tasche und schließt ihn an einem in der Nähe befindlichen Telefonmast an, um die Grenzwache von dieser Entdeckung in Kenntnis zu setzen und sie zu alarmieren; denn es steht fest, daß in diesem Abschnitt die Grenze verletzt wurde.

Alsbald meldet sich der diensthabende Offizier der Grenzwache, und der Soldat Pasik erstattet dem Hauptmann Meldung. Aufmerksam nimmt der Offizier die Meldung entgegen und gibt Grenzalarm, der jeden Grenzsoldaten elektrisiert:

„Alarm! Die Grenze wurde durchbrochen!“

Die Grenze wurde durchbrochen! Die Grenze wurde durchbrochen! In wenigen Minuten ist der ganze Abschnitt alarmiert.

Die Grenze wurde durchbrochen! Die Soldaten stürzen aus ihren Bereitschaftsräumen; schon im Laufen, ergreifen sie ihre Waffen. Andere, die sich auf eine ruhige Nacht gefreut hatten, werden aus ihren Betten geholt. Blitzschnell ziehen sie sich an, rasen die Treppen hinunter, nehmen gleich drei Stufen auf einmal.

„Die Grenze wurde durchbrochen“, melden die Telefone auf allen Grenzposten-Stationen. Entlang der Oder erhalten die Funkstationen im vereinbarten Chiffre-Text diese Nachricht, überall, wo in den Wäldern oder auf Feldern, in Städten oder Dörfern im Bereich der Oder die Soldaten der Grenzwacht auf Posten stehen, erhalten sie die Meldung, daß sich ein Feind auf polnischen Boden geschlichen hat. Vielleicht trägt er Sprengstoff bei sich und will damit eine Fabrikanlage in die Luft sprengen, vielleicht will er etwas Wichtiges auskundschaften, vielleicht . . . Wer weiß?

Die Grenze wurde durchbrochen! In Boleszkowice und in den nächstliegenden Grenzposten-Stationen fahren die Mannschaftswagen vor. Die Hundezwinger werden geöffnet und die Spürhunde der Grenzsoldaten herausgelassen. Gemeinsam mit den Soldaten springen die Hunde auf die Autos, oder sie laufen mit ihnen auf die verschiedenen Grenzpunkte zu. Auch auf die Hunde hat sich die Erregung übertragen, sie bellen leise. Sie sind auf die Verfolgung von Grenzgängern dressiert, und die Spannung der Grenzsoldaten, jener Soldaten mit den grünen Rändern an den Mützen, überträgt sich auch auf ihre treuen und zuverlässigen Helfer, die Spürhunde.

Die Grenze wurde durchbrochen! Trotz des Marschtritts der Soldatenstiefel, des Lärms der Militärfahrzeuge und der aufgeregten Hunde beobachten wir kein Durcheinander. Im Gegenteil! Jede Bewegung ist sinnvoll und verfolgt ein bestimmtes Ziel. Das alles wurde viele Male geübt und geprobt. Solche Übungen nehmen in ruhigen Tagen die meiste Zeit des Soldatenlebens in Anspruch.

Die Grenze ist durchbrochen! Der Mensch, der das tat, wird nach einem gut durchdachten Plan verfolgt. Dieser Plan wurde vom Stab bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet, für den Fall, daß an einem bestimmten Tag, in einem bestimmten Abschnitt der Feind die Grenze Polens verletzen würde.

Grenzverletzungen, die man ja auf allen Grenzabschnitten erwarten muß, zwingen dazu, Maßnahmen zu treffen, die es dem Eindringling unmöglich machen, in das Innere des Landes zu gelangen.

„Also hier, Genossen", könnte es in einem Falle heißen, „genügen siebzehn Soldaten und ein Melder mit Fahrrad." Gelingt es aber dem Feind, nach Norden durchzubrechen, dann erwartet ihn ein anderer Sperrgürtel, eine andere Sperrkette. Im Süden drohen ihm die verschiedensten Fallen, die mit Vorbedacht im Dickicht des Waldes angelegt sind.

Die Eisenbahnstationen werden besonders scharf überwacht. Die Grenzsoldaten kontrollieren die Züge Tag und Nacht. Auf den Straßen patroullieren die Streifen der Grenzwacht.

Der Stab des Grenzabschnitts wird über alle Vorkommnisse in seinem Bereich sofort unterrichtet und lenkt dann planmäßig die ganze Aktion. Das blasse Licht des anbrechenden Tages findet die Offiziere über die Geländekarten gebeugt. Sie geben ihre Befehle über das komplizierte System der Verbindungen bis in die entlegensten Winkel des Grenzabschnitts.

Der Grenzsoldat Stanislaw Cyniak hatte nachts zuvor Grenzdienst. Morgens um neun Uhr kehrte er von seinem Kontrollgang zurück und gab seinen Rapport ab: „Auf der Streife keine besonderen Vorkommnisse."

Er wusch sich ordentlich und legte sich schlafen; mittags speiste er gemeinsam mit seinen Kameraden. Dann legte er sich wieder hin, um ordentlich auszuschlafen.

Doch es kommt anders. Um zwei Uhr morgens stürzt der Unteroffizier aufgeregt in den Schlafraum: Alarm! Alarm!

Bereits wenige Minuten später geht der Soldat Cyniak gemeinsam mit seinem Kameraden Loza einen Waldweg entlang.

Etwa gegen vier Uhr morgens erreichen sie ihren Standort. Beide nehmen in einer vorbereiteten Tarnstellung den Wachtdienst auf. Die Stellung ist am Waldrand gut versteckt. Vor ihnen liegt freies Gelände und eine Wegkreuzung. Der eine Weg führt durch den Wald und der andere von der Grenze zur nächsten Eisenbahnstation.

Die Grenzsoldaten Cyniak und Loza legen sich ins Gebüsch und beobachten mit geübten Augen das Gelände.

Etwa gegen sieben Uhr morgens hören sie in der Ferne ein Pferdefuhrwerk auf der Chaussee poltern.

Die Soldaten strecken ihre Arme einmal aus, die ihnen in der Morgenkühle und durch das unbewegliche Liegen erstarrt sind, entsichern die Gewehre und — warten . . .

Magdalena Wisniewska hat in der vergangenen Nacht nicht gut geträumt. Gleich morgens erzählt sie ihrer Tochter davon.

Im Traum sah sie ihr Heimatdorf in der Zamojszczyzna und erlebte noch einmal den Tag, an dem sie mit ihrer Familie durch die SS von ihrem Hof vertrieben wurde. Deutlich sah sie den großen Offizier wieder vor sich, der an seiner Mütze den Totenkopf mit den beiden gekreuzten Knochen trug und in einer ihr unverständlichen Sprache herumschrie. Er gab dem vor ihm strammstehenden Soldaten einen Befehl. Einer der Soldaten schlug auf sie mit dem Gewehrkolben ein, weil sie es gewagt hatte, sich noch einmal nach ihrem Gehöft umzuschauen.

Ebenso deutlich sah sie im Traum ihre jüngste Tochter, die bei der strengen Kälte in einem Viehwaggon auf dem Transport erfroren ist. Sie sah, wie die Kleine ihr die blassen und vor Kälte graublauen Händchen entgegenstreckt und ihr, der Mutter, wortlos fest und tief in die Augen blickt, grenzenloses Leid und schrecklichen Schmerz ausdrückend.

Magdalena Wisniewska hat an diesem Morgen nicht viel Zeit, noch länger von ihrem Traum zu erzählen.

Sie zieht ihre Kleider schnell an und setzt sich auf das Fuhrwerk, dem der Sohn inzwischen die Pferde vorgespannt hat.

Sie hat es sehr eilig, denn sie will die Futterrüben holen, die seit gestern bereits auf dem Feld liegen. Sie ist kaum 20 Minuten mit ihrem Fuhrwerk auf der Chaussee, als aus dem Gebüsch am Straßenrand überraschend ein Grenzsoldat tritt.

„Grenzwache! Ihren Personalausweis bitte!"

Den Personalausweis hat Frau Wisniewska sorgfältig aufbewahrt. Zuerst knöpft sie ihr Herren-Sakko mit den viel zu langen und sie hindernden Ärmeln auf, dann zieht sie umständlich aus einer tiefen Seitentasche einen Leinenbeutel; sie knüpft den Beutel auf und

breitet seinen Inhalt aus: sorgfältig in Zeitungspapier eingewickelte Quittungen, Bescheinigungen, Rechnungen und andere Papiere — schließlich findet sie ihren Personalausweis. Der Grenzsoldat sieht sich das Dokument sorgfältig an und reicht es ihr wieder zurück. Er salutiert.

„Danke sehr! Sie können weiterfahren. Wohin wollen Sie eigentlich, Mutter, fahren Sie noch weit?"

„Ich will Rüben einfahren."

„Na, dann fahren Sie nur weiter!"

Das Pferdefuhrwerk verschwindet auf der Chaussee. Am Waldrand herrscht wieder tiefste Ruhe. Nur von den Bäumen hört man eine Drossel fröhlich zwitschern und sieht, daß sie aufmerksam zwei menschliche Gestalten beobachtet, die zwischen den Sträuchern, durch eine Plane getarnt, liegen. Die Plane ist mit Punkten und Flecken betupft und paßt sich völlig der Umgebung, den grünen und den bereits welkenden Blättern des polnischen Waldes, an.

Indessen fährt Frau Magdalena Wisniewska mit ihrem Fuhrwerk weiter. Sie schaut auf die vor ihr liegende Chaussee und das im Trab mit dem Kopf wackelnde Pferd.

‚An der Grenze muß doch etwas vorgefallen sein', denkt sie. Fast täglich fährt sie diesen Weg und mußte sich bisher nur ein einziges Mal ausweisen.

Das Pferd geht in den Schritt über — es macht eine Bewegung, als ob es vor irgend etwas erschrocken wäre, und hebt plötzlich wie lauschend den Kopf.

Frau Wisniewska blickt um sich und bemerkt einen Mann, der ihr schon von weitem mit der Hand zuwinkt.

Er trägt einen Gummimantel, Kreppschuhe und in der Hand eine Lederaktentasche.

„Entschuldigen Sie bitte", spricht der Unbekannte Frau Wisniewska an, „wie komme ich am schnellsten zur Bahnstation?" Frau Wisniewska hebt schon die Peitsche, um dem Fremden den kürzesten Weg zu zeigen. Plötzlich wird ihr vor Angst der Atem schwer. Wer weiß ...? Soll er dort hingehen, wo die Grenzsoldaten liegen ...! denkt sie, zieht ruhig und beherrscht die Peitsche zurück und zeigt in die Richtung, aus der sie gekommen ist.

„Gehen Sie nur diesen Weg geradeaus", sagt sie zu ihm, „eine knappe halbe Stunde Weges, und Sie sind am Bahnhof."

Sie schwingt die Peitsche und fährt weiter. Einige Augenblicke lang wagt sie es nicht, sich umzusehen. Schließlich dreht sie sich doch nach einer Weile um und sieht, daß der Fremde mit raschen

Schritten den ihm gewiesenen Weg geht, der ihn geradewegs den beiden Grenzsoldaten in die Arme führen muß. Hinter einer Anhöhe entschwindet er ihren Blicken.

Adolf Machura beeilt sich. Er will einiges von der verlorengegangenen Zeit aufholen, die er nachts ziellos im Walde umhergeirrt war und schließlich bis zum Morgengrauen im Walde schlafend verbracht hat.

Er ist in guter Stimmung, denn in einer kappen halben Stunde wird er schon auf dem Bahnhof sein.

Jetzt denkt er schon an Stolpmünde und an das Mädel, dessen Leib und Seele er erobern will, damit sie sich ihm völlig ergebe und ihm bei der Ausführung seiner Aufträge blindlings behilflich sei.

Er malt sich bereits in den schönsten Bildern die ersten gemeinsamen Tage an der Ostsee aus; seine Gedanken schweifen ab, und er erinnert sich an Itzwörden bei Hamburg. Dann wieder stellt er sich bildlich und genießerisch die erste Nacht vor, die er mit dem ihm noch unbekannten Mädel verbringen wird. Wie erstaunt wird sie sein, wenn sie merkt, mit wem sie sich eingelassen hat. Für dieses Mädel trägt er die schönsten Nylon- und Perlonerzeugnisse in seiner Aktentasche. Wenn es notwendig sein sollte, werden an ihre Adresse die kostbarsten Geschenke aus Westberlin geschickt.

Sind denn die Skizzen der Küste das auch wert?, denkt er. Selbstverständlich sind sie es wert! Die besten Nylonstrümpfe und Uhren sind dafür nicht teuer genug. Oder sind die Skizzen der Standorte des Küstenschutzes etwa nicht eine runde und hohe Summe und auch eine Belobigung wert?

Plötzlich wird Machura aus seinen Gedanken aufgeschreckt:

„Halt! Grenzwache!"

Woher kommt denn nur dieser Soldat so plötzlich?, denkt Machura blitzschnell.

Einige Meter vor ihm steht der Grenzsoldat.

Zu fliehen oder so zu tun, als ob er den Soldaten nicht gesehen hätte, — davon kann jetzt keine Rede mehr sein.

Im übrigen — nur ruhig Blut behalten und sich nicht unnütz aufregen, denkt Machura.

Das wird wohl nicht das letzte Mal gewesen sein, daß man in Polen den Ausweis zeigen muß. Er ist ruhig — denn seine Papiere sind ja sehr sorgfältig und genau von den Fälscher-Spezialisten in Westberlin nachgemacht worden.

Machura nimmt seine Aktentasche zwischen die Knie, um so besser dem Grenzsoldaten seinen Personalausweis unaufgefordert

vorzeigen zu können. Der Grenzsoldat prüft den Ausweis eingehend.

Was tut der eigentlich hier am frühen Morgen, unmittelbar an der Grenze?, denkt der Soldat.

Mit betonter Höflichkeit fragt der Grenzsoldat Loza den Fremden:

„Entschuldigen Sie bitte, mein Herr, wohin wollen Sie eigentlich?"

„Ich will zum Bahnhof."

Der Unbekannte spricht ein sehr gutes Polnisch, doch er zeigt mit der Hand in Richtung Landesgrenze.

Machura sieht ein leises Zucken im Gesicht des Grenzsoldaten und fügt deshalb schnell hinzu:

„Ich will zum Bahnhof, weil ich auf der falschen Station ausgestiegen bin und mich verirrt habe. Ich bin zu früh ausgestiegen. Jetzt will ich nach Boleszkowice zum Bahnhof, um zu meinem Bruder zu Besuch zu fahren."

Die Sache erscheint dem Soldaten von Anfang an undurchsichtig, daher faßt Loza den Entschluß, den Verdächtigen zur Grenzwache zu bringen. Den Ausweis behält er.

Auf ein Zeichen tritt der Grenzsoldat Cyniak aus dem Gebüsch hervor, der bisher die ganze Szene aufmerksam beobachtet hat. Er nimmt seinen Zeigefinger nicht vom Abzug der Maschinenpistole.

„Wir wollen Sie zur Bahnstation begleiten, mein Herr, weshalb sollen Sie unnötigerweise im Walde umherirren. Wir bitten Sie höflich, Ihre Hände nicht in die Taschen zu stecken. Und noch eins: bei dem geringsten Versuch zu fliehen, machen wir ohne Warnung von unseren Schußwaffen Gebrauch!"

Mit geübten Griffen durchsucht der Soldat Cyniak den Anton Morawiec, um festzustellen, ob er eine Waffe bei sich hat. Er sieht auch schnell noch in die Aktentasche und gibt sie ihm dann sofort wieder zurück.

„Gut, alles in Ordnung. Entschuldigen Sie bitte, mein Herr, aber bei uns herrschen nun einmal solche Gewohnheiten . . . Dafür werden Sie eins — zwei — drei auf dem Bahnhof sein. Wir nehmen den kürzesten Weg, so erreichen Sie noch den Frühzug. Nun — gehen wir!"

Jetzt gehen alle drei durch den Wald.

Die beiden Soldaten kennen die Gegend sehr gut. Oft schon haben sie mit ihrer Abteilung in dieser Gegend Übungen durchgeführt. Oft schon suchten ihre Augen das Dunkel der Nacht zu durchdringen.



Die beiden Soldaten kennen die Gegend sehr gut. Oft schon haben sie mit ihrer Abteilung in dieser Gegend Übungen durchgeführt. Oft schon suchten ihre Augen das Dunkel der Nacht zu durchdringen. Wieviele Begegnungen hatten sie hier schon mit dem Feind — an der unterirdischen Front des kalten Krieges!



„Halt! Einen Augenblick, Andrzej! Sieh doch bitte noch einmal genau nach, welche Zahl auf der Krawatte eingenäht ist . . . Wirklich, 618? . . . Interessant, interessant! Das ist doch die Nummer eines Grenzpfahls in diesem Abschnitt . . .“

Wieviele Begegnungen hatten sie hier schon mit dem Feind — an der unterirdischen Front des kalten Krieges!

Jetzt muß bald die Kiefer kommen, die einmal von einem Blitz getroffen wurde.

Am Friedhof vorbei geht es der Grenzwache entgegen.

„Ich bitte die Herren vielmals um Entschuldigung, ich bin nicht aus dieser Gegend. Ist dieser Friedhof hier von uns, oder ist es ein deutscher Friedhof?“, zeigt der Unbekannte, mit einem freundlichen Lächeln sich an den Soldaten Cyniak wendend, auf den offenen Friedhofseingang.

Cyniak schaut nicht in die Richtung, die ihm Machura weist. Er beobachtet unablässig den Unbekannten. Da sieht er, wie Machura beim Erheben der Hand einen kleinen Gegenstand aus den Fingern auf den weichen, bemoosten Waldweg fallen läßt. Was soll ich nun tun, denkt Cyniak, stehenbleiben oder weitergehen? Soll ich aufhören mit dieser gespielten Höflichkeit, oder soll ich dem Unbekannten gegenüber so tun, als hätte ich nichts bemerkt, und ihn dadurch in Sicherheit wiegen? Aber wie soll man die Stelle wiederfinden, an der er den Gegenstand fallen ließ?

Diese Überlegungen haben nur Sekunden gedauert.

Der Grenzsoldat Cyniak ist kaum zwanzig Jahre alt. Er ist ein Arbeiter aus dem Dorfe Ulaski, das in der Gegend von Skierniewice liegt. Sein Vater war Straßenmeister und wurde von den Nazis in Auschwitz vergast.

Das ist also der Grenzsoldat Cyniak, von dem die Situation verlangt, in diesem entscheidenden Augenblick den richtigen Entschluß zu fassen.

Blitzschnell geht ihm der monatelange Unterricht, den er als Grenzsoldat in seiner Dienststelle erhalten hat, durch den Kopf.

Und er faßt einen Entschluß . . .

Er kneift einen Moment lang die Augen zusammen und prägt sich die Umgebung ein, um sie später wiederzufinden.

Seine Augen sind durch die beiden vergangenen schlaflosen Nächte übermüdet und brennen. Er sieht einen Waldabschnitt, in dem die Bäume zu Tausenden stehen; sie gleichen allen übrigen Bäumen des Waldes. Cyniak wird nervös und erregt bei dem Gedanken, daß er diese Stelle unter allen Umständen wiederfinden muß.

Ob ich sie wiederfinden werde, denkt er, laut sagt er aber:

„Mein Herr, es ist uns nicht gestattet, mit Ihnen zu sprechen. Ich bitte Sie deshalb, zu schweigen!“

Nach einem einstündigen Marsch treffen sie in der Grenzwache ein.

Der Soldat Cyniak gönnt sich keine Ruhepause. Er springt auf ein Reitpferd und jagt im Galopp der Stelle zu, wo der Unbekannte den Gegenstand fallen ließ; ob er die Stelle auch wirklich wiederfinden wird?

Ein Ruck mit den Zügeln, und das Pferd steht.

War es nicht hier?

Er springt aus dem Sattel, und kniend sucht er die Stelle, an der er den kleinen Gegenstand vermutet, ab.

Aufmerksam und gespannt betastet der Grenzsoldat die duftende Erde. Deutlich sieht man noch die Spuren eisenbeschlagener Militärstiefel, Spuren, die von ihm und seinem Kameraden herrühren. Deutlich sieht er, wie sich die kleinen Grashalme wieder aufrichten, die sie vorhin niedergetreten haben.

Da! Neben einem Busch liegt der gesuchte kleine, runde Gegenstand. Cyniak hebt ihn auf. Sorgfältig wickelt er den Fund in sein Taschentuch.

In der Zwischenzeit hat sich das Pferd am Gras gütlich getan. Cyniak schwingt sich in den Sattel und sprengt der Grenzwache zu.

Auf halbem Wege begegnet er seinem Kommandeur, der gerade eine Inspektionsfahrt durch den Grenzabschnitt unternimmt.

Der Grenzsoldat erstattet dem Kommandeur Meldung. Er berichtet ihm von der Festnahme des Unbekannten und von dem Fund.

Den runden Gegenstand übergibt er dem Kommandeur.

„Hetzen Sie sich nicht so ab, Genosse Cyniak, nehmen Sie bitte in meinem Wagen Platz“, sagt der Kommandeur anerkennend.

Einer der Soldaten verläßt den Wagen und besteigt das Reitpferd. Der Kommandeur und der Soldat Cyniak setzen sich in das Fahrzeug, und in schnellem Tempo geht es zur Grenzwache.

Dort ist bereits ein Offizier der Sicherheitsorgane aus Szczecin (Stettin) — der in der Nacht eingetroffen war — bei der Vernehmung des Agenten.

Morawiec leugnet hartnäckig. Er hat eine fix und fertige Erklärung dafür, warum er sich im Grenzgebiet verlaufen hat. Er erzählt dem Untersuchungsoffizier, daß er Binnenschiffer sei. Sein Schiffsunternehmen habe ihn von Wroclaw (Breslau) weggeschickt und ihn beauftragt, auf dem Schlepper „Neptun“ an Bord zu gehen. Der Schlepper soll in der Nähe von Czelin (Zellin) liegen. Morawiec legt auch ein Schreiben vor, in dem ihm seine Versetzung bescheinigt wird.

Seine Papiere erwecken das Mißtrauen des Offiziers. Ihm fällt besonders auf, daß in den Personalpapieren dieses Menschen, der sich als Pole ausgibt, der Vorname stets in der deutschen Schreibweise Anton angegeben wird und nicht Antonin, wie es in Polen im allgemeinen üblich ist.

Man sieht den Papieren auch an, daß sie willkürlich beschmutzt wurden. Die Personalpapiere der Oderschiffer, die ihre Ausweise sehr oft mit schmierigen und schmutzigen Händen anfassen, sehen normalerweise ganz anders aus. Dazu kommt noch, daß die Stempel unter der Beschmutzung sehr frisch hervorleuchten.

Der Offizier braucht nicht sehr viel Zeit, um festzustellen, daß sämtliche Papiere des Festgenommenen Fälschungen sind.

Daß der Unbekannte einen Gegenstand weggeworfen hat, belastet ihn sehr . . .

Da tritt der Kommandeur der Grenzwache ein. Der Offizier der Sicherheitsorgane unterbricht die Vernehmung.

Mit einem sarkastischen Lächeln um die Mundwinkel wendet sich der Kommandeur an den Unbekannten:

„Bitte entschuldigen Sie, wenn ich Sie bei der Unterredung störe. Sie haben doch auf dem Wege hierher etwas verloren. Gestatten Sie, daß ich es Ihnen wieder zurückgebe. Das ist doch Ihr Kompaß, nicht wahr? Es ist nun einmal nichts so fein gesponnen . . ."

Unentwegt läutet das Telefon. Der Vernehmungsoffizier hebt den Hörer ab und lauscht sehr aufmerksam, dann wendet er sich an den Festgenommenen:

„Soeben werde ich aus Szczecin angerufen, Herr Morawiec, wissen Sie, Sie gefallen mir immer weniger! Wir haben Ihre Angaben überprüfen lassen. Im Einwohnermeldeamt wurde festgestellt, daß Ihre Angaben erfunden und Ihre Papiere gefälscht sind. Derjenige, der Ihre Papiere unterschrieben hat, existierte tatsächlich einmal. Auch den Stempel im Personalausweis hat man nicht schlecht nachgemacht. Ich empfehle Ihnen, Ihr Spiel mit uns endlich aufzugeben und uns Ihren wirklichen Namen zu nennen!"

Machura antwortet unsicher: „Herr Offizier, ich bitte Sie, mir zu glauben. Ich heiße wirklich Morawiec, Anton Morawiec. Ich bin das Opfer eines Mißverständnisses geworden."

„Leugnen Sie doch nicht so hartnäckig! Sie sollten endlich den Mut zur Wahrheit haben!"

„Also gut, ich gebe zu, daß mein Vorhaben mißlungen ist. Ich werde die volle Wahrheit sagen und hoffe dadurch auf Strafminderung."

Es wird an die Tür geklopft, und auf der Schwelle erscheint ein Grenzsoldat, der dem Hauptmann meldet, daß der Wagen vorgefahren ist.

Als der Offizier mit Machura das Haus verläßt, blickt ihnen der Grenzsoldat Cyniak gedankenvoll nach.

Später wird der Soldat Cyniak für seine Wachsamkeit mit dem Orden „Für ehrenvolle Verdienste" ausgezeichnet. Heute weiß er jedoch noch nicht, daß es ihm gelungen ist, einen gefährlichen Agenten der Spionageorganisation Gehlen festzunehmen.

Den Grenzsoldaten ist es nicht gestattet, Festgenommene selbst zu vernehmen. Der Soldat darf sich nicht in Gespräche mit solchen Personen einlassen. Seine Unterhaltung mit ihnen beschränkt sich auf das Notwendigste. Der Grenzsoldat hat unter anderem die Aufgabe, festzustellen, ob die von ihm kontrollierten Personen im Besitz ordungsgemäßer Dokumente sind, die sie berechtigen, sich im Grenzgebiet aufzuhalten, oder ob eine genaue Überprüfung verdächtiger Personen vorgenommen werden muß.

Erst zu dem Zeitpunkt, als der Verfasser dieses Tatsachenberichts den Grenzsoldaten Cyniak in seiner Dienststelle aufsucht, und auch in der Presse über den Verlauf des Prozesses berichtet wird, erfährt der Soldat Cyniak die Einzelheiten und den wirklichen Namen des Agenten.

Dieser Prozeß ist auch Gegenstand einer Unterhaltung zwischen Cyniak und mir, die in der Grenzposten-Station in Boleszkowice stattfindet. Unser Gespräch ist sehr angeregt, und die Zeit vergeht wie im Fluge. Als wir uns trennen, ist es bereits Mitternacht, und zum Abschied frage ich ihn:

„Welche Gedanken hatten Sie, als Sie erfuhren, daß Sie einen Agenten des Geheimdienstes des Generals Gehlen festgenommen hatten?"

„Ich dachte, diese Hundeseele . . ."

DIE ELEGANTE KRAWATTE

Der Theatersaal in Szczecin (Stettin) ist an diesem Abend überfüllt. Sogar in den Gängen werden noch Stühle aufgestellt. Nur in der achten Reihe ist der Platz Nr. 6 noch frei. Die Plätze Nr. 8 und 9 haben ein Offizier der Handelsmarine und seine Frau eingenommen. Auf dem Platz Nr. 5 sitzt eine junge Frau. Als die Vor-

stellung beginnt und der Vorhang sich öffnet, blickt sie ein wenig wehmütig auf den leeren Platz neben sich und denkt an ihren Mann, der sie heute abend nicht begleiten konnte. Doch dann achtet niemand mehr auf den freigebliebenen Platz.

Er, der diese Vorstellung mit seiner jungen Frau besuchen wollte, beschäftigt sich indes mit der bislang noch in vielen Punkten dunklen Angelegenheit des Unbekannten, den die beiden Grenzsoldaten dank der Wachsamkeit der Bäuerin Wisniewska am frühen Morgen nahe der Oder festgenommen haben.

Inzwischen wird der Unbekannte, der bereits während seiner Vernehmung in der Grenzwache seinen Namen, Adolf Machura, preisgab, in einem PKW nach Szczecin gebracht.

Zur gleichen Zeit unterrichtet der Leiter der Dienststelle der Staatssicherheit den Offizier Wladyslaw Stefaniak, den er zu sich gebeten hat, von dem Vorfall und überträgt ihm die weitere Bearbeitung.

Stefaniak geht in sein Arbeitszimmer zurück und bereitet sich auf die erste Vernehmung des Machura vor.

Noch weiß er über den durch die Grenzsoldaten Cyniak und Loza Festgenommenen, der sich gerade auf dem Weg zur Wojewodschaftsstadt Szczecin befindet, herzlich wenig.

In kurzer Zeit wird ihm Machura vorgeführt werden. Stefaniak weiß, daß Machura falsche Papiere besitzt, aus Berlin kommt und einen Kompaß bei sich trug.

Eigentlich gibt es so gut wie gar keinen Schmuggel über die polnische Grenze, denn der Schmuggel über die grüne Grenze wird sehr streng bestraft. Schon illegaler Grenzübertritt hat sehr strenge Bestrafung zur Folge.

Alles das kalkuliert der Offizier Stefaniak gewissenhaft ein. Es gibt aber noch eine zweite Möglichkeit, eine, die hier wahrscheinlich zutreffen wird: Spionage!

Wenn dem so ist, welchen Auftrag hat dann der Spion erhalten?

Wer hat ihn hergeschickt?

Von wem wird er bezahlt?

Und nicht zuletzt, mit wem sollte er sich in Polen treffen?

Diese Überlegungen, die Stefaniak während der Ausarbeitung eines Planes für die bevorstehende Vernehmung anstellt, werden durch die Meldung unterbrochen, daß der festgenommene Adolf Machura sich bereits im Dienstgebäude befindet.

Stefaniak läßt ihn vorführen.

Als er gerade wieder den Hörer auflegen will, fällt ihm ein, daß er ja heute mit seiner Frau ins Theater gehen wollte. Er wählt eine Nummer. Am anderen Ende meldet sich seine Frau.

Sein Gesicht, das bereits die Spannung und die Konzentration auf die bevorstehende Arbeit ausdrückt, erhellt sich für einen Augenblick, als er mit seiner Frau spricht:

„Maryla, ich denke gerade daran, daß wir Theaterkarten für heute abend haben. Ich kann leider nicht mitkommen . . . Nein, nein, es ist keine Versammlung, die mich daran hindert, sonst hätte ich es dir vorher gesagt."

„Was ist denn nun wieder passiert?", ertönt es vom anderen Ende der Leitung.

„Du weißt doch ganz genau, Maryla, daß ich dir das sowieso nicht sagen werde. Geh nur allein ins Theater und amüsiere dich ohne mich . . . Ach so, noch eins, warte bitte nicht mit dem Abendbrot auf mich . . ."

Der Gefangenenwärter führt Machura ins Zimmer und geht selbst auf den Korridor zurück.

Im Zimmer sitzen sich jetzt drei Männer gegenüber — der dritte ist der Offizier Andrzej Balcerski, der die Vernehmung protokollieren wird.

„Setzen Sie sich, Machura. Was führt Sie zu uns?" Ruhig ist die Stimme Stefaniaks, und es scheint, als ob er bis zur Stunde noch nichts über Machura wüßte, weder den Grund seiner Verhaftung, noch irgend etwas anderes von der ganzen Angelegenheit. Er läßt Machura erzählen und hört ihm sehr aufmerksam zu. Dabei beobachtet er, wie Machura aufgeregt gestikuliert und achtet auch auf seine Satzbildung.

Und Machura erzählt seine Geschichte:

„Es ist eine verteufelt dumme Sache, ich bin Schmuggler, verstehen Sie mich, mein Herr!

Ich wollte mir nur einige Groschen verdienen.

Jetzt bereue ich schon außerordentlich, was ich getan habe.

Ich denke doch, daß die Herren einem jungen und unerfahrenen Menschen gegenüber nicht zu hart urteilen werden."

Die Fragen, die Stefaniak dem Machura zu dessen großer Verwunderung stellt, haben gar nichts mit den Sünden, die er begangen hat, zu tun. Der polnische Offizier interessiert sich für seine

Familienverhältnisse, fragt ihn über seine Ausbildung und seine beruflichen Neigungen aus.

Aus der Fragestellung kann man keine Drohungen heraushören, keine Forderungen an ihn. Der Offizier fragt ruhig und sachlich. Urplötzlich lenkt Stefaniak die Vernehmung wieder auf das Ausgangsthema zurück und fragt, wer ihm den Auftrag zum Grenzübertritt erteilt hat; wie der Auftraggeber aussieht; wie er heißt; wo er sich mit ihm getroffen oder wo er ihn kennengelernt hat.

•

Es vergehen Stunden.

Im Theater von Szczecin ist jetzt die Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt.

Im Foyer geht eine elegante, junge, blonde Frau auf und ab, deren Mann jetzt auch eine Pause nach dem zweiten Akt angeordnet hat.

Der erste Akt des Dramas, dessen Hauptdarsteller Adolf Machura heißt, spielte sich an der Grenze ab.

Machura wird in eine Zelle abgeführt.

Der Offizier Stefaniak breitet die bei Machura vorgefundenen Gegenstände auf seinem Schreibtisch aus. Es sind: die Dox-Armbanduhr, ein Füllfederhalter, eine Krawatte und ein Gürtel.

Beide Offiziere nehmen die Armbanduhr auseinander und untersuchen sie gründlich. Es ist möglich, daß sie nicht nur für die Messung der Zeit bestimmt ist. Sorgfältig wird der Füllfederhalter untersucht; die Nähte des Gürtels werden aufgetrennt, um festzustellen, ob nicht etwas eingenäht ist. Zum Schluß wird die schöne Krawatte genau in Augenschein genommen.

Den beiden Offizieren fällt die im Futter angebrachte Nummer auf, die Nummer „618". Was ist das für eine Nummer? Die Wäschenummer einer Waschanstalt? Ein Firmenzeichen? Es sieht nicht so aus. Was ist das nur für eine Nummer?

Die Offiziere legen die Krawatte beiseite und studieren noch einmal sehr genau die Karte des Grenzgebietes. Ob hier das Geheimnis der mysteriösen Nummer zu finden ist? Sie versuchen, die Wanderung des Machura und seinen Grenzübertritt an Hand seiner Aussagen auf der Karte einzuzeichnen. Balcerski liest die Namen der Ortschaften aus dem Protokoll vor, und Stefaniak sucht sie auf der Karte. Sein Bleistift zeichnet eine Linie von Berlin über Erkner — entlang der Chaussee nach Osten bis zur Oder — über die Oder bis an das polnische Ufer.

„Halt! Einen Augenblick, Andrzej! Sieh doch bitte noch einmal genau nach, welche Zahl auf der Krawatte eingenäht ist . . . Wirk-

lich, 618? . . . Interessant, interessant! Das ist doch die Nummer eines Grenzpfahls in diesem Abschnitt . . .“

Die Theatervorstellung ist vor Mitternacht beendet. Die Lichter im Saal werden gelöscht, und die Zuschauer sind bereits auf dem Heimweg. Auch die Darsteller kehren in ihre Wohnungen zurück. Die Requisiten werden wieder eingeschlossen.

Im Arbeitszimmer des Leiters der Dienststelle der Staatssicherheit herrscht noch reges Leben. Der Hauptdarsteller des heutigen Dramas schläft bereits in seiner Zelle. Stefaniak und Balcerski berichten dem Chef zusammenfassend das Ergebnis der ersten beiden Akte des Dramas und führen ihm die Requisiten vor.

Alle drei betrachten noch einmal aufmerksam die Karte des Grenzgebietes. Die Übereinstimmung der beiden Ziffern — die Nummer in der Krawatte und die Nummer des Grenzpfahls in dem betreffenden Abschnitt — kann kein Zufall sein.

Etwa gegen ein Uhr morgens verlassen Stefaniak und Balcerski das Zimmer ihres Chefs, nachdem sie die weitere Vernehmungstaktik besprochen und die Linie festgelegt haben.

Eine Viertelstunde später schließt Stefaniak die Tür zu seiner Wohnung auf und betritt auf Zehenspitzen den Korridor. Als er nach der Klinke greift, um die Tür hinter sich zu schließen, sieht er dort einen Zettel hängen. Er zündet ein Streichholz an und liest: „Dein Abendbrot habe ich zurechtgemacht. Du solltest doch noch etwas essen. Im Küchenschrank findest Du alles.“ Erst jetzt spürt der junge Mann den Hunger, erst jetzt merkt er, daß der Morgen des neuen Tages bereits dämmert.

NUR EIN HALBER ZENTIMETER FEHLT AN ZWEI METERN

Am nächsten Morgen legt die Dienststelle der Staatssicherheit in Szczecin (Stettin) der Staatsanwaltschaft die Beweise für die Straftaten des unerlaubten Grenzübertritts und der Benutzung von gefälschten Dokumenten vor. Die Staatsanwaltschaft erkennt das Belastungsmaterial als ausreichend an und erläßt einen Haftbefehl.

Gleichzeitig wird die Vernehmung des Machura fortgesetzt.

Sehr schnell merkt man, daß er eine Verschleppungstaktik anwendet. Zum dritten Male muß er seine Geschichte bis in alle Einzelheiten erzählen. Wie es zur Festnahme durch die Grenzwacht und zu seiner Überführung nach Szczecin kam.

Es dürfte wohl überflüssig sein, die Lügen des Machura in allen Einzelheiten zu wiederholen. Seiner Phantasie werden im Verlaufe der Vernehmungen ständig engere Grenzen gesetzt. Immer häufiger weisen ihm die Offiziere Widersprüche in den Angaben über seine Schmugglerabenteuer nach. Immer schwerer fällt es ihm, alle die Namen seiner erfundenen Komplicen schnell herzusagen und die Orte, in denen die verschiedenen Leute wohnen sollen, auseinanderzuhalten. Sein Register an geläufigen deutschen Namen ist bald erschöpft. Oft antwortet er auf eine plötzliche und unerwartete Frage: Wer? — Woher? — Wie? — Wann?

Machura verplappert sich und nennt den Namen seiner Tante in Westberlin, der Frau von Gülich. Jetzt ist ihm bald alles egal, und er denkt, was kann es schon schaden? Er klammert sich an den Gedanken, daß Herr Kaiser ihm damals versichert hat: Junge, mach dir keine Sorgen, wenn du tatsächlich einmal in Polen hochgehen solltest. Wir finden schon Möglichkeiten und holen dich bald wieder aus dem Gefängnis heraus. Denke aber daran — niemals darfst du zugeben, daß wir dich nach Polen geschickt haben. Sage, die Anders-Leute oder die Amerikaner haben dich geschickt. Auf keinen Fall darfst du von General Gehlen sprechen!

Am dritten Tag der systematischen Vernehmungen vergißt Machura alle Grundsätze, die ihm über die Zusammenarbeit der Geheimdienste eingebleut wurden, obwohl die Gehlen-Leute ihn doch sehr gründlich ausgebildet hatten. Er spricht von dem Angebot, das ihm die Amerikaner für eine eventuelle Mitarbeit gemacht haben. Ja, er sagt sogar, daß er seine Ausbildung von den Amerikanern erhalten habe.

„Wer hat Sie ausgebildet?"

„Herr Roeder!"

Endlich fällt ein Name, bei dessen Nennung man das Gespräch in die richtigen Bahnen lenken kann.

Machura erzählt weiter, wie er eines Tages in einem Berliner Lokal an seinem Nebentisch eine Unterhaltung in polnischer Sprache gehört habe. Ein Gespräch von Tisch zu Tisch ergab, daß er einen gewissen Nentwich kennenlernte und dieser ihn für eine Mitarbeit warb. Nentwich kam es nur darauf an, daß Machura für ihn von allen Militärfahrzeugen die Autonummern notieren sollte.

„Ich war dumm, daß ich mich darauf eingelassen habe. Ich habe aber niemals ernstlich an die Durchführung dieses Auftrages gedacht; mein Wunsch war nur, über die Grenze zu kommen, um schmuggeln

zu können. Für Nentwich wollte ich schon irgendwelche Ausreden erfinden."

Machura sieht dem Offizier fest ins Gesicht. Aber aus dessen immer gleichbleibenden Mienen kann er nichts entnehmen, was darauf schließen ließe, daß der Offizier enttäuscht oder unzufrieden mit seiner Aussage ist oder ob es besser ist, ihm noch eine neue Geschichte zu erzählen.

Mit dem möchte ich nicht Poker spielen, denkt Machura, — bei dem weiß man nie, ob er eine gute Karte hat oder ob er blufft. Machura ahnt nicht, daß der Generalangriff bevorsteht. Seine sämtlichen Aussagen, bei der ersten Vernehmung in der Grenzwache und bei den Vernehmungen in Szczecin, wurden von den Offizieren sehr gut ausgewertet.

Machura wiederholt ständig dasselbe Liedchen mit dem gleichen Refrain — doch in den einzelnen Strophen wechseln von Fall zu Fall die Texte.

Die Vertreter zweier Welten sitzen sich gegenüber.

Der eine zittert und bangt um sein Leben; er denkt schon an den Tod und daß dann alles ein Ende hat.

Ihm gegenüber sitzt ein Mensch, der von der tiefen Überzeugung, für eine gerechte Sache zu kämpfen, durchdrungen ist. Der durchdrungen ist von der Richtigkeit seiner Idee und der weiß, daß diese Idee vom Volke getragen wird und das Volk hinter ihm steht. Er hat die Gewißheit, daß, wenn er in diesem Kampf auch fallen müßte, seine Genossen den Kampf unbeirrt fortsetzen würden.

*

Nach drei Tagen kennt der Offizier des polnischen Komitees für öffentliche Sicherheitsfragen alle schwachen Punkte in den Vernehmungsprotokollen Machuras auswendig.

Am vierten Tag beginnt er den Generalangriff.

Punkt acht Uhr morgens wird ihm Machura in seinem Büro zur Vernehmung vorgeführt.

Stunden dauert die Vernehmung. Frage folgt auf Frage. Endlich kommt es zu folgendem Gespräch zwischen Stefaniak und Machura:

„Nun", fragt der Offizier, „haben Sie sich gut überlegt, was ich Ihnen gesagt habe? Haben Sie inzwischen den Entschluß gefaßt, uns die Wahrheit zu sagen, wer Sie hergeschickt hat? Die Amerikaner? General Anders? Vielleicht noch ein anderer?"

„Ich versichere Ihnen, ich bin wirklich nur durch einen Irrtum und durch meine eigene Dummheit hierhergekommen. Es war natür-

lich leichtfertig von mir, mich darauf einzulassen. Dafür werde ich jetzt auch büßen müssen. Aber ich betone immer wieder, ich bin kein Agent oder Spion. Ich bin einfach ein Opfer meiner eigenen Dummheit, die von den Anders-Leuten ausgenutzt wurde. Von Spionage kann doch gar keine Rede sein. Ich wurde nur gebeten, nach Polen zu fahren und . . .“

Geduldig hören die beiden Offiziere den Märchen Machuras zu. Die Vernehmung begann morgens um acht Uhr. Um zwei Uhr mittags wird für alle drei das Essen ins Vernehmungszimmer gebracht. Danach vergleichen die beiden Offiziere das Ergebnis der bisherigen Untersuchung.

Stefaniak unterbricht den Redeschwall Machuras. Er sagt:

„Hören Sie jetzt mal aufmerksam zu, Machura. Ich will Ihnen sagen, welche Meinung ich über Sie habe. Sagen Sie, nehmen Sie im Ernst an, daß Sie es mit Idioten zu tun haben? Glauben Sie selbst daran, daß wir Ihnen die Märchen, die Sie uns seit Tagen erzählen, glauben? Nicht eine einzige Ihrer Behauptungen hält einer genauen Prüfung stand.

Zuerst sagen Sie, daß Sie durch General Anders den Auftrag erhalten haben, nach Polen zu fahren. Im Verlaufe unserer Gespräche hat sich aber sehr schnell herausgestellt, daß Sie nicht einmal wissen, wer denn dieser General Anders überhaupt ist.

Wollen Sie nicht lieber diesen ganzen Unsinn aufgeben?

Nun sagen Sie wieder, die Amerikaner hätten Sie hierher geschickt und würden Sie ganz bestimmt austauschen! Was soll das für ein Austausch sein? Wer hat Ihnen diesen Floh ins Ohr gesetzt? Was sollen wir für Sie, Herr Machura, erhalten? Vielleicht einen alten Ford, wie?

Selbst wenn Sie tatsächlich für die Amerikaner arbeiten würden, glauben Sie etwa, daß die Amerikaner auch nur einen halben Cent für Sie ausgeben werden? Das glauben Sie doch selbst nicht! Wir wollten von Ihnen wissen, von welchen Leuten Sie geschult wurden und wer Ihnen den Kompaß gegeben hat. Sie nannten uns ein Dutzend Namen, die nur in Ihrer Phantasie existieren. Doch, einmal haben Sie uns — wahrscheinlich ungewollt, weil Ihnen im Moment nichts Besseres eingefallen ist — einen richtigen Namen genannt.“

„Alle Namen stimmen, Herr Offizier! Ich sage den Herren nur die reine Wahrheit. Ich will meine gerechte Strafe für den unerlaubten Grenzübertritt abbüßen und dann nach Hause zurückkehren“, beteuert Machura.

„Über Ihre Rückkehr werden wir uns noch woanders unterhalten. Rückkehr? Vielleicht in vielen, vielen Jahren! Sie wissen doch genau, was ein Himmelfahrtskommando bedeutet?"

„Ja", sagt Machura unsicher, „so wurden beim Barras besonders gefährliche Unternehmen genannt, die man von bestimmten Leuten durchführen ließ."

„Sehr richtig", antwortet Stefaniak. „Sagte man Ihnen nicht vorher, daß Sie mit einem solchen Himmelfahrtskommando betraut werden? Hat Ihnen Herr Roeder das nicht alles schon damals gesagt?"

„Herr Roeder?"

„Jawohl, Roeder! Sie werden doch nicht bestreiten wollen, daß Sie Herrn Roeder kennen? Das ist der einzige Name, den Sie hier unbedacht ausgesprochen haben. Sie gaben uns auch seine Adresse an, aber dort hat Herr Roeder niemals gewohnt . . .

Wen wollen Sie zum besten halten? Wir kennen Herrn Roeder sehr genau, den großen Mann, der von sich selbst zu sagen pflegt, daß ihm nur ein halber Zentimeter an zwei Metern fehlt, der, wenn er liest, seine Hand immer ausgestreckt hält."

Adolf Machura springt von seinem Stuhl hoch. Er ist sichtlich überrascht und verfärbt sich. Einen Augenblick lang sieht Machura den Offizier sprachlos an. Der Protokollführer hebt den Füllhalter vom Papier und schaut hoch.

„Machura! Ich möchte Sie jetzt nur noch fragen, ob Herr Roeder auch eine Waschanstalt betreibt und ob er derjenige ist, der so eine schöne Charakterschrift besitzt, mit der er auf der Krawatte die Grenzpfahlnummer des Übergangs-Treffs für seinen Agenten einträgt?"

DIE ZIELE DES AGENTEN MACHURA UND DIE VILLA DES SS-STANDARTENFÜHRERS ROEDER

Adolf Machura nimmt wieder Platz. Schnell schreibt der Protokollführer weiter, als der Agent zu sprechen beginnt:

„Ich sehe endgültig ein, es hat keinen Sinn, weiter zu leugnen. Die Herren wissen ohnehin alles . . ."

Dem Agenten „ODT-738" wird das Abendbrot ins Vernehmungszimmer gebracht.

Nach dem Essen erzählt er weiter und wundert sich, daß nur er selbst spricht, während die anderen aufmerksam zuhören.

Stefaniak schließt unterdessen die Analyse über das Leben des Agenten Machura ab.

Dann wendet er sich an Machura:

„Ging es dir denn schlecht bei den Oderschiffern, junger Mann? Hier wohnen deine Mutter und deine Brüder. Wem hast du eigentlich einen Dienst erweisen wollen? Herrn Roeder? Und was kam dabei heraus? Herr Roeder zählt die Tausender in seinen Händen und hat sich durch den Verkauf solcher Leute wie du eine schöne Villa in der Nähe von München gekauft. Du aber sitzt hier in der Patsche. Dir hat man damals zehn Mark pro Tag als Spesen zugebilligt, heute hast du aber nur eine Zelle! So, bei deinen Berliner Freunden hast du ausgedient, jetzt kannst du dich bei ihnen bedanken, daß sie dich so verladen haben!"

Der Agent beginnt innerlich zu kochen. Für einen Hundelohn hat er Kopf und Kragen riskiert. Ihm haben sie ein Taschengeld gezahlt, sie aber stecken Tausende und aber Tausende ein!

Den Worten des Offiziers weiß er nichts entgegenzusetzen. Er hört sich alles stillschweigend an, und ihn erfaßt eine Wut auf diese Leute, die ihn zu seinem Unglück verleitet haben. Kaiser und Roeder sitzen in Westberliner Lokalen und prassen — und er dagegen sitzt hinter Schloß und Riegel.

Der Lump, dieser „Hans", hat dem Kaiser bestimmt das Taschenmesser gegeben, sein Geld eingestrichen und lacht sich jetzt eins ins Fäustchen.

Machura unterbricht Stefaniak.

Protokoll muß jetzt abwechselnd von zwei Offizieren geführt werden, weil einer allein gar nicht imstande ist, so schnell zu schreiben, wie der Agent „singt".

Machura versucht jetzt, sich an all denen zu rächen, die an seinem Unglück schuld sind.

Ich werde auspacken, denkt er dabei, ich werde alles sagen, wie es gewesen ist — wenn ich meinen guten Willen zeige, wird mir das Gericht sicher mildernde Umstände zubilligen. Den „Hans", der mich über die Oder gebracht hat, müßte man herüberlocken! Ich werde den Offizieren sagen, welche Vereinbarungen ich für meine Rückfahrt mit „Hans" getroffen habe . . .

HEINZ LANDVOIGT ZIEHT IN DEN KRIEG

Marlborough zieht in den Krieg,
Er weiß nicht, wann er wiederkommt,
Vielleicht zu Ostern, vielleicht . . .

(lautet ein französisches Soldatenlied aus dem XVIII. Jahrhundert)

Der Reporter unterhält sich mit denen, die dabei waren, als der von Kaiser geschickte Agent „Hans" — alias Heinz Landvoigt — über die Oder nach Polen kam, um den Agenten „ODT-738" mit wertvollen Spionagenachrichten abzuholen und sicher nach Westberlin zu bringen.

„Es war ein sehr schöner Herbstabend; die Fische in der Oder sprangen im Spiel an die Wasseroberfläche. An so einem Abend möchte man am liebsten sein Mädel unterhaken und mit ihr an den Ufern der Oder spazierengehen", erzählte dem Reporter ein Offizier der Staatssicherheit, der damals zu der kleinen „Empfangsdelegation" gehörte, die „Hans", den Spion Adenauers, am polnischen Ufer der Oder erwartete.

Dieser Gruppe gehörten außerdem noch ein Offizier der Sicherheitsorgane an, der den Machura nachahmen mußte, und zwei Soldaten mit Maschinenpistolen für die Abschirmung des ganzen „Empfangszeremoniells".

Die Ereignisse spielten sich in der Nacht zum 5. Oktober ab, gegenüber der in der Deutschen Demokratischen Republik gelegenen Ortschaft Kienitz. An dieser Stelle befindet sich der Oderfischerei-Hafen; das zu wissen, ist für den Leser von großer Bedeutung.

Der Plan für das Herüberholen über die Oder wurde bereits in Westberlin festgelegt. „Hans", das heißt Landvoigt, sollte im Schutze der Dunkelheit mit einem Fischerboot die Oder überqueren. Auf der polnischen Seite sollte Machura an einem genau bezeichneten Platz auf ein bestimmtes Zeichen von „Hans" warten und dann schnell ans Ufer kommen und das Boot besteigen. Das alles durfte nur wenige Augenblicke in Anspruch nehmen.

Bevor es losgehen sollte, mußte also dem auf der polnischen Seite Wartenden ein Zeichen gegeben werden, damit er sich auf die Übernahme vorbereitete.

Im Fischereihafen von Kienitz sind die Boote festgemacht; am Heck des letzten Bootes brennt eine rote Laterne, damit die leise vorbeigleitenden Oderschlepper und -kähne nicht diese Boote mitreißen.

Vor den Offizieren der Organe für Staatssicherheit hat Machura ausgesagt, daß er mit „Hans“ vereinbart habe, daß dieser, bevor er losfahre, eine rote Laterne heftig hin und her schwenken werde, so daß sich Machura auf der polnischen Seite für die Übernahme fertigmachen und bereits ans Ufer gehen kann, um dann sofort in das Boot einsteigen zu können. Machura sollte am Ufer in der Nähe der steinernen Stufen warten; diese Stelle liegt genau gegenüber von Kienitz.

Wir wissen bereits, wie Landvoigt mit Hilfe des Taxibesitzers Kupsch und des Sägewerksbesitzers Sommerfeld nach Kienitz gelangt, um seinen Auftrag auszuführen. Auch dieses Mal klappte die Fahrt nach Kienitz ausgezeichnet. Lassen wir ihn jetzt am deutschen Ufer zurück und beobachten die ganze Aktion von polnischer Seite aus.

Kurz nachdem die Dämmerung hereingebrochen ist, beziehen die Offiziere der Staatssicherheit und die beiden Soldaten Stellung. Die Patrouillen, die normalerweise in diesem Abschnitt Streife gehen, haben Anweisung, sich an dieser Übergangsstelle heute nicht blicken zu lassen, um den Gehlen-Agenten bei seinem Vorhaben nicht zu stören.

Die Polen unterhalten sich nur noch im Flüsterton und warten darauf, daß es 22.00 Uhr wird. Für diese Zeit ist der Treff zwischen Machura und dem Lotsen des Herrn Kaiser vereinbart worden.

Unmittelbar vor dem entscheidenden Zeitpunkt hört man die Polen nicht einmal mehr flüstern, alle vier liegen unbeweglich in ihren Verstecken. Vier Augenpaare beobachten gespannt die Oder und warten auf das vereinbarte Lichtzeichen. Die Armbanduhr des leitenden Offiziers zeigt 22.13 Uhr, als im Fischereihafen die rote Laterne so heftig bewegt wird, daß ihr Licht zeitweilig durch das Schaukeln in den Wellen der Oder verschwindet.

Es geht los!

In einem Boot sitzt der „Ankömmling“ aus Berlin. Er war es, der das letzte Boot mit der Laterne so schön geschaukelt hat, um dann in einem anderen Boot dem polnischen Ufer zuzusteuern und seinen Auftrag — den Gehlen-Agenten zu übernehmen — zu erfüllen.

Das Vorspiel verläuft planmäßig.

Jetzt steigt der Offizier, der die Rolle Machuras spielt, die steinerne Treppe hinunter. Er hat den Mantel Machuras, der in sicherem Gewahrsam im Gefängnis von Szczecin (Stettin) sitzt, angezogen.

Es vergeht eine Minute — es vergehen zwei und drei Minuten ... Die beiden Soldaten warten mit entsicherten Maschinenpistolen.

Neben einem der beiden liegen schon die Handschellen griffbereit, die für den ankommenden Agenten bestimmt sind. Nur noch wenige Minuten, dann werden die Hände des Mannes gefesselt sein, der einen Anschlag auf das polnische Volk verüben will.

Es vergehen weitere Minuten in größter Spannung und Ungeduld. Das Boot des Agenten ist nicht zu sehen . . .

Ob es durch die Strömung abgetrieben wurde? Oder hat ihn die Volkspolizei im letzten Augenblick gestellt und verhaftet?

Eine ganze Stunde vergeht.

Die rote Laterne auf der anderen Seite schaukelt längst nicht mehr und leuchtet ruhig weiter, wiegt sich gleichmäßig in den Wellen des ruhig zur Ostsee fließenden Stromes.

Warum ist „Hans“ nicht gekommen, um seinen Komplicen abzuholen?

Hätte ein Fremder Gelegenheit, die traurigen und enttäuschten Gesichter der Soldaten zu beobachten, er wäre der Meinung, sie hätten ihren besten Freund erwartet, der nun leider nicht gekommen ist. So groß war ihre Enttäuschung.

Um 3.30 Uhr wird die Falle aufgelöst. Die Offiziere und die Soldaten gehen in die Wachstube des Grenzhäuschens.

Niemand kann sich erklären, warum „Hans“ nicht an das polnische Ufer gekommen ist.

Schade.

Aber so ist der Kampf an der geheimen Front des kalten Krieges!

Hier läßt sich nicht immer alles mit mathematischer Genauigkeit vorausberechnen. Das Leben macht einem so oft einen Strich durch die Rechnung, wenn man auch noch so sorgsam seine Vorausberechnungen und Vorbereitungen trifft.

Erst später, als Landvoigt auf dem polnischen Ufer und damit auch in einem polnischen Gefängnis gelandet ist, erhielten wir darüber Auskunft, warum wir in jener Nacht zum 5. Oktober vergebens warteten.

An allem trug schuld der Umstand, daß . . . ja, daß die kulturellen Errungenschaften . . . also genau genommen: das Dorfkino! Darüber muß ich etwas mehr sagen. Also, an besagtem Abend hat sich alles so abgespielt: Als Landvoigt schon fast das polnische Ufer erreicht hatte, war die Kinovorstellung in Kienitz zu Ende. Wie das so üblich ist, blieb die Dorfjugend noch etwas zusammen und unterhielt sich laut, fröhlich und lärmend.

Als „Hans“ diesen Lärm im Dorf hörte, kehrte er sofort um, legte abseits von Kienitz an und gab sein Vorhaben auf.

Wie er später bei seiner Vernehmung aussagte, nahm er an, daß er durch die Bevölkerung entdeckt sei und verfolgt werde.

Er floh an das deutsche Ufer und fuhr unverzüglich nach Berlin zurück. Letzten Endes, dachte er dabei, ist noch nichts Schlimmes passiert. Für alle Fälle ist ja mit „Albert" für die kommende Nacht eine Wiederholung vereinbart worden.

So erscheint denn „Hans" am frühen Morgen in seiner Berliner Wohnung und ist ziemlich mitgenommen. Seine Frau öffnet ihm, aus dem Schlaf geweckt und in einen Morgenrock gehüllt, die Wohnungstür. Schnell macht sie das Frühstück zurecht. Beide setzen sich ins Eßzimmer und frühstücken, ohne dabei ein Wort zu verlieren.

Hilde betrachtet sorgenvoll das müde, unrasierte Gesicht ihres Mannes.

Schließlich bricht sie das Schweigen, nennt ihn bei dem Kosenamen, der nur ihnen bekannt ist und den sie das erste Mal in einer gemeinsam verlebten Nacht voller Liebe und Zärtlichkeiten ausgesprochen hat.

„Mülle", sagt sie, „mein Allerliebster, quäl mich doch nicht mehr! Sag mir nur, wann wird das alles bloß ein Ende haben? Wann wirst du endlich mit dieser gefährlichen Arbeit aufhören?"

„Misch dich nicht in meine Angelegenheiten!"

„So darfst du nicht mit mir sprechen, Mülle! Ich habe ein Recht auf dich. Ich habe auch ein Recht zu wissen, was aus mir wird, wenn deine Sache einmal schief gehen sollte. Ich darf gar nicht daran denken, daß es soweit kommen könnte und du nicht mehr nach Hause kommst. Überleg dir mal in Ruhe: wozu gibst du dich eigentlich mit solchen Dingen ab? Wenn es uns schlecht ginge! Aber so ist es doch ganz egal, ob wir noch ein bißchen besser leben oder nicht. Wir beide können glücklich und zufrieden sein. Wir haben doch jetzt alles, was wir brauchen. Mülle, mein Bester, hast du denn noch nicht genug davon — jahrelang hast du Krieg gespielt, und heute begibst du dich freiwillig in Gefahr! Damals warst du noch ledig und allein, aber heute gehörst du zu mir und . . ."

„Hör bloß auf mit deinen hysterischen Anfällen! Spiel nur nicht das unschuldige Täubchen, du tust, als ob du nicht wüßtest, womit ich mich beschäftige! Habe ich dir etwa nicht die achthundertundfünfzig Mark bis auf den letzten Pfennig gegeben, die ich bekommen habe, weil ich diesen Burschen hinübergelotst habe? Du kannst dich doch wohl noch daran erinnern, wie? Er will jetzt wieder nach Berlin zurück. Unsere gemeinsamen Bekannten haben mich gebeten, ihn abzuholen. Ich habe doch oft genug Leute über

die Oder geschafft. Was ist denn schon dabei! Übrigens soll ich wieder achthundertundfünfzig Mark dafür bekommen. Du weißt ganz genau, daß uns nicht noch einmal so billig ein zweiter Laden angeboten wird. Wenn Herr Schulze nicht schon sein Visum hätte und nun so schnell wie möglich zu seiner Tochter nach Spanien wollte, würde er seinen Laden ganz bestimmt nicht für so ein Spottgeld verkaufen. Wenn wir aber den zweiten Laden haben, dann ist's geschafft."

„Ach was! Sprechen wir doch nicht mehr von dem zweiten Laden! Sag mir lieber, weshalb du so schrecklich nervös bist. Ich erwarte von dir, daß du nicht wieder wegfährst . . ."

Heinz Landvoigt steht wortlos auf und begibt sich ins Badezimmer. Er rasiert sich sorgfältig und duscht sich heiß ab. Das Bad und die häusliche Gemütlichkeit lassen ihn die Anstrengungen und die Spannung der vergangenen Nacht vergessen.

Zum ersten Mal denkt Landvoigt an die Möglichkeit, daß er einmal von seiner „Arbeit" nicht mehr zu seiner Frau zurückkehren könnte.

Er blickt durchs Schlafzimmerfenster auf die Straße, in der er jeden Winkel und fast jeden Bewohner kennt. Jetzt spürt er erst so richtig, wie sehr er doch hier zu Hause ist. Er wechselt die Wäsche und nimmt sich aus dem Kleiderschrank eine neue Krawatte.

Deutlich hört er, wie die Tassen und Teller leise klirren, als seine Frau den Frühstückstisch abräumt.

Die Sache mit dem zweiten Laden muß ich mir noch mal gründlich überlegen, denkt er. Aber er kann sich darauf im Augenblick nicht konzentrieren.

Die achthundertundfünfzig Mark und der ganze Laden erscheinen ihm jetzt wirklich unwichtig. Hilde hat ja recht, denkt er, ich habe tatsächlich schon lange genug Krieg gespielt — während des Krieges und auch nach 1945.

Ich muß das auch dem Herrn Kaiser klar machen. Vielleicht nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen; aber so durch die Blume werde ich es ihm doch zu verstehen geben. Ich will ihn ja nicht gleich vor den Kopf stoßen und auch nicht alle Brücken hinter mir abbrechen.

Der Jahrgang 1923 hat im vergangenen Krieg genug Pulver gerochen, Herr Kaiser! Jetzt sind mal die Jüngeren an der Reihe, die uns ablösen müssen. So werde ich es ihm sagen! Sie selber haben doch einmal zu mir gesagt: in Berlin gibt es genügend junge, mutige Menschen, die Lust zum Geldverdienen haben . . .

Er paßt den Augenblick ab, in dem seine Frau in der Küche verschwindet.

Schnell kommt er aus dem Schlafzimmer heraus, zieht, schon im Gehen, den Mantel über und wirft die Wohnungstür hinter sich zu. Er rennt die Treppen hinunter und ist im Nu auf der Straße. Da hört er seine Frau aus dem Fenster rufen:

„Heinz, Heinz! Warte doch auf mich! Ich komme gleich mit!"

„Mach dir keine Sorgen, ich bin in einer Stunde wieder zurück!"

Er sieht noch das freudige Gesicht seiner Frau, hält ein vorbeifahrendes Taxi an, steigt ein und nennt dem Chauffeur die Adresse Kaisers. Kurz darauf fährt er vor dessen „Wohnung" vor.

„Jetzt kommen Sie erst! Wo ist denn Albert? Steckt der etwa noch in Polen? Hören Sie, Funkmaat Landvoigt! In diesen Dingen verstehen wir keinen Spaß. Sie wissen doch ganz genau, daß es das Wort ‚unmöglich' bei der Kriegsmarine nicht gab. Bei Dienstmeldungen . . ."

„Ich konnte nicht hinüberrudern, Herr Kaiser. Die Vopo hatte den Braten gerochen."

„Woher wollen Sie das wissen? Zum Vergnügen schicke ich keine Leute nach Polen, Funkmaat Landvoigt! Bilden Sie sich etwa ein, wir zahlen Ihnen achthundertundfünfzig Mark umsonst? Ich habe den Eindruck, das leichte Verdienen hat Sie demoralisiert! Sie vergessen wohl ganz ihre Pflichten als Soldat? Sie vergessen wohl, daß Sie unserem Großdeutschen Reich den Eid geleistet haben . . ."

„Herr Kaiser, ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu sagen, daß . . ."

„Daß Sie sich für Ihre Feigheit bei mir entschuldigen wollen und auf der Stelle kehrt machen und Albert Mohr aus Polen abholen werden, nicht wahr? Das wollten Sie mir doch wohl sagen, Herr Landvoigt? Sie fahren unverzüglich zurück und holen Ihren Waffenkameraden, der in diesem Augenblick, merken Sie sich das genau, sein Leben riskiert! Er liegt bestimmt irgendwo hungrig und durchgefroren in den Büschen der Oderwiesen und hält Ausschau nach Heinz Landvoigt, der ja versprochen hatte, ihn abzuholen. Der saubere Herr Landvoigt aber sitzt indessen in seiner gemütlichen Wohnung, trinkt mit seinem Frauchen in Seelenruhe Kaffee und überlegt, wie er den angebrochenen Tag auf die angenehmste Weise totschlagen kann."

„Herr Kaiser, Sie tun mir unrecht! Übrigens haben Sie auch gar kein Recht, mit mir so zu sprechen! Sie sitzen hier in Berlin, uns aber schicken Sie dorthin, wo uns mit Bestimmtheit der . . ."

„Jawohl, wo auf Sie ein Bombenverdienst wartet und das Gefühl, Ihre Pflicht als Soldat erfüllt zu haben."

Landvoigt protestiert weiter.

„Herr Kaiser, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich der Meinung bin, daß der Jahrgang 1923 bereits genug Krieg geführt hat, daß . . ."

„Schweigen Sie! Mann, sind Sie völlig verrückt geworden? Vielleicht nehmen Sie noch eine rote Fahne in die Hand und demonstrieren mit den Kommunisten die Stalinallee entlang. Vielleicht wollen Sie am Ende gar der Weltfriedensbewegung beitreten?"

„Herr Kaiser, Sie wissen nur zu gut, wie sehr ich die Kommunisten hasse! Sie wissen auch, daß ich weder Bolschewist war, noch bin und mir das auch im Traume nie einfallen würde. Aber ich bin mit den Nerven vollkommen fertig. Ich halte diese Belastung nicht länger aus! Als ich gestern mit der S-Bahn nach Erkner fuhr, kam plötzlich irgendein Uniformierter ins Abteil und klopfte mir auf die Schulter. Vor Schreck schrie ich laut auf. Der Mann hat mich angesehen, als habe er es mit einem Verrückten zu tun. Es war nur der Fahrkarten-Kontrolleur. Da er annahm, daß ich eingeschlafen war, hat er mir auf die Schulter geklopft. Und ich dachte, es sei ein Vopo. Wenn das wirklich ein Polizist gewesen wäre, hätte er mich bestimmt mitgenommen. Ein normaler Mensch benimmt sich doch nicht so."

„Machen Sie doch aus sich selbst keinen Idioten. Ich sehe ja, daß Sie übermüdet und erschöpft sind. Vielleicht sollten wir mal eine Ruhepause einlegen. Ich habe Erfahrungen und weiß, daß wir bei unserer Arbeit einen großen Menschenverschleiß haben. Aber trotzdem! Sie werden doch Ihren Kameraden nicht in die Hände der Polen fallen lassen, Heinz! Ein bißchen Mut, Funkmaat Landvoigt! Gehen wir mal in Gedanken vierundzwanzig Stunden weiter. Morgen um die gleiche Zeit werden Sie sich ins Bett legen und gründlich ausschlafen. Der Kamerad aber, den wir alle sehnlichst erwarten, sitzt uns dann schon gegenüber und berichtet viele wichtige Dinge. Ihnen wird er zu großem Dank verpflichtet sein. Sie selbst haben dann, neben einer Belobigung für Ihre Tapferkeit, achthundertundfünfzig Mark verdient. Überlegen Sie sich's nochmal. Achthundertundfünfzig Mark! Sie können anschließend einen Monat oder auch zwei zur Erholung fahren. Wenn Sie zurück sind, werden Sie über die heutige Unterhaltung lachen."

„Ich sprach mit meiner Frau, Herr Kaiser. Wir haben beschlossen, den Kauf des zweiten Ladens doch noch zu verschieben. Wir wollen lieber damit warten . . ."

„So, so! Funkmaat Landvoigt bleibt also zu Hause! Das Frauchen hat's dem Männe verboten! Sie sagt zu ihrem Männe: es ist so langweilig, allein zu schlafen. Sicher, wenn du meinst, mein Täubchen, der Kamerad kann meinetwegen in Polen verrecken — so ist's doch, nicht wahr? Aber wissen Sie, Funkmaat Landvoigt, er hat auch Frau und Kinder, die auf ihren Vater warten . . . Bei Gott, man darf gar nicht daran denken. Der Witwe und den Waisen werden wir dann sagen: euer Vater wird nie mehr wiederkommen, weil Herr Landvoigt an dem Abend, als er euren Vater abholen sollte, gerade mit seiner Frau ins Bett gehen mußte. Wollt ihr Einzelheiten wissen, wendet euch an Herrn Landvoigt. Er wird euch sicher gern darüber berichten. Abends ist er immer in seiner gemütlichen Wohnung zu erreichen. Er wohnt in Berlin, im Wedding, Gerichtstraße 25. Aber merken Sie sich, wenn nach unserem Siege in Deutschland die Generalabrechnung erfolgt, werden die Verräter und Feiglinge ihre verdiente Strafe erhalten. Vielleicht warten wir auch damit gar nicht so lange! Tragische Unfälle kommen nicht nur beim Überqueren der Oder, sondern auch im Wedding vor . . ."

Eine Stunde nach diesem Gespräch ist Heinz Landvoigt wieder in seiner Wohnung. Hilde erwartet ihn, froh und aufgeräumt.

„Mülle, mein Bester, heute abend gehen wir doch in irgendein nettes Lokal, nicht wahr? Wir werden uns bestimmt gut amüsieren. Ach, Mülle, guck mich bitte nicht so an, du wirst mir das doch nicht abschlagen?"

„Hilde, ich muß heute noch einmal gehen . . ."

„Nein! Bleib hier, Heinz! Ich bitte dich, bleib hier! Geh nicht weg! Wozu brauchen wir denn jetzt einen zweiten Laden? — Wir sind doch beide jung und haben gesunde Hände zum Arbeiten. Wir brauchen uns wirklich keine Sorgen um unser Fortkommen zu machen. Wir werden vielleicht nie reich, aber wir bleiben doch zusammen. Heinz, geh bitte nicht . . ."

„Höre Hilde, ich gehe heute tatsächlich zum letzten Mal. Ich hab selber schon die Nase voll. Warum soll mir ausgerechnet heute was passieren? Ich bin schon so oft drüben gewesen, und mir ist nie etwas passiert. Ich kenne jeden Winkel an der Oder. Ich muß heute noch mal rüber. Aber ich schwöre dir, nie wieder, nur heute! Sie werden mich wieder überreden wollen, aber ich werde ihnen was husten.

Liebling, morgen um die gleiche Zeit . . ."

Zwei Stunden später befreit sich Landvoigt aus den liebevollen Umarmungen seiner Frau, die sich gar nicht von ihm trennen kann.

Er macht sich auf den Weg nach Kienitz.

Das letzte Mal — denkt er — das letzte Mal, das letzte Mal . . .

Es beginnt die zweite Nacht — die letzte, in der Machura, wie vereinbart, abgeholt werden soll.

Am polnischen Ufer liegen wiederum vier Menschen in ihren Verstecken und warten . . .

Ob er wohl heute kommt?

Langsam schleicht die Zeit dahin — endlich 22.00 Uhr!

Die Soldaten legen den Zeigefinger an den Abzug ihrer Maschinenpistole.

Die Offiziere entsichern ihre Pistolen.

In der Ferne leuchtet das kleine rote Licht . . .

Da! — Es beginnt zu schaukeln. Immer schneller. Wie das rote Feuer des Wassermannes aus den alten Volkssagen, das den Wanderer in die Sümpfe lockt, wo er vom Wassermann ertränkt wird.

Endlich erblickt man einen dunklen Punkt, der sich dem polnischen Ufer immer mehr nähert und ständig größer wird.

Deutlich zeichnet sich die Silhouette eines herannahenden Fischerbootes ab — schon kann man einen gebeugt darin sitzenden Menschen erkennen.

Einen Augenblick noch, und man sieht, daß das Boot mit nur einem Ruder durch starke Stöße vorangetrieben wird.

In der anderen Hand hält der Mann einen kleinen Gegenstand.

Jetzt ist er nur noch fünf Meter vom polnischen Ufer entfernt.

Halblaut ruft er:

„Mohr, Mohr, wo bist du?"

In diesem Augenblick knirscht der Sand. Das Boot sitzt fest. Es kann nicht mehr abgetrieben werden.

Kurz darauf nähert sich der Offizier der Staatssicherheit, der die Rolle Machuras spielt, dem Ufer, um sich dem Agenten zu zeigen.

„Hier bin ich", ruft er leise.

„Ich will nicht erst näher herankommen. Steig ins Wasser und komm herüber. Es ist nicht kalt. Du kannst ruhig durchwaten", sagt der Mann im Boot. Man merkt ihm an, daß er unter gar keinen Umständen die Absicht hat, ans polnische Ufer zu kommen.

Die Situation beginnt kompliziert zu werden.

Landvoigt hält die Pistole schußbereit in der Hand. Wenn der Offizier sich dem Boot nähert, besteht die Gefahr, daß er angeschossen wird. Würde Landvoigt dann ins Wasser springen, wäre eine Verfolgung im Dunkeln sehr schwer. Es besteht auch ein strenger Befehl, nicht auf diesen Agenten zu schießen, auf den man schon die zweite Nacht wartet.

Er muß — koste es, was es wolle — in zwei Stunden wohlbehalten den Angehörigen der Sicherheitsorgane in ihrem Büro gegenübersitzen. Man muß unbedingt aus ihm herausbekommen, mit wem er in Verbindung steht, wen er noch hergebracht hat und wer seine Helfer in der Deutschen Demokratischen Republik sind.

Jetzt richtet sich Landvoigt im Boot auf. Er will den am Ufer stehenden „Machura" deutlicher sehen.

In diesem Augenblick feuert der polnische Offizier einen Warnschuß ab und ruft:

„Grenzwache! Hände hoch!"

Die letzten Worte des Offiziers gehen bereits im Lärm des Feuers einer Maschinenpistole unter: denn als einer der Soldaten sieht, wie Landvoigt seine Pistole gegen den Offizier erhebt, schickt er einige Feuerstöße über den Kopf des Adenauer-Agenten hinweg.

Vor Schreck fällt Landvoigt rückwärts ins Boot. Die Pistole rutscht ihm aus der Hand und plumpst ins Wasser.

Sehr bestimmt erteilt der am Ufer stehende Offizier in deutscher Sprache seine Befehle:

„Ruder wegwerfen! — Hände hoch, sonst wird geschossen!"

Der zweite Soldat, der bisher in seinem Versteck lag, tritt jetzt hervor, steigt ins Wasser und zieht das Boot an Land.

„Wer sind Sie?"

„Ich bin ein Fischer aus Kienitz", ist die Antwort, „die Strömung hat mein Boot abgetrieben."

Landvoigt wird ans Ufer geführt.

Die Grenzsoldaten ziehen ihm das Jackett aus. Darunter finden sie einen Dolch und eine Pistolentasche, die an einem Riemen über der linken Schulter und am Hosengurt befestigt ist. Unter dem Jackett konnte niemand so schnell den Dolch entdecken. Er schmiegt sich gut an den Körper an und erlaubt ein schnelles Ziehen der Waffe.

„Aah, das ist wohl Ihre Fischerausrüstung? Wo ist die Pistole?"

Der Festgenommene zeigt auf die Stelle, an der er seine Schußwaffe verloren hat.

Die Grenzsoldaten fischen eine „Sauer 7,65“ aus dem Wasser.

Nun sehen wir einen jungen Mann mitten in der Nacht am polnischen Ufer der Oder auf der Erde sitzen. Nach dem erlebten Schreck atmet er rasch. Das grelle Licht der Taschenlampen blendet seine Augen. Er versucht, sie mit den gefesselten Händen abzuschirmen.

Heinz Landvoigt murmelt vor sich hin:

„Heinz, Heinz, du wolltest durchaus den zweiten Laden haben.“
Einen Augenblick später läßt er seine gefesselten Hände wieder sinken.

Jetzt schaut er auf die Uniformierten und die Zivilisten, die ihn umstehen.

In seinem schlesischen Dialekt wählt er bedachtsam die Worte und fragt laut und deutlich:

„Könnte man das nicht so machen, daß ich ab heute für Sie Spione hierher hole?“

Dieser Vorschlag ruft bei den Umstehenden große Heiterkeit hervor. Anstatt nach Berlin zurückzukehren, wie sich das Landvoigt in seiner Naivität vorgestellt hat, wird er in einem Personenwagen nach Szczecin (Stettin) gebracht.

Jetzt fällt Landvoigt ein, was Kaiser ihm von der Allmacht des Bonner Geheimdienstes Gehlen erzählt hat.

Letzten Endes tat er, was er tun konnte. Kaiser kann ihm doch deshalb keine Vorwürfe machen.

Sollten sie ihn wirklich nicht aus einem polnischen Gefängnis herausholen, wäre das auch noch kein Beinbruch. Denn die Polen können ihm doch höchstens drei bis vier Jahre verpassen.

Unerlaubter Grenzübertritt — mehr können sie mir bestimmt nicht nachweisen — denkt er. Für den unerlaubten Waffenbesitz nochmals sechs Monate, das ist dann wohl alles.

Heinz Landvoigt ist sehr zuversichtlich, als er kurz nach Mitternacht einem Offizier der Staatssicherheit im Büro gegenübersitzt. Er hatte eigentlich befürchtet, daß ihn die Polen schlagen würden. Doch statt dessen geben sie ihm einen anständigen Bohnenkaffee zu trinken. Mit beiden Händen hält er die Tasse fest und schlürft mit Behagen den angenehm warmen Kaffee. Dabei erzählt er in abgerissenen Sätzen, wie sich alles abgespielt hat.

Der Offizier braucht überhaupt keine Fragen zu stellen, so redselig ist Landvoigt. Er spricht pausenlos, seine Worte sollen die

Wahrheit vernebeln. Er erzählt, daß er ein einfacher Arbeiter wäre, der aus Not gewissenlosen Elementen zum Opfer gefallen sei, daß ...

„Moment, mein Lieber, warum haben Sie nicht geschossen, als Sie im Boot gestellt wurden?"

Landvoigt überlegt nicht lange. Seine Antwort charakterisiert die Lage der Agenten, die nicht nur gegen die Interessen des polnischen Volkes, sondern auch gegen die des deutschen Volkes handeln:

„Ich habe nicht geschossen, weil ich sonst die Polizei und die Bevölkerung von Kienitz alarmiert hätte. In Berlin erzählte man mir von einem illegalen Grenzgänger, der ans deutsche Ufer zurückkehrte, als von polnischer Seite aus auf ihn geschossen wurde. Am nächsten Morgen fanden ihn — durch die Schüsse alarmiert — ein paar junge Kerle in den Büschen der Oderwiesen und übergaben ihn der deutschen Polizei."

„Wer hat Ihnen bei der Fahrt durch die DDR geholfen?"

Landvoigt nennt die Namen.

Wenige Stunden später kommt es auf einer Brücke an der Friedensgrenze zu einer ungewöhnlichen Begegnung.

Gleichzeitig werden die Grenzschranken auf der polnischen und auf der deutschen Seite hochgezogen.

Von jeder Seite nähern sich zwei Männer.

Von der deutschen Seite ein Unteroffizier der Kasernierten Volkspolizei und ein Offizier des Staatssekretariats für Staatssicherheit.

Von der polnischen Seite ein Offizier des Komitees für öffentliche Sicherheitsfragen in Begleitung eines Unteroffiziers der polnischen Grenzwacht.

Mitten auf der Brücke treffen sich die vier Männer.

Die beiden Unteroffiziere — der Pole und der Deutsche — ziehen sich etwas zurück, damit die zwei Offiziere in Zivil ungestört miteinander sprechen können.

Die Offiziere tauschen streng geheime Informationen aus. Sie beschäftigen sich mit dem „Korridor des Menschenschmuggels", den die Spionageorganisation Gehlen durch das Gebiet der DDR angelegt hat, um Spione nach Volkspolen zu schleusen.

Der Pole übergibt dem Deutschen einen versiegelten Brief, in dem die Namen der Agenten stehen, die mit Landvoigt auf dem Gebiet der DDR zusammengearbeitet haben.

Die beiden Offiziere unterhalten sich noch einen Augenblick. Dann reichen sie sich zum Abschied freundschaftlich die Hände.

Am Abend des gleichen Tages wird der so mühsam zusammengezimmerte „Korridor“ der Gehlenorganisation, der von Westberlin über das Territorium der DDR nach Polen führte, liquidiert.

Hinter den Gehlenagenten schließen sich die Gefängnistore.

Am selben Abend wird im Gefängnis von Szczecin (Stettin) Heinz Landvoigt in die Zelle geführt.

Im Nu ist er auf der Pritsche eingeschlafen.

Er ahnt nicht, daß auf der gleichen Station, einige Zellen weiter, der Mensch sitzt, den er am vereinbarten Treffpunkt vom polnischen Ufer abholen wollte: Adolf Machura.

In einer anderen Zelle befindet sich seit einigen Tagen ein dritter Mann aus dem Spionagenetz der Organisation Gehlen: Konrad Wruck.

Doch Krakow ist nicht an einem Tag erbaut worden — und so ist der Feind und Spion Wruck auch nicht von selbst im Gefängnis von Szczecin gelandet . . .

Der dritte Mann

„DAS GOLDENE HUFEISEN“

Für einige Herren verspricht dieser schöne Augustabend des Jahres 1953 höchst angenehm zu verlaufen.

Sie trafen sich im Steglitzer Ratskeller, einem soliden und ruhigen Lokal, zum Abendessen.

„Wir müssen unserem Freund heute ‚Das Goldene Hufeisen‘ in der Lutherstraße zeigen“, sagt einer der Anwesenden.

„Was ist denn das für ein Lokal?“ interessiert sich ein junger kräftiger Mann aus dieser Gesellschaft, um den sich die anderen offensichtlich stark bemühen.

„Es ist ein Restaurant mit einer Manege. Mitten in der Arena wird auf einem Parkett getanzt. Außerdem kann man dort auch jederzeit reiten. Herr Jansen und ich kennen das Lokal bereits. Wir beide werden zum Kabarett ‚Splendid‘ am Nollendorfplatz fahren, wenn es Ihnen recht ist. Dort warten wir dann auf Sie. Inzwischen können Sie sich ja mit Herrn Nentwich ‚Das Goldene Hufeisen‘ ansehen. Im ‚Splendid‘ halten wir dann zwei Plätze für Sie frei. Ich bin sicher, Sie kommen in spätestens einer Stunde nach. Länger halten Sie es im ‚Goldenen Hufeisen‘ bestimmt nicht aus . . .“

Kurze Zeit darauf betreten Kaiser und Jansen das Kabarett ‚Splendid‘, wo sie ungestört miteinander sprechen wollen, bevor dieser junge Mann wiederkommt, der jetzt mit Nentwich ins ‚Goldene Hufeisen‘ gefahren ist. Wie war doch der Name des jungen Mannes? . . . Ja richtig, Konrad Wruck! Unter gewissen Umständen tritt er aber auch unter den Namen Konrad Horn, Henryk Suchanowicz oder Otto Wiegand auf.

Kaiser und Jansen ist seine Agentennummer „ODT-738-18“ bekannt.

Die beiden nehmen an einem Tisch Platz und setzen ihr Gespräch fort, das sie bereits im Auto begonnen haben.

„. . . die ganze Geschichte ist für uns sehr lohnend. Wieviel haben wir denn für die Ausbildung dieses Jungen ausgegeben? Pfennige! Er hat uns nur ein paar tausend Mark gekostet — einschließlich der gesamten Ausrüstung und Schulung. Das ist überhaupt kein Geld, wenn man bedenkt, welch großen Schaden er in Polen anrichten kann. Weißt du eigentlich, was die Amerikaner die Ausbildung eines Jagdfliegers mit dem dazugehörigen Bodenpersonal kostet? Einhundertzwölftausend Dollar! Das sind direkt astronomische Zahlen! Stell dir vor, wieviel Geld die dafür ausgeben! Die ‚Mustangs', mit denen die Amis vor zehn Jahren uns angegriffen haben, kosteten je Maschine sechzigtausend Dollar. Die Düsenjäger ‚Sabre', die in Korea eingesetzt wurden, haben ‚Onkel Sam' vierhundertundfünfzigtausend Dollar pro Maschinchen gekostet. Außerdem, weißt du, haben Düsenjäger eine verdammt kurze Lebensdauer. Eine Verkehrsmaschine kann zwanzig- bis dreißigtausend Flugstunden schaffen. Ein Düsenjäger dagegen hält im Fronteinsatz kaum achtzig bis hundert Flugstunden aus."

Jansen hat sein Lieblingsthema beim Wickel. Die Liebe zur Fliegerei bricht eben immer wieder durch, denkt Kaiser, der schweigend zuhört.

„Wenn wir erst wieder unsere eigene Luftwaffe haben — und das hängt ja letzten Endes von uns allein ab — dann . . ."

Inzwischen hat die Kapelle einleitend ein Konzertstück gespielt. Scheinwerfer blitzen auf und tauchen das kleine Rund des Parketts in grelles Licht. Eine extravagante, superblonde Schlagersängerin erscheint. Sie trägt ein enganliegendes, schulterfreies Abendkleid.

Die Kapelle spielt leise, nur der Flügel ist deutlich zu hören. Der Pianist setzt sein ganzes Können ein, die Sängerin mit ihrer tiefen Altstimme zu begleiten.

„Come on-a my house, a my house,
I'm gonna give-a you-a candy,
Come on-a my house, a my house,
I'm gonna give-a you an apple and a plum,
Come on-a my house, my house, come on,
Come on-a my house, my house, come on . . ."

Monoton singt die blonde Dame sieben Strophen dieses Liedes. Die anwesenden amerikanischen Offiziere klatschen wie Rasende Beifall.

Nach der siebenten Strophe verschwindet die Sängerin hinter der Kapelle. Auf dem Parkett erscheinen tanzende Paare.

„Was hat sie eigentlich gesungen?" fragt Jansen interessiert.

„Blöden Quatsch! Hast du schon einmal einen Jazz mit einem vernünftigen Text gehört? Noch dazu amerikanischen Jazz? Sie sang, daß sie jemanden bittet, sie nach Hause zu begleiten, um ihm Süßigkeiten, einen Apfel, 'ne Pflaume, einen Vogel im Käfig, eine Wochengage, ein Armband, ein Lied und ein Bäumchen zu schenken. Endlich versprach sie, und das hat ja unsere Freunde ganz besonders begeistert, daß sie dem Unbekannten, der sie begleitet, alles, alles, alles schenken will . . . Aber, a propos, alles versprechen. Reden wir lieber von unseren Dingen. Du hast gesagt, daß unsere Jungens sehr billig sind. Die Kalkulation bei einer eventuellen Ausschreibung halten sie aus . . ."

„Selbstverständlich! In diesem Jahr ist das amerikanische Budget allein für die Luftwaffe zweimal höher als das ganze Jahresbudget Frankreichs, eines Landes mit über vierzig Millionen Einwohnern. Ich möchte dich nicht langweilen. Doch, um dir zu beweisen, daß unsere Fließbandproduktion von Mitarbeitern lächerlich billig ist, will ich nur soviel sagen: Wenn sich ein Ami in Korea oder bei einer Übung den Hals bricht, wird seine Familie ‚Onkel Sam' bis an ihr Lebensende melken. So muß der Staat zum Beispiel eine Rente zahlen. Während der Militärdienstzeit muß er außerdem für jeden Piloten eine Gefahrenzulage herausrücken. So ein Pilot kostet ein Vermögen! Er belastet den Staatssäckel praktisch zeitlebens.

Dabei muß man immer bedenken, daß sich unsere Leute bereits jetzt bezahlt machen, während so ein Düsenflugzeug vielleicht schon in wenigen Jahren verschrottet werden muß und zum alten Plunder gehören wird. Wie hieß es doch gleich in diesem Schlager, den die Blonde vorhin gesungen hat? Kam da nicht etwas von einem Vogel im Käfig vor? Bei Gott, ich wünsche unserem Freund Wruck wirklich nichts Böses! Aber nehmen wir einmal an, dieser Vogel würde in einem Käfig landen. Dann zahlen wir an seine Familie nicht einen Pfennig, und an seiner Stelle schicken wir einen anderen . . ."

„Ruhig! Er kommt mit Nentwich!

Bitte sehr, bitte sehr, meine Herren, nehmen Sie bei uns Platz! Na, wie war es im ‚Goldenen Hufeisen'. Nichts Außergewöhnliches, nicht wahr?"

Der kräftige junge Mann bestätigt die Frage mit einem Kopfnicken.

Für uns wird es nun aber Zeit, daß wir uns ein bißchen näher mit ihm bekannt machen.

*

Er ist sechsundzwanzig Jahre alt und stammt aus Dirschau. Sein Vater, Albert Wruck, war vor dem Kriege Postbeamter und ein be-

geisterter Anhänger der Hitler-Partei. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß sich die ganze Familie Wruck nach dem Überfall Hitlers auf Polen in die deutsche Volksliste II eintragen ließ. Konrad besuchte bis zum Jahre 1942 eine deutsche Volksschule. Im gleichen Jahre trat er der HJ bei. Anschließend wurde er bei der Reichsbahn auf dem Bahnhof Dirschau beschäftigt. 1944 kam er zum Reichsarbeitsdienst.

Als eifriger Anhänger Hitlers wurde Konrad Wruck in ein besonderes Schulungslager nach Danzig geschickt, um dann in Litauen eingesetzt zu werden. Dort, im Hinterland, genoß er alle „Rechte“ der Okkupationsarmee. In der Uniform eines faschistischen „Herrenmenschen“ spazierte er stolz durch die Ortschaften Litauens. Dabei kam es oft vor, daß er litauische Frauen vom Bürgersteig stieß oder Kinder, die vor ihm nicht schnell genug den Bürgersteig räumten, mit Fußtritten traktierte.

Hätte die Sowjetarmee die Faschisten nicht aus Litauen vertrieben und sie nicht überhaupt geschlagen, dann wäre unser Wruck noch länger als Angehöriger des „Herrenvolkes“ herumstolziert, besonders, da er im Oktober 1944 zu der berüchtigten SS-Leibstandarte „Adolf Hitler“ kam. Er gehörte also der Eliteformation der SS an, die dem Namen nach die Leibwache des „Führers“ war, aber in Wirklichkeit an der Front kämpfte.

Seine militärische Ausbildung erhielt Wruck in der Nähe von Berlin. Dort wurde auch seine Blutgruppe festgestellt und ihm unter dem linken Arm ein „B“ eintätowiert.

Die Nazis wollten durch diese Tätowierung ihren SS-Männern bei einer Verwundung schnell zu einer Bluttransfusion verhelfen, die bekanntlich nur dann Erfolg verspricht, wenn Blut der gleichen Blutgruppe gespendet wird. In erster Linie aber sollte diese Tätowierung natürlich die Zugehörigkeit des Betreffenden zur SS dokumentieren. Solche Tätowierungen wurden nämlich nur bei SS-Angehörigen vorgenommen, die Hitlers besonderes Vertrauen genossen.

Hitler erschwerte durch diese Anordnung ungewollt, daß seine Anhänger nach dem Selbstmord ihres Lehrmeisters die verbrecherischen faschistischen Theorien unerkannt weiter verbreiten konnten.

Als Wruck durch die Gehlen-Organisation in Westberlin für seine Spionagetätigkeit den letzten Schliff erhielt, beschloß man, die kompromittierende Tätowierung wegzubringen. Man versuchte es auf die verschiedenste Art und Weise, unter anderem auch mit Milchsäure, jedoch ohne Resultat. Hitler war verschwunden — aber die Tätowierung blieb . . .

Den Treueid auf seinen „Führer" leistete Wruck im Januar 1945. Damals erhielt er einen zweiwöchigen Heimaturlaub, den er in Dirschau verlebte.

Die Offensive der Sowjetarmee unterbrach den Urlaub des frischgebackenen SS-Mannes. Er wurde einer örtlichen Wehrmachtseinheit zugeteilt. In der ersten Zeit bewachte er Brücken. Später kämpfte er bei Danzig, wo er im März 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft geriet. Da er fließend Polnisch sprach, gab er sich als Pole aus, den man zum Dienst in der Nazi-Wehrmacht gezwungen hätte. Im November 1945 kehrte Wruck nach Polen zurück. Peinlichst vermied er, irgendwo eine Arbeit anzunehmen, wo er einen Fragebogen und Lebenslauf hätte abgeben oder sich einer ärztlichen Untersuchung hätte unterziehen müssen.

Nach seiner Rückkehr arbeitete er einige Zeit bei Großbauern, später gelegentlich auch in Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in der Wojewodschaft Gdansk (Danzig). Im Jahre 1951 wurde Wruck wegen Diebstahls zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung seiner Strafe arbeitete er in einer Enttrümmerungskolonne in Starogard (Stargard) bei Gdansk.

Konrad Wruck heiratete Weronika Czubkowska. Seiner Familie paßte diese Heirat durchaus nicht.

„Wie kannst du nur eine Polin heiraten!" sagte der alte Albert Wruck oft, „du hast wohl ganz vergessen, daß du in der Leibstandarte gedient hast?"

Um seinen „Fehler" zu korrigieren, mißhandelte Konrad Wruck seine Frau, bis diese die Scheidung beantragte und auch durchsetzte.

Im Dezember 1952 verkaufte Wruck seine ganze Wohnungseinrichtung und fuhr mit einem Bekannten, einem kriminell Vorbestraften, namens Gelhar, nach Szczecin (Stettin).

Im Januar 1953 flohen Wruck und Gelhar von dort nach Westberlin.

In Westberlin sprach Wruck den ersten besten Stupo an und sagte ihm, daß er aus Polen geflohen sei. Der diensthabende Polizeioffizier, an den Wruck verwiesen wurde, verständigte sofort telefonisch eine amerikanische CIC-Dienststelle. Da es Sonnabendnachmittag war, interessierte sich in dieser Dienststelle kein Mensch mehr für den politischen Flüchtling. Deshalb wurde er an das „Rote Kreuz" auf dem Bahnhof Zoo verwiesen.

Die Gegend um den Zoologischen Garten ist in der Tat eine Menagerie gegen Polen bellender Schakale. Sie ist das Zentrum der Unterwelt in Westberlin.

Am Montag teilte man Wruck auf dem Bahnhof Zoo mit, daß er in einigen Minuten von einem Personenwagen abgeholt würde, der ihn in sein neues Quartier bringen werde.

Nach etwa zwanzig Minuten fuhr eine Limousine vor und brachte ihn in die Manteuffelstraße 31, in die Villa des CIC.

Zwanzig Tage lang wurde er abwechselnd in polnischer und deutscher Sprache vernommen. Man fragte ihn nach allem möglichen aus: Weshalb er aus Polen geflohen sei? Welchen Weg er genommen habe? Welchen Militäreinheiten er begegnet sei und wo er sie gesehen habe? Wie hoch er die Stärke dieser Einheiten schätze? Wie sich nach seiner Beobachtung die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften während seines Aufenthaltes in Polen entwickelt hätten? Und ob er nicht Lust hätte, in die Dienste des amerikanischen Geheimdienstes zu treten.

„Nein, nein", wehrte er ab, „ich will nicht wieder nach Polen zurück . . . !"

Die Amerikaner übergaben ihn dem englischen Geheimdienst am Karolinger Platz 8. Vielleicht kommen die eher mit ihm klar?

Wir dürfen uns über diese Methode nicht wundern. Die westlichen Geheimdienste stürzen sich auf polnische Landesverräter wie die Geier auf das Aas. Es genügt zu erwähnen, daß anderen Gehlen-Agenten, wie zum Beispiel Koj und Pietruszka, zwölfmal(!) von imperialistischen Geheimdiensten Spionagearbeit angeboten wurde.

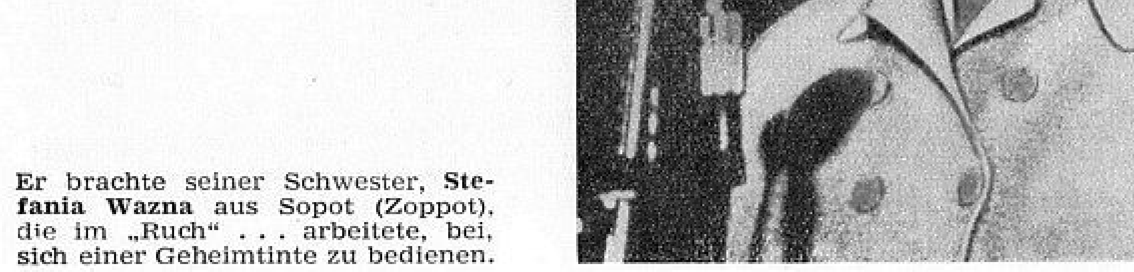
Den Engländern gefiel Wruck jedoch nicht. Obwohl sie ihn von ihren „reichen Verwandten" fernhielten, machten sie ihm daher kein Angebot zur „Mitarbeit". Sie sorgten aber dafür, daß er in der Kuno-Fischer-Straße einquartiert wurde. Nach drei Tagen ließen sie ihn handschriftlich eine Reihe von Fragen beantworten, für die sie sich besonders interessierten. Vor allen Dingen Fragen, die die Wühlarbeit der polnischen Reaktion und ihrer Untergrundbewegung in Polen betrafen.

Alle diese Berichte dienen den westlichen Geheimdiensten als Unterlagen für Hetzsendungen und Pamphlete gegen die Volksmacht in Polen. Sie entwerfen so ein Bild der Volksrepublik Polen, betrachtet mit den Augen eines Konrad Wruck — eines ehemaligen Angehörigen der SS-Leibstandarte „Adolf Hitler". Man kann diesen Leuten zu ihren „authentischen und objektiven" Nachrichtenquellen nur gratulieren.



„Wir müssen unserem Freund heute ‚Das Goldene Hufeisen' in der Lutherstraße zeigen", sagt einer der Anwesenden.

. . . um dann in Litauen eingesetzt zu werden. Dort, im Hinterland, genoß er alle „Rechte“ der Okkupationsarmee. In der Uniform eines faschistischen „Herrenmenschen“ spazierte er stolz durch die Ortschaften Litauens, Dabei kam es oft vor, daß er litauische Frauen vom Bürgersteig stieß oder Kinder, die vor ihm nicht schnell genug den Bürgersteig räumten, mit Fußtritten traktierte . . . Im Oktober 1944 kam er zu der berüchtigten SS-Leibstandarte ‚Adolf Hitler‘. (Bild des Wruck aus dem Jahre 1944.)



Er brachte seiner Schwester, **Stefania Wazna** aus Sopot (Zoppot), die im „Ruch“ . . . arbeitete, bei, sich einer Geheimtinte zu bedienen.

Nachdem Wruck durch den Intelligence Service nach allem Wissenswerten ausgequetscht worden war, wurde er an den französischen Geheimdienst weitervermittelt. Vor den Franzosen hatte Konrad Wruck eine höllische Angst, da man ihm erzählt hatte, das „II. Büro“ der Franzosen lasse nicht mit sich spaßen. Man würde ihn über kurz oder lang in die Fremdenlegion stecken und als Kanonenfutter nach Vietnam verfrachten.

Alle drei westlichen Geheimdienste hielten Konrad Wruck solange frei, bis sie von ihm alles erfahren hatten, das heißt, solange sie den Eindruck hatten, er könne ihnen eventuell noch etwas Neues erzählen. Schließlich kam der Tag, da Konrad Wruck mit seinen „Erzählungen“ am Ende war. Seine nächste Station auf dieser „Reise“ war das Flüchtlingslager in der Rothenburger Straße.

Die Bewohner dieses Lagers führen ein trostloses Dasein, denn in Westberlin ist es sehr schwierig, Arbeit zu bekommen. Um ohne Geld nach Westdeutschland zu gelangen, muß man als „politischer Flüchtling“ anerkannt werden.

Konrad Wruck war also arbeitslos. Er versuchte nach Westdeutschland zu kommen. Seine ehemalige Zugehörigkeit zur SS-Leibstandarte sollte ihm dazu verhelfen, schneller sein Ziel zu erreichen.

Am 4. April 1953 vermittelte die Lagerleitung Wruck die Bekanntschaft eines Herrn, der große Möglichkeiten bieten konnte.

Uns ist er nicht unbekannt — sein Name ist Nentwich.

Dieser holte Konrad Wruck aus dem Lager ab und brachte ihn in seine angebliche Privatwohnung nach Berlin-Friedenau.

Herr Nentwich malte ihm eine in allen Farben schillernde Perspektive:

„Eine einzige Fahrt nach Polen — an sich eine Kleinigkeit — und Sie können sich anschließend in der Bundesrepublik niederlassen.“

Nentwich stellte ihm verlockend vor, daß er in Westdeutschland alle Möglichkeiten habe, daß dort für ehemalige SS-Leute sozusagen Milch und Honig fließe.

Wrucks Ausbildung in Westdeutschland verlief in der gleichen Weise wie sie Adolf Machura genoß.

Zunächst flog Wruck nach Frankfurt am Main. Für die Flugkarte brauchte er natürlich nicht einhundertundachtunddreißig West-Mark zu bezahlen. Er wurde mit einem Kurierflugzeug der amerikanischen Streitkräfte befördert. Zu diesem Zweck bekam er einen Travel-Order (Flugbefehl), den sonst nur amerikanische Militärangehörige erhalten. Das Flugzeug startete in Berlin-Tempelhof und landete auf dem amerikanischen Militärflugplatz Rhein/Main bei Frankfurt.

Später war Wruck in den verschiedensten „Lokalen“ anzutreffen, wie man im Jargon der Gehlen-Organisation die Agentenschulen zu nennen pflegt.

Das Grundstudium absolvieren die Gehlen-Agenten unter anderem auch in Schondorf am Ammersee. Dort, wo kurze Zeit später der Spion des gleichen Agentennetzes, Adolf Machura, an den Ufern des Ammersees, von Dießen kommend, spazierengegangen ist. In Ulm erhielt der Agent Wruck die Kenn-Nummer „ODT-738-18“.

In Landsberg am Lech war er fast gerührt, als man ihm sagte, daß hier ein ehemaliger SS-Kommandeur hinter Gittern sitze, das Vorbild eines „guten Europäers“ unter dem Zeichen des Hakenkreuzes.

Am 12. August 1953 wurde der Jünger Gehlens auf dem Luftwege von Frankfurt am Main nach Berlin gebracht. Wieder verläßt ein Produkt der Spionageschule das Fließband. Noch ein letzter Schliff, — dann ist der Agent für die „Arbeit“ fit.

Inzwischen treibt sich Wruck in den Vergnügungslokalen Westberlins umher. Sehr oft allein, aber auch oft mit seinen Vorgesetzten. Er muß doch das Leben genießen! Nebenbei verdient er sich noch etwas dazu. Um die Wahrheit zu sagen, es ist reiner Zufall gewesen, der ihn auf diesen Weg der zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten führte. Das geschah so:

Schon während seines Aufenthaltes in Bayern liebte es Konrad auszugehen und zu tanzen. Da er gut aussieht, gewann er sehr schnell die Herzen seiner Partnerinnen. Eines Abends kam ein Kellner an seinen Tisch und flüsterte ihm zu, daß einige Herren am Nebentisch ihn zu sprechen wünschten. Dabei zeigte der Ober auf eine Gruppe amerikanischer Soldaten.

Warum soll ich nicht mal mit den Amis sprechen, dachte Wruck. In gebrochenem Deutsch gab ihm einer der Amis zu verstehen, daß das Mädel an seinem Tisch nicht schlecht aussähe und auch ihm gut gefalle . . . „Würden Sie so liebenswürdig sein, uns dem Girl vorzustellen, oder besser gesagt, würden Sie uns das Fräulein überlassen? Sie finden doch schnell ein anderes. Ihnen als Einheimischen fällt das sicher viel leichter. Für Ihre Großzügigkeit, oder wenn man es so nennen will, als moralische Entschädigung — ha, ha, ha — würden Sie diese Kleinigkeit erhalten . . .“

Unter dem Tisch wanderte eine zerdrückte Banknote von einer Hand in die andere. Erfreut über die schnelle Einigung, klopften die Amis dem ehemaligen SS-Mann jovial auf die Schulter. Beide Seiten waren mit diesem Geschäft zufrieden. Einmal auf den Geschmack

gekommen, wiederholte Wruck diesen Job des öfteren. Er nahm aber niemals nur Groschengeschenke für seine Kuppelei . . .

In Bayern bekam er nie mehr als zwanzig Mark. Im Berliner Nachtlokal „Picadilly Bar“ am Kurfürstendamm dagegen zog ein betrunkener Infanterie-Sergeant aus seiner Geldbörse gleich vierzig Westmark und drückte sie dem Protektor einer jungen Blondine, die ihm so gut gefiel, in die Hand.

Im Kabarett „Splendid“ am Nollendorfplatz, in dem sich Wruck im Augenblick mit seinen Vorgesetzten aufhält, ist an solche Geschäfte nicht zu denken, denn hier findet man fast nur Herren.

Jetzt stoßen sie auf die glückliche, rasche und erfolgreiche Rückkehr Wrucks an. Sie ziehen aus der Mottenkiste die SS-Ideologie von der Minderwertigkeit der slawischen Menschen, die zur Vernichtung bestimmt seien und unter denen Wruck in Zukunft seine Spionagearbeit leisten werde.

Wie angenehm ist es doch, bei schöner Musik und einem Gläschen Kognak von Erfolgen zu träumen!

Niemand der im Lokal Anwesenden errät die Gedanken des blonden, schlanken Mannes, der sich jetzt zu seinem Tischnachbar, einem burschikosen Menschen, hinüberbeugt und flüstert:

„Viele kleine Steinchen wiegen auch so viel wie ein Felsstein. Solche kleinen Steinchen werfen wir laufend in den benachbarten polnischen Garten . . .“

Am 14. August erfährt Konrad Wruck, daß er in Nordwest-Polen ein Spionagenetz bilden soll mit dem Ziel, Informationen über die Stärke der militärischen Einheiten, ihre Bewaffnung, ihre Standorte und über die Auslastung der Häfen Gdansk (Danzig) und Gdynia (Gdingen) zu sammeln.

Von Kaiser erhält er einundvierzig Armbanduhren mit auf den Weg sowie Chemikalien zur Anfertigung von Geheimtinte und viertausend Zloty in bar.

In Polen soll Wruck als Henryk Suchanowicz auftreten. Im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik wird er sich unter dem Namen Otto Wiegand bewegen. Den gefälschten Personalausweis auf den Namen Konrad Horn gibt Wruck an Kaiser zurück. Unter diesem Namen hat er sich während der vergangenen Monate in Westdeutschland aufgehalten.

Zum Schluß nimmt er noch die Pistole „Astra“ Nr. 13 394, Kaliber 7,65, mit der entsprechenden Munition in Empfang. Der Agent „ODT-738-18“ macht sich auf den Weg nach Volkspolen.

Und wieder wird ein Steinchen in unseren polnischen Garten hineingeworfen.

In irgendeiner polnischen Stadt gibt es ein Haus, das Tag und Nacht bewacht wird. In einem Stockwerk dieses Hauses steht vor einer bestimmten Zimmertür, einer stabilen Stahltür, ständig ein Posten.

An den Fingern einer Hand kann man die Menschen abzählen, die ungehindert Zutritt zu diesem Zimmer haben.

Dort hängt an der Wand eine große Landkarte, die durch Neon-Leuchtröhren schattenfrei beleuchtet wird. Auf dieser Karte werden die Kämpfe und Zusammenstöße mit dem Feind an der unterirdischen Front des kalten Krieges säuberlich mit kleinen Fähnchen markiert. An einem bestimmten Tage im August 1953 wird auf der Karte das erste Fähnchen angebracht, das mit dem Namen Konrad Wruck beschriftet ist.

Viele Fähnchen mit diesem Namen werden im Verlaufe der nächsten Wochen im nordwestlichen Teil der Landkarte der Volksrepublik Polen aufgesteckt. Sie tauchen in Städten, Dörfern und Siedlungen auf. Nicht nur der Name Wruck, sondern auch das Datum und die Tageszeit sind auf jedem Fähnchen zu lesen. Manchmal zeigt es an, daß der Agent nur wenige Stunden auf einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt zubrachte. Ein anderes Mal, daß er einige Tage ununterbrochen in ein und demselben Ort blieb. Laufend gehen Meldungen über den Aufenthaltsort Wrucks ein, die auf der Karte sofort vermerkt werden. Nach Osten rückt die Front der Fähnchen bis Olsztyn (Allenstein) und nach Westen bis Szczecin (Stettin) vor. Seit dem ersten Auftauchen der Fähnchen mit dem Namen Wruck auf dieser Landkarte läßt ihn selbst auf allen seinen Wegen ein Schutzpatron nicht mehr aus den Augen. Trotzdem wird es seinen „Beschützern" oft bange ums Herz, wenn sie sehen, wie er an den wichtigsten Punkten unseres Landes auftaucht, in Industriegebieten und Hafenstädten.

Der Leser wird sich nun fragen, wie denn dieser Kalte Krieger eigentlich das Interesse unserer Sicherheitsorgane auf sich lenkte.

Für die Organe der Staatssicherheit stand es fest, daß Konrad Wruck nach Polen zurückkehren würde.

Fast jeder polnische Flüchtling, der nach Westberlin desertiert, erliegt früher oder später der Versuchung, in den Dienst einer imperialistischen Spionageorganisation zu treten. Der Weg, den die Menschen gehen, die in das Spionagenetz gegen Polen hineingezogen werden, ist fast immer der gleiche: er beginnt mit dem Verhör des Geflüchteten sogleich nach seinem Eintreffen in Westberlin und mit

seinen für die Spionageorganisationen mehr oder weniger wichtigen Aussagen. Mögen die dort erzählten Einzelheiten dem einen oder anderen belanglos erscheinen, in dem großen Mosaik der Aussagen, die die westlichen Geheimdienste sammeln, sind sie für ein umfassendes Bild vom Aufbauwerk Volkspolens von erheblicher Bedeutung.

Einige der Geflüchteten werden außerdem in Westdeutschland auf Spionageschulen für den Einsatz in Polen ausgebildet.

Somit besteht nicht nur die Möglichkeit, daß jeder aus Polen Desertierte den westlichen Geheimdiensten wichtige Informationen vermittelt. Er ist zugleich auch ein potentieller Spion gegen Polen, der in dem sorgsam aufgebauten Spionagenetz eine wichtige Rolle spielen soll.

Den Organen der Staatssicherheit lagen wichtige Dokumente vor, die darauf schließen ließen, daß Konrad Wruck versuchen würde, nach Polen zurückzukehren.

Seine ehemalige Zugehörigkeit zur SS-Leibstandarte „Adolf Hitler", seine vorzügliche körperliche Konstitution und sein bewegter Lebenswandel ließen die Vermutung zu, daß der seinen nazistischen Idealen Treugebliebene nicht länger in Westdeutschland bleiben würde, als man Zeit für seine Spionageausbildung brauchte.

Es ist bekannt, daß der Geheimdienst des Generals Gehlen seinen Agenten streng verbietet, in Polen Spione auf eigene Faust zu werben. Bevor er nach Polen eingeschleust wird, muß der Agent seinen Berliner Vorgesetzten eine Liste seiner sämtlichen Bekannten abliefern. Selbstverständlich nicht nur die Namen, sondern auch eine Charakteristik dieser Personen. An Hand solcher Listen stellen die leitenden Mitarbeiter des Gehlen-Geheimdienstes Überlegungen an, wer durch den Spion als Agent angeworben werden soll. Die polnischen Sicherheitsorgane haben auf Grund ihrer Erfahrungen ebenfalls eine Liste aller Leute aufgestellt, mit denen Wruck bekannt ist.

Dabei wurde vor allem der Personenkreis berücksichtigt, für den sich der ausländische Spionagedienst besonders interessieren könnte. Man beschäftigte sich mit der Vergangenheit seiner Bekannten und ihren moralischen Eigenschaften.

Die Organe des Komitees für öffentliche Sicherheitsfragen beobachteten diesen Personenkreis, da sie vermuten mußten, daß Wruck dort eines Tages auftauchen würde, um verschiedene Leute für die Spionagearbeit zu gewinnen.

Von unschätzbarem Wert war bei der Aufdeckung dieser Angelegenheit, wie auch in vielen anderen Fällen, die Mithilfe der Bevölkerung.

Es kam so, wie es die Organe der Staatssicherheit erwartet hatten. Wruck tauchte eines Tages bei einer ihm bekannten Frau auf, deren kriminelle Vergangenheit die Sicherheitsorgane veranlaßt hatte, ihr eine hervorragende Stelle in besagter Liste einzuräumen.

Verschiedene Bürger meldeten den Staatsorganen das Auftauchen Wrucks, der ihnen als Taugenichts bekannt war.

Diese Informationen zeugen von der großen Wachsamkeit und der Sorge um unsere Errungenschaften. Sie waren zwar kleine, aber wichtige Bausteine zu dem unsichtbaren Hindernis, das unsere Sicherheitsorgane dem Agenten errichtet hatten.

Von dem Augenblick an, als auf der Landkarte das erste Fähnchen mit dem Namen Konrad Wruck erschien, war sein Los besiegelt. Er wurde seine unsichtbaren Begleiter nicht mehr los. Man könnte ihn mit einem verseuchten Menschen vergleichen. Jede einzelne Person, die mit ihm — nicht nur zufällig — in Verbindung trat, lenkte die Aufmerksamkeit unserer Staatssicherheitsorgane auf sich. So fand man denn allmählich die Leute heraus, die bewußt diesem Schädling bei seiner „Arbeit“ auf polnischem Territorium halfen.

Konrad Wruck hatte den Auftrag, seine Spionageberichte laufend nach Westberlin abzusenden. Dazu sollte er die vereinbarte Geheimschrift benutzen.

Er kam jedoch zu dem Entschluß, einen anderen Weg zu gehen. Er befürchtete, seine Auftraggeber könnten ihn prellen, wenn er die Berichte aus Polen abschicken würde. Sie würden die Berichte auswerten. Kaiser würde nach seiner Rückkehr abstreiten, überhaupt einen Bericht bekommen zu haben, so daß er ihm dann keinen Pfennig zu zahlen brauchte. Das wollte Wruck vermeiden. Deshalb gingen seine Überlegungen dahin, die gesammelten kostbaren Spionageinformationen in Berlin selbst zu übergeben, um dafür einen hohen Preis zu diktieren. Unter diesen Umständen müßte Kaiser dann tiefer in die Tasche greifen, die sowieso reichlich mit Dollars vollgepfropft ist.

Deshalb ist Wruck in den vier Briefen, die er bereits abgesandt hat, sehr zurückhaltend gewesen. Er verständigte seine Vorgesetzten nur über den geglückten illegalen Grenzübertritt und kündigte seine Rückkehr nach Westberlin für den 8. Oktober an. Das Spionagematerial behielt er bei sich.

Was enthielten diese Spionageberichte? Diese Frage kann ich als Berichterstatter selbstverständlich nicht beantworten.

Aber auf jeden Fall kann man sagen: Gott sei Dank, daß diese Berichte nie in die Hände des Generals Gehlen oder seiner Westberliner Gewährsmänner gelangten! Herr Gehlen wird es jedenfalls außerordentlich bedauern, daß polnische Staatsorgane in den Besitz der zum Teil „ziemlich konkreten Spionageinformationen" seines Agenten Wruck gelangt sind.

Jedermann kann sich denken, daß es für einen Spion nicht ganz einfach ist, aus stundenlangen Gesprächen, die er mit harmlosen Reisenden oder anderen Bürgern führt, sämtliche Namen und Daten im Gedächtnis zu behalten, wie zum Beispiel Zahlen, die Namen der Städte und Straßennamen. Der Spion darf doch niemals in Gegenwart seiner Gesprächspartner Notizen anfertigen; deshalb muß er zu einem Hilfsmittel greifen.

Während einer Eisenbahnfahrt unterhält er sich beispielsweise mit Soldaten, die auf Urlaub fahren. In seiner Hosentasche schreibt er auf eine Streichholzschachtel Zahlen auf, die die Urlauber unbedacht ausgeplaudert haben. Doch so viele Notizen kann er sich während eines längeren Gesprächs nicht machen, erstens — weil die Mitreisenden aufmerksam würden, zweitens — weil er in der Tasche ja blind schreiben muß und sein Geschreibsel später wohl selber nicht mehr lesen könnte.

So hatte auch Wruck schon in jeder Tasche einen Notizblock und einen kleinen Bleistift: im Sakko wie in der Hose. Deshalb konnte er von Zeit zu Zeit wechseln, mal notierte er in einer Hosentasche, mal in einer Tasche des Sakkos. Nach einigen Stunden begab er sich zur Toilette, schrieb seine Notizen ab und ordnete sie. Hier bereitete er auch eine neue „Ladung" für seine Taschen vor, um neue Notizen machen zu können.

In Grudziadz (Graudenz) wühlte Wruck im Schutze der Nacht die Müllkästen der in der Nähe liegenden Militärkasernen durch. Dort fand er Ausschnitte aus alten Soldatenwandzeitungen, die es ihm ermöglichten, Namen festzustellen.

Die wertvollsten Angaben erhielt Wruck aber von denen, die ihm für die Anwerbung zur Spionagearbeit empfohlen worden waren.

Er trieb sich zweiundvierzig Tage in Polen umher.

In der Nacht zum 16. August 1953 war er während eines starken Gewitters und Wolkenbruchs über die Oder nach Polen gebracht worden, so daß seine Spuren verwischten und eine Verfolgung scheinbar unmöglich wurde.

Als Konrad Wruck eine seiner Aufgaben im Rahmen der „Aktion Pfiffikus" in die Tat umsetzte, schreckte er nicht davor zurück, seine Verwandten in die Spionagearbeit einzubeziehen.

Er brachte seiner Schwester, Stefania Wazna aus Sopot (Zoppot), die im „Ruch", einem Zeitschriftenvertrieb, arbeitete, bei, sich einer Geheimtinte zu bedienen. Mit ihrer Hilfe gab er auf der Post seinen ersten Brief nach Westberlin auf. Sie vermittelte auch den Kontakt mit Hedwig Gelhar, der Frau seines Komplicen bei der Flucht aus Polen. Diese übergab ihm die Anschrift eines ihrer Verwandten, eines gewissen Wiktor Krogul in Olsztyn (Allenstein). Seinem Vater gab Wruck Chemikalien für die Herstellung von Geheimtinte zur Aufbewahrung. Er ließ ihm auch einige aus Westberlin mitgebrachte Uhren zurück, mit denen er in Polen das Gewissen bestimmter Leute kaufen sollte. Vier dieser Uhren schickte der alte Wruck in einem Obstpaket an seinen Sohn Adolf nach Szczecin (Stettin). Dabei benutzte er eine Deckadresse.

In sein Spionagenetz zog Konrad Wruck auch seinen jüngeren Bruder Stefan hinein, der zu dieser Zeit gerade Soldat war. Dieser übergab ihm genaue Informationen über die Garnisonen in Grudziadz (Graudenz) und Bydgoszcz (Bromberg). Der Ältere mißbrauchte seine Autorität und zwang seinen Bruder, den Treueid, das heißt seinen Militäreid, zu brechen.

Ferner besuchte Konrad Wruck seinen Onkel Marian Niemczyk, der als Sachbearbeiter für technische Arbeitsnormen in den staatlichen Holzbetrieben in Sepolno (Zempelburg) tätig war. Der Neffe erhielt von diesem Werkskizzen sowie Auskünfte über die personelle Besetzung und über die Produktion der Betriebe. Onkel Niemczyk bekam dafür zwei Uhren und dreihundert Zloty, vom Gericht jedoch — lebenslänglich Zuchthaus.

Wrucks Spionagenetz aber war kein ausschließliches Familienunternehmen, das etwa unter der Losung „ein Wruck tut dem anderen nichts" geführt wurde.

Wie bereits erwähnt, übergab Frau Gelhar dem Agenten die Anschrift ihres Onkels Wiktor Krogul. Dessen Lebenslauf ließ sich Konrad Wruck kurz erzählen.

Daraufhin beschloß er, von der Regel abzuweichen und sich für diesen Menschen zu interessieren, obgleich das mit den Westberliner Auftraggebern nicht vereinbart war.

Er hatte damals schon die Reisen nach Grudziadz, Tczew (Dirschau) und Sepolno hinter sich.

Am 23. August lief in der Zentrale der polnischen Sicherheitsorgane eine kurze Meldung ein: „Wruck hat eine Eisenbahnfahrkarte nach Olsztyn gekauft.“ Die dortige Dienststelle der Staatssicherheit wurde sofort verständigt. Die Zentrale teilte ihr mit, daß Wruck in dieser Richtung fahre. Gleichzeitig wurde eine genaue Personenbeschreibung übermittelt. Man machte darauf aufmerksam, daß Wruck bereits früher fotografiert worden und sein Bild in den Verbrecheralben aller größeren Milizdienststellen zu finden sei, da er wegen Diebstahls vorbestraft war.

Wahrhaftig — Wruck reiste nie allein . . .

Zur gleichen Zeit, als der Personenzug den Adenaueragenten nach Osten bringt, fährt durch das nordwestliche Flachland Polens ein „Citroen“, in dem sich außer dem Fahrer nur ein Fahrgast befindet, die Chaussee in derselben Richtung entlang wie der Personenzug.

Wir wissen nicht, wer der Reisende ist, aber wir haben allen Grund anzunehmen, daß er es sehr eilig und die Absicht hat, auf einer kleinen Station den gleichen Zug zu besteigen.

Ein kleiner, sehr unangenehmer Zwischenfall, den man nicht vorhersehen konnte: der Wagen hat eine Reifenpanne! Bewegungslos steht das Auto auf der Landstraße — von ferne hört man schon das Geräusch des herannahenden Zuges. Jetzt ist jede Sekunde kostbar. Der Fahrer des „Citroen“ hat vor zehn Jahren Lastkraftwagen im Granathagel der feindlichen Artillerie bei Lenino gefahren. Eine solche Panne ist für ihn eine Kleinigkeit, trotz alledem — wenn zwei montieren, gehts schneller. Der Fahrgast zieht sein Jackett aus und hilft dem Fahrer, die Muttern an das ausgewechselte Vorderrad zu schrauben. Beide besteigen eilig wieder den Wagen. Im Scheinwerferlicht huschen die weißen Chausseesteine an beiden Seiten der Straße immer schneller vorüber. Jetzt hat der Wagen den Personenzug eingeholt und fährt parallel zum Zug die Straße entlang.

Plötzlich sehen sie im Scheinwerferlicht den Weg durch eine Eisenbahnschranke versperrt, so plötzlich, daß der Fahrer Mühe hat, den Wagen zum Stehen zu bringen. Nur Zentimenter hinter der rotweißen Schranke fährt der Personenzug an ihnen vorüber. Die Sekunden werden zur Ewigkeit, bis sie die Schlußlichter des Zuges sehen und der Wärter die Schranke wieder hochzieht.

Mit Höchstgeschwindigkeit fährt der Wagen, sobald der Weg frei ist, dahin und hält vor dem Stationsgebäude, fast gleichzeitig mit dem gerade einfahrenden Zug.

Schnell löst der Unbekannte eine Fahrkarte nach Olsztyn (Allenstein) und springt auf den bereits anfahrenden Personenzug. Im Zuge geht er von Wagen zu Wagen und beobachtet dabei sehr genau

die Fahrgäste in den einzelnen Abteilen. Endlich betritt er ein Abteil und läßt sich gegenüber von Konrad Wruck nieder. Wruck unterhält sich gerade sehr angeregt mit den Mitreisenden. Trotzdem beobachtet er den zuletzt hinzugekommenen Mitreisenden genau, der ruhig seinen prüfenden Blicken standhält. Der neue Fahrgast holt eine Zigarettenschachtel hervor und raucht sich in aller Ruhe eine Zigarette an. Dann entnimmt er seiner Aktentasche eine Zeitschrift und beginnt zu lesen.

Nach einer Weile beugt sich Wruck zu seinem Gegenüber und flüstert ihm leise und vertrauensselig zu:

„Sie sind sehr unvorsichtig, mein Herr!"

„Ich? Ich verstehe Sie nicht ganz . . ."

„Sie haben sich doch stark beschmutzt — hier, dort . . . und hier!"

Der neue Fahrgast schaut auf die Stellen, die Wruck ihm zeigt, und sieht, daß seine Hose tatsächlich sehr schmutzig ist. Er kann sich nur bei dem Reifenwechsel so dreckig gemacht haben. Die Hose ist voller Ölflecke.

In den nächsten Minuten entspinnt sich zwischen Wruck und dem Unbekannten eine lebhafte Unterhaltung.

Unter anderem fragt der Mann, der die Aktion „Pfiffikus" ausführt, seinen Gegenüber, ob die Ölflecke von einem Auto herrühren.

Der andere antwortet, daß er Ingenieur sei. Er hätte sich schon am frühen Morgen für diese Fahrt angezogen, aber beim Verpacken von Maschinen gänzlich vergessen, daß er noch mit der Bahn wegfahren wollte. „Erst im letzten Augenblick habe ich noch den Zug erreicht. Ich half im Betrieb mit, Maschinenteile in Kisten zu verpacken, die so schnell wie möglich weg mußten. Bestimmt habe ich mich dabei so schmutzig gemacht . . ."

Während seiner Ausbildung in Bayern hatte der Agent gelernt, daß man Geschwätzigkeit und Redseligkeit stets einkalkulieren soll. So überlegt er: wenn dieser Einfaltspinsel von seinem Betrieb direkt zum Bahnhof gerannt ist, muß also hier in der Nähe eine wichtige Fabrik sein. Er sprach ja vom Verpacken neuer Maschinen.

Als sich der Zug der nächsten Bahnstation nähert, beugt sich Wruck aus dem Fenster, um den Namen der Ortschaft genau zu erkennen. Er glaubt sich unbeobachtet. Wir wissen aber, daß Wruck sehr genau beobachtet wird. Davon ahnt er allerdings nichts. Ja, er überlegt sogar einen Augenblick, ob es nicht lohnen würde, hier auszusteigen, um sich die Fabrik einmal aus nächster Nähe anzusehen und noch mehr „Einzelheiten" zu sammeln . . .

Mit der Ankunft in Olsztyn ist die Arbeit des „Ingenieurs“ beendet. Von nun an erhält der Spion einen neuen „Betreuer“.

Wruck schreitet durch die Straßen der Wojewodschaftsstadt. Er geht ruhigen Schrittes und ohne jede Hast, mit seiner vollen Aktentasche unter dem Arm, neugierig alles beobachtend.

Nicht ohne Verwunderung sehen die Mitarbeiter der Sicherheitsorgane von Olsztyn, daß Wruck ein großes rotes Backsteingebäude — das Krankenhaus „Nikolaj Kopernik“ in der ulica Niepodleglosci 44 — betritt.

Wen mag der Spion hier unter den Menschen in weißer Berufskleidung suchen? Wen hat dieser Sendbote der Kriegsprovokateure und der Hetzer zu einem neuen Massenmorden für seine schmutzigen Verrätereien im Auge?

FEUER, DUNKELHEIT UND NACHTFALTER

Aus den vielen Veröffentlichungen von Tatsachenmaterial geht klar hervor, wie man die Menschenjagd in den Nachtlokalen Westberlins betreibt, mit Privatgesprächen wie mit Liebesabenteuern, wo man besonders gern — und nicht ohne Erfolg — das „schwache Geschlecht“ als Lockmittel vorschiebt. Dabei treten dessen Angehörige zwar als Vertreterinnen des schönen Geschlechts auf, spielen aber im Auftrage von schmutzigen Institutionen eine keineswegs schöne Rolle.

Es ist weiter bekannt, daß man die Seelen beim Kartenspiel ebenso wie bei einer Flasche Kognak einfängt. Sie werden gefangen, wie die Nachtfalter, die stets ins Feuer fliegen — auch wenn sie dabei umkommen.

Ohne große Schwierigkeiten wird festgestellt, wen Wruck besucht. Dieser Mensch heißt Wiktor Krogul und ist von Beruf Drogist. Er arbeitet als stellvertretender Wirtschaftsleiter im Krankenhaus von Olsztyn. Seine Einsamkeit versüßt ihm die Leiterin des Krankenhaus-Magazins, Leokadia Berend, deren Mann es bei der Hitlerwehrmacht bis zum Offizier gebracht hatte.

Ihre Schwester lebt zur Zeit in Westdeutschland, zum Neid und Leidwesen der Berend, mit einem „richtigen“ Amerikaner.

Beide nehmen den Besucher Henryk Suchanowicz — wie Wruck sich ja auf polnischem Territorium nennt — freudig auf, zumal er auch ein Freund des geflohenen Gelhar — eines Neffen des Hausherrn — ist.

Henryk Suchanowicz ist ein wirklicher Lebenskünstler. Es vergeht kein Tag, an dem nicht in der Wohnung in der ulica Niepodleglosci 44 der Schnaps in Strömen fließt.

Nehmen Sie jetzt nur nicht gleich an, daß der Hintergrund dieser Handlung ein luxuriöses Appartement ist, das vielleicht mit Polstermöbeln und Luxusgegenständen ausgestattet wäre, wie phantasiereiche Autoren gewöhnlich solche Treffs in ihren Erzählungen zu beschreiben pflegen.

Nichts von alledem.

Der Berichterstatter, der den Spuren des Spions folgt, findet völlig andere Realitäten vor, die den Handlungshintergrund der wirklichen Ereignisse des Jahres 1953 bildeten.

Die eben erwähnten Gelage spielen sich in einem kleinen, unscheinbaren Häuschen ab, das an andere Wirtschaftsgebäude des Krankenhauses von Olsztyn grenzt.

Die leergewordenen Räume bewohnt jetzt einer der im Krankenhaus tätigen Ärzte. — Da, dort oben das kleine Dachkammerfenster ist's. Von diesem Fenster aus konnte der Agent die nach Westen zu liegenden grünbewachsenen Anhöhen sehen und den Tagesablauf im Krankenhaushof beobachten. Die anderen Mieter dieses Wirtschaftsgebäudes — dessen Bauart an die Warschauer Altstadt des Arthur Oppmann erinnert — können es noch nicht ganz fassen, daß der junge und nette Gast des Herrn Krogul ein Spion war, der in unser Land kam, um für die imperialistischen Geheimdienste Aufträge auszuführen.

Diese Bewohner — eine Pflegeschwester und ein Magazinarbeiter — müssen schwer arbeiten, um ihr Auskommen zu haben.

Wiktor Krogul aber gewinnt neue Perspektiven. Was ist denn schon so ein eintöniges Krankenhausleben im Verhältnis zu der Karriere eines Spions, denkt Krogul.

Wruck rückt natürlich nicht sofort nach seinem Eintreffen bei Krogul mit seiner Absicht heraus, ihn als Agenten zu werben. Das ist wohl klar! Beide müssen ja erst eine gemeinsame Sprache finden.

Die Berend nennt Wruck nach einiger Zeit nur noch „Henjek". Eines Tages läßt sich Wruck von der Berend ein neues Hemd besorgen. Als er sich umzieht, bemerkt sie unter seinem Arm ein Heftpflaster. Mitleidig fragt sie ihn nach der Ursache dieser Wunde.

Staunend erfährt sie, daß er früher zur Leibstandarte des von ihr so verehrten „Führers" gehörte, aber unter den neuen Lebensbedingungen die Tätowierung beseitigen wolle.

Von diesem Zeitpunkt an hat Wruck vor seinen Gastgebern keinerlei Hemmungen mehr.

Sie unternehmen sehr oft gemeinsame Ausflüge in die Umgebung von Olsztyn, wo gerade die Herbstmanöver der Armee stattfinden

Wruck spielt jetzt nicht mehr wie während der Bahnfahrt Blindekuh in seinen Taschen. Im Gegenteil, er kann offen vor seinen Freunden die Eintragungen in sein Notizbuch machen. Er fertigt auch Skizzen an, ohne sich vor ihnen in acht nehmen zu müssen.

Während eines Streifzuges durch den Wald treffen sie auf ein Sommerlager der Armee. Der Posten fordert sie auf, aus dieser Gegend sofort zu verschwinden. Dieser Aufforderung kommen alle drei auch sehr schnell nach. Doch am nächsten Tag kommt Wruck allein wieder, um seine Studien weiter zu betreiben, beziehungsweise, um — Pilze zu sammeln.

Nach der Rückkehr von seinem Waldspaziergang fertigt Wruck in der Küche seiner Freunde — während die hübsche Leokadia das Abendessen zubereitet — mit Geheimtinte Spionageberichte an. Selbstverständlich kann er sich nicht verkneifen, diese „Tatsachenberichte“ nach dem Geschmack von Kaiser zurechtzustutzen durch pikante, aber erdachte Einzelheiten.

Die fesche Leokadia Berend erhält von „Henjek“ für Informationen mit Spionagecharakter sowie für weitgehendstes persönliches Entgegenkommen und Sympathiebezeugungen drei Armbanduhren und dreihundert Zloty in bar.

Ihr Freund Krogul bekommt zweitausend Zloty, eine Armbanduhr und verschiedene Kleinigkeiten.

Dafür macht er Henryks Fremdenführer in Olsztyn. Er zeigt ihm vor allen Dingen die militärischen Objekte, die er für außerordentlich wichtig für den Spion hält.

So genießt Henryk nicht nur die Gastfreundschaft bei Krogul. Er sagt ihm auch ganz offen den Grund seines Aufenthaltes in Polen. Unter anderem soll Wruck auch polnische Personalausweise besorgen, die von den Berliner Vorgesetzten dringend gebraucht werden, um danach gefälschte polnische Personalausweise herzustellen.

Es dauert auch gar nicht lange, und Krogul bringt ihm zwei Personalausweise, die Patienten liegengelassen hatten. Es sind die Personalausweise von Stanislaw Zabka und Ryszard Wojcik.

Dieser kleine Freundschaftsdienst vereinigt die beiden nun vollends. Von jetzt an gibt es zwischen ihnen keine Geheimnisse mehr. Wruck prahlt mit seiner Zugehörigkeit zur SS-Leibstandarte „Adolf Hitler“. Das imponiert Krogul außerordentlich, der selbst „nur“ der SA angehörte, in die man viel schneller hineinschlüpfen konnte als in die „Elite“ der SS.

Jetzt bringt Krogul laufend Unterlagen über Militärobjekte der Umgebung an. Er führt seinen Freund an alle zugänglichen Stellen dieser Objekte. Er tut alles für seinen ehemaligen Kumpan vom faschistischen Hakenkreuz und sinnt darüber nach, was er noch alles für ihn tun könnte . . .

Eine Gelegenheit zu weiteren Freundschaftsdiensten läßt nicht lange auf sich warten.

Es ist der 31. August, der Geburtstag der Leokadia Berend. Dieser Geburtstag wird sehr großzügig und pompös gefeiert. „Henjek" hat schon immer eine offene Hand gehabt, doch diesmal übertrifft er sich selbst — wie allgemein festgestellt wird.

Zu Beginn der Feier ist auch der Wohnungsnachbar anwesend. Erst als er weg ist, nimmt die Feier intimen Charakter an.

Unter dem Alkoholeinfluß sieht sich der SA-Mann Krogul bereits als Spionagechef, der über enorme Geldsummen frei verfügen kann. Leokadia Berend fühlt sich als Schönheitskönigin von Westberlin, wohin sie mit Wruck ganz bestimmt gehen will.

Der SS-Mann Wruck sieht indes nur — die Leokadia Berend.

Ich bedaure außerordentlich, daß ich jetzt gezwungen bin, eine sehr unschöne Szene zu beschreiben, die sich an jenem Abend in dieser Wohnung zugetragen hat.

Wruck fragt den Krogul geradeheraus, ob er ihm nicht seine Leokadia einmal borgen würde!

Solch kleine Gefälligkeit, wie Wruck sie bisher in Westdeutschland und in Westberlin den Amerikanern — gegen Bezahlung, versteht sich — erwies, indem er seine Mädel zur Verfügung stellte, verlangt er nun für sich. Hier in Olsztyn will er selbst mal den Amerikaner spielen! Zum Teufel nochmal, das Geld hat er doch dazu!

Zu dieser Transaktion kommt es ziemlich schnell, doch die Übernahme der gekauften Ware geht nicht ohne Schwierigkeiten vor sich. Leokadia sträubt sich — vielleicht schämt sie sich in Anwesenheit ihres Freundes, oder sie ist dem „Henjek" ernsthaft böse, daß er sie auf diese Weise „erobert", auf eine sonst nicht übliche Art. Genug, sie denkt nicht daran, sich dem Befehl des Krogul zu fügen! Der aber denkt, daß man die Ehre eines SS-Mannes auf keinen Fall kränken darf, sonst ist es aus mit seiner — des Krogul — Karriere! Mit vereinten Kräften rufen die beiden Zöglinge Hitlers die Leokadia zur Ordnung — ihr schweißnasser und durch übermäßigen Alkoholgenuß geschwächter Körper fällt dem SS-Mann als Belohnung zu, der bis nach Olsztyn gekommen war, um den Versuch zu unternehmen, in Polen das „Tausendjährige Reich" wiedererstehen zu lassen.

Wenige Tage nach dieser Geburtstagsfeier im Stil des „neuen Europa“ verläßt Wruck das gastfreundliche Haus Wiktors und Leokadias in der tiefen Überzeugung, daß er — oder auch andere Spione, die man dorthin leitet — stets einen sicheren Unterschlupf finden werden. Das gilt für die Hilfe bei der Beschaffung von Spionagematerial und auch für andere Dienste, Dienste mehr persönlicher Art.

Wruck verläßt Olsztyn (Allenstein) und fährt in Richtung Westen, nach Szczecin (Stettin). Der Tag seiner Abfahrt ist nicht zufällig gewählt. Er hat in der Zeitung gelesen, daß in dieser Wojewodschaftsstadt das gesamtpolnische Erntefest stattfinde. In der Presse sind Hunderte von Sonderzügen angekündigt, die die Gäste aus allen Wojewodschaften zu dem gesamtpolnischen Erntefest bringen sollen. Also dann, denkt der Agent, auf nach Szczecin! In diesem Trubel wird ein fremder Besucher kaum auffallen. Außerdem, überlegt er, kann man vielleicht einigen polnischen Bauern die Zunge lösen und auf diese Weise noch wichtige Dinge erfahren.

Die Sicherheitsorgane, die Wruck während seines ganzen Aufenthaltes in Olsztyn nicht aus den Augen gelassen haben, verstärken den Beobachtungsring um ihn jetzt noch mehr.

Die Front der Fähnchen mit dem Namen Wrucks auf der Landkarte der Staatssicherheit nähert sich immer mehr den westlichen Landesgrenzen. Es wird damit gerechnet, daß der Spion in der großen Menge fröhlicher und singender Bauern in der großen Hafenstadt Szczecin untertauchen könnte. Niemand kennt die Pläne des Agenten. Niemand weiß, ob er nicht einen gemeinen Anschlag auf eine der Fabriken verüben wird, um diese stillzulegen. Fabriken, die unter großen Opfern durch das werktätige Volk aus den Kriegstrümmern wieder aufgebaut wurden und in denen heute Zehntausende beschäftigt sind.

Die große Festwiese ist von einer bunten, unübersehbaren Menschenmenge belebt.

Die farbenprächtigen Westen von Lowicz, die schwarzen Hüte der Schlesier, die blauen Trachten der Oppelner, das Rot und Weiß der Trachten der Bauern und Bäuerinnen aus Südpolen, all das befindet sich in seiner Vielfarbigkeit auf dieser hellgrünen Wiese — kunterbunt und farbenfreudig, wie die Farben auf der Palette eines Malers.

Zwischen den Zehntausenden von Festteilnehmern bewegt sich, vorsichtig und von niemandem groß beachtet, der Spion Wruck. In

der einen Hand trägt er seine Aktentasche. Den Mantel hat er, weil es sehr heiß ist, ausgezogen und über den Arm gehängt.

Er ist zufrieden mit seinem Einfall, dieses große Erntefest Polens mitzumachen, und fühlt sich in dem Gewimmel völlig sicher. Er ist überzeugt davon, daß er in dieser Hafenstadt seine Spuren verwischen kann. Er ahnt nicht im entferntesten, daß er gut beobachtet wird und ein neues Fähnchen mit seinem Namen auf der Landkarte bereits anzeigt, daß sich der Agent mitten im Herzen Szczecins befindet, auf der großen Festwiese, zwischen den polnischen Bauern und Bäuerinnen.

Um 10.00 Uhr betritt Boleslaw Bierut die Festtribüne. Das Erntefest hat offiziell begonnen. Vor der Tribüne marschiert eine Goralenkapelle auf. Ihre Melodien werden durch Lautsprecher auf die große Festwiese übertragen.

Eine Bauerndelegation überreicht dem Ministerpräsidenten Polens die Erntekrone. Anschließend spricht Boleslaw Bierut zu den Festteilnehmern. Man kann das verbissene, feindselige Gesicht eines kräftigen jungen Mannes beobachten, der in seiner Aktentasche Uhren und eine Waffe trägt — und in seinem Herzen Haß gegen die umstehenden freien Bauern und eine ohnmächtige Wut über die Worte Bieruts, die er mitanzuhören gezwungen ist:

„. . . die Überreste der Hitlerfaschisten, die sich unter den Fittichen ihrer amerikanischen Beschützer in Westdeutschland wieder sammeln, ergehen sich in chauvinistischen Haßtiraden gegen das polnische Volk. Unter der Führung Adenauers möchten sie wieder unser Land überfallen und an sich reißen, um uns Polen an die Ketten einer amerikanisch-faschistischen Knechtschaft zu fesseln.

Die Kriegstreiber und Spalter Deutschlands haben offenbar die schmähliche Niederlage vergessen, die erst unlängst die räuberischen Hitlerhorden erleben mußten.

Aber die imperialistischen Landräuber, die preußischen Junker und die amerikanischen Bankiers machen sich darüber herzlich wenig Gedanken, weil sie fremdes Blut vergießen wollen. Millionen Menschen sollen ihnen wieder als Kanonenfutter dienen, damit sie aus einem neuen ungeheuerlichen Verbrechen an der Menschheit Milliarden-Profite ziehen können.

Unser heutiges Erntedankfest zeugt von den erreichten großen Erfolgen. — Das ist die einzig richtige Antwort, die wir den USA-Imperialisten und ihren Lakaien, den Adenauer-Leuten, sowie der polnischen Reaktion im Exil, diesen Verrätern am polnischen Volke, erteilen können. Die Werktätigen Polens werden niemals mehr die Lehren aus den vergangenen schweren Kämpfen um die nationale

In sein Spionagenetz zog Konrad Wruck auch seinen jüngeren Bruder **Stefan** hinein, der zu dieser Zeit gerade Soldat war . . . Der Ältere mißbrauchte seine Autorität und zwang seinen Bruder, den Treueid . . . zu brechen. ▼



▲ Ferner besuchte Konrad Wruck seinen Onkel **Marian Niemczyk,** der als Sachbearbeiter für technische Arbeitsnormen in den staatlichen Holzbetrieben in Sepolno (Zempelburg) tätig war.

Ohne große Schwierigkeiten wird festgestellt, wen Wruck besucht. Dieser Mensch heißt **Wiktor Krogul** und ist von Beruf Drogist. Er arbeitet als stellvertretender Wirtschaftsleiter im Krankenhaus von Olsztyn.

Konrad Wruck.

Die eben erwähnten Gelage spielen sich in einem kleinen, unscheinbaren Häuschen ab, das an andere Wirtschaftsgebäude des Krankenhauses von Olsztyn grenzt. Die leergewordenen Räume bewohnt jetzt einer der im Krankenhaus tätigen Ärzte. — Da, dort oben das kleine Dachkammerfenster (×) ist's.



und soziale Befreiung, die Lehren aus der Geschichte unserer Nation vergessen ...“

Wruck ist von der gewaltigen Menschenansammlung stark beeindruckt. Nicht ein einziges Gesicht kann er unter den Zehntausenden ausfindig machen, das ihm auch nur die geringste Hoffnung auf eine Annäherung geben könnte.

Verstohlen schiebt er sich durch die Menge und geht schnell die Straßen der Stadt entlang. Hinter sich läßt er die feiernden Bäuerinnen und Bauern.

Vor einer Gastwirtschaft bleibt er stehen. Aufmerksam liest er die Speisekarte, die im Schaufenster aushängt. Plötzlich glaubt er deutsche Worte zu hören . . . Er kann sich doch nicht irren. Das sind doch deutsche Rundfunknachrichten. — Die muß er sich mal anhören. An einem kleinen Tisch, über dem der Lautsprecher angebracht ist, nimmt er Platz. Jetzt hört er deutlich die Worte:

„Vor einigen Tagen erlebten wir den schändlichen Jahrestag, an dem unser Volk, betrogen durch die größten Feinde der Menschheit — die Faschisten —, euer Land überfallen hat. Großes Leid und viel Schaden wurde eurem Volke dadurch zugefügt. Wir Deutschen wissen, daß wir damit eine große Schuld auf uns geladen haben.

Heute haben sich die Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern von Grund auf verändert, dank der Befreiung des deutschen Volkes vom faschistischen Joch durch die unbesiegbare Sowjetarmee.

Millionen einfacher deutscher Menschen sind heute eure Freunde und Brüder. Diese Millionen friedliebender Menschen in ganz Deutschland, besonders in der Deutschen Demokratischen Republik, werden jedem eine gehörige Abfuhr erteilen, der es wagen sollte, unsere gemeinsame Friedensgrenze an Oder und Neiße anzurühren . . .“

Der Mensch an dem kleinen Tisch stützt seinen Kopf auf beide Hände. Tut er es, weil er müde ist, oder will er seine Ohren diesen Worten verschließen? Will er die Worte nicht hören, die sein Gefühl der Vereinsamung und der Ratlosigkeit noch mehr verstärken?

„Während die Deutsche Demokratische Republik für die friedliche Entwicklung ganz Deutschlands eintritt und unsere Werktätigen mit aller Kraft für die Festigung der friedliebenden Arbeiter-und-Bauern-Macht arbeiten, unternehmen die amerikanischen Imperialisten — im Bündnis mit ihren deutschen Lakaien — den Versuch, Westdeutschland zu einem Aggressionsherd gegen die friedliebenden Völker zu machen.

Der amerikanische Imperialismus, der in die Fußtapfen Hitlers getreten ist und von der Eroberung der ganzen Welt träumt, stützt sich

in Westdeutschland auf die alten unverbesserlichen Kräfte des deutschen Imperialismus, die im Verlaufe der letzten 50 Jahre das deutsche Volk zweimal in einen blutigen Weltkrieg hineingezerrt haben. Diese Kräfte — die Todfeinde der friedliebenden Menschheit — wird der glühende Haß aller ehrlichen Menschen, besonders aber aller deutschen und polnischen Patrioten, besiegen . . ."

Nein, nein, Herr Wruck, verstecken Sie sich nicht vor der Wahrheit! Verlieren Sie nicht die Beherrschung! Ihre Ohren können Sie noch so gut verstopfen, die Wahrheit dringt doch zu ihnen durch, ob Sie wollen oder nicht!

Konrad Wruck ruft die Kellnerin heran und bestellt ein Mittagessen. Dabei nickt er einem fremden Herrn zustimmend zu, der ihn bittet, an seinem Tisch Platz nehmen zu dürfen. Das Lokal hat sich inzwischen sehr schnell mit Festteilnehmern gefüllt.

Aufmerksam hört sich Wruck die letzten deutschen Worte an. Dann meldet sich der Ansager in polnischer Sprache:

„Hier spricht Radio Szczecin! Vom Landestreffen der werktätigen Bauern aus Anlaß des gesamtpolnischen Erntedankfestes in Szczecin hören Sie jetzt die Übersetzung der Begrüßungsansprache unseres deutschen Gastes, des werktätigen Bauern Siegfried Wenzel aus der Deutschen Demokratischen Republik."

Nach dem Essen geht Wruck nicht mehr zu den Veranstaltungen des Erntedankfestes. Das Auftreten von viertausend Laienspielern der Volkskunstensembles interessiert ihn nicht.

Er ist müde, erschöpft und übernervös. Er möchte sich am liebsten wie eine Bienenkönigin einschließen, um auszuruhen. Und dann möchte er sofort nach Berlin zurückkehren, denn dort erwartet ihn ein hoher Judaslohn, Auszeichnungen und ein leichtes Schlemmerleben.

Einen Unterschlupf braucht Wruck sich nicht erst lange zu suchen. Er lenkt seine Schritte nach der gleichen Wohnung, in der er bereits vor einem Jahre, unmittelbar vor seiner Flucht aus Szczecin, war.

DIE WOHNUNG NR. 31

Das Haus in der Malkowskistraße 22 steht mitten in der Innenstadt, rechter Hand der Allee der Polnischen Volksarmee, etwa zwei Minuten vom Hotel „Gryf" entfernt. Es ist ein vierstöckiges Mietshaus, typisch für die Szczeciner Bauweise in der Zeit des deutschen Kapitalismus.

Man betritt das Haus durch eine breite, etwa acht Meter tiefe Toreinfahrt und geht dann einen dunklen Treppenaufgang hinauf. Der Aufgang mit dem gedrechselten Holzgeländer trug einstmals einen dunkelbraunen Farbanstrich, heute ist die Farbe abgeblättert, und nur stellenweise leuchten Überreste des alten freundlichen Anstrichs hervor. Die Stufen sind ausgetreten.

An der Wand, auf dem dunkelgrünen Ölsockel, kann man die von ungelenker Kinderhand geschriebenen Erstlingswerke der jungen Bewohner dieses Hauses bewundern: „Janek ist ein Esel", „Das ist das Haus der Jagi" und „Krzysiek ist dumm". Wir brauchen die Treppe nicht weiter hinaufzusteigen, denn hier ist der Unterschlupf des Spions nicht!

Kehren wir wieder um.

Zur Linken befinden sich drei Stufen, die zu einer zweiflügeligen Tür führen. Ein Namensschild ist an dieser Tür angebracht: H. Jaworska. Nein, das ist auch noch nicht sein Unterschlupf.

Man muß aus der Toreinfahrt in den Hof treten, der sehr eng ist und an die Warschauer Hinterhöfe der Vorkriegszeit in der Milejstraße oder am Nowolipek erinnert. Ein kleines Quadrat ohne jegliches Grün. Auf diesem Betonhof steht ein Müllkasten. Kohlenreste, Sand und Trümmer vom benachbarten ausgebrannten Gebäude liegen umher. In der rechten Ecke steht ein einstöckiges graues Häuschen, in dem sich einige Kammern und verschiedene andere Wohnräume befinden.

Wir drehen uns um und sehen ein fünfstöckiges Hinterhaus mit gelbem Fassadenanstrich. Die Fenster sind mit farbigen Gardinen verhängt.

Wir verfolgen Wrucks Spuren weiter und betreten einen schmalen Eingang. Die einflügelige Tür hängt schief in den Angeln.

Im ersten Stock befinden sich vier Wohnungstüren: zwei links und zwei rechts.

Der Treppenaufgang unterscheidet sich nicht von dem des Vorderhauses. Die Wohnungstüren sind braun gestrichen, schwer und klotzig, mit Verzierungen, wie es in alten Wohnhäusern üblich ist. Hier im Hinterhaus sind die Wohnungstüren etwas niedriger als im Vorderhaus, sie sind einflügelig und haben kein Guckloch. Auf jedem Treppenabsatz sehen wir eine kleine Tür, die zur Außentoilette für das jeweilige Stockwerk führt. Wir steigen die Treppen zum dritten Stock hinauf. Links, an der Tür Nr. 30, befindet sich kein Namensschild. Hier wohnt irgendein Bauarbeiter. Wir zünden ein Streichholz an; denn das Licht auf dem Treppenflur ist nicht in Ordnung.

Rechts von der Tür Nr. 30, ebenfalls an der linken Seite des Treppenaufgangs, liegt die Wohnung Nr. 31. An der Tür ist ein Aluminiumschild befestigt mit der Aufschrift: Eugenia Kniec. Etwas seitwärts davon ist ein rundes Stück Messing, etwa so groß wie der Untersatz eines Schnapsglases, angebracht. Darin befindet sich das Schlüsselloch. Dieses kleine Messingblech hat seine eigene Geschichte . . .

Wundern Sie sich bitte nicht, lieber Leser, daß wir soviel Zeit für die genaue Beschreibung dieses Hauses aufwenden. Auch die Organe für öffentliche Sicherheitsfragen studierten die Topographie dieses Hauses und seiner nächsten Umgebung sehr genau, als sie sich für den letzten Akt des Dramas, in dem Konrad Wruck die Hauptrolle spielte, vorbereiteten.

Wir klingeln. Eine junge, schlanke Frau, etwa 1,60 m groß, öffnet die Tür. Sie steht etwas vornübergebeugt da. Ihr Gesicht ist ohne besonderen Ausdruck, blaßblaue Augen, dünne Augenbrauen und ein schmaler Mund. Die Nase ist dünn und lang, mit großen Nasenflügeln und einer geröteten Nasenspitze. Sie hat kleine Grübchen. Ihr Kinn ist spitz, und die Backenknochen stehen leicht hervor. Diese Frau hat dem Schicksal vieles zu verdanken. Sie befand sich in drohender Gefahr, ohne es selbst zu ahnen, nur einen Schritt von einem gemeinen Verbrechen entfernt. Ihren Lebenslauf kannten die Mitarbeiter der Staatssicherheitsorgane sehr genau. Diese Frau besuchte gemeinsam mit der Hauptmieterin der Wohnung, Eugenia Kniec, und Wruck die Vergnügungslokale in Szczecin.

Eugenia Kniec wußte, daß Wruck ein Verbrecher war. Dafür sitzt sie jetzt mit ihm gemeinsam hinter Schloß und Riegel.

Ihre Untermieterin hatte das Glück, nicht selbst in diese Spionageaffäre hineingezogen zu werden. Es gibt keine Beweise dafür, daß sie von Wruck mehr wußte, als sie dem Berichterstatter jetzt, viele Monate später, erzählt.

„Eugenia Kniec war mit einer gewissen Lisa oder Luise befreundet, einer guten Bekannten oder sogar Verlobten von Krogul. Henryk Suchanowicz hatte sehr viel Geld, außerdem besaß er auch noch Uhren.

Die Eugenia Kniec“ — so berichtet sie weiter — „lernte ich in den Bekleidungswerkstätten kennen. Sie war Stepperin, und ich wurde ihr als Hilfskraft zugeteilt. Später wurde sie Lagerleiterin, ich Stepperin. Eugenia wurde wegen ihrer guten Leistungen im Betrieb oft gelobt . . .

Dieser Henryk, Eugenia und ich, tranken gemeinsam oft und viel Schnaps. Wir versäumten dann des öfteren unsere Arbeit. Eines

Tages hatte sich Eugenia mit Suchanowicz verkracht. Sie wollte ihn nicht mehr in ihre Wohnung lassen. Das war eines Abends. Damals brach er das Schloß der Wohnungstür auf. Übrigens reparierte er es am nächsten Tag selbst wieder. Er sagte, er wäre Schlosser von Beruf. Sehen Sie — dieses runde Messingblech hier?

Er war ein freundlicher Mensch und sang gern. Was er gesungen hat? Ja, das weiß ich heute nicht mehr . . .“

WEIN, WEIB UND GESANG

Wir betreten die Wohnung. Vom Treppenflur aus kommt man direkt in die Küche. Von dort führt eine Tür in ein quadratisches Zimmer, dessen zwei Fenster mit Musselingardinen verhängt sind. Auf einem Fensterbrett stehen einige Blumentöpfe, die in rosa Papier gehüllt sind.

„Das waren Eugenias Blumen, sie liebte Blumen sehr, mein Herr . . .“

In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch. Er ist mit einem Leinentuch bedeckt, und darauf steht ein gläserner Aschenbecher. Unter einem Fenster liegt ein altes, sehr abgetragenes Korsett; die Korsettstangen sehen überall heraus.

Die Kommode ist ein unbeschreibliches Monstrum, ein Zwischending zwischen einem Schränkchen und einem Müllkasten. Im Zimmer stehen noch einige alte und halbzerbrochene Stühle, an der Wand außerdem ein hübsches fourniertes Schränkchen, das einzige anständige Möbelstück. Es scheint sich hierher verirrt zu haben. Auf dem Nachttisch erblicken wir ein kleines Bild, das die „leidende Mutter Gottes“ darstellt.

Hier hatte Eugenia Kniec dem Spion Konrad Wruck Unterschlupf gewährt. Sie ist — wie die Bewohner des Hauses sagen — eine große Brünette, mit modern geschnittenem Haar, schlank und elegant.

„Schade, daß das hübsche Mädel einen solchen Strolch getroffen hat!“ sagen die Bewohner des Hauses Malkowskistraße Nr. 22. Im übrigen sprechen sie sehr ungern mit Fremden über diese Angelegenheit.

Der alte Halaburda zum Beispiel wollte nicht einmal bei einem Glas Bier seine Zunge lösen, um dem Berichterstatter einiges zu erzählen.
„Na und“, sagte er, „es kamen halt Bekannte zu ihr.“

Auf alle Fälle soll man nun nicht gleich denken, daß sie eine Agentin großen Stils gewesen wäre, etwa eine Szczeciner Mata Hari. Sie hat einfach in ihrem Leichtsinn einem Manne vertraut und ihn in ihrer

Wohnung beherbergt, obwohl sie von dessen verbrecherischer Tätigkeit vieles wußte.

Man kann nicht sagen: in ihrer Wohnung „versteckt". Das wäre falsch. Wruck war das Geld, das die Spionageorganisation Gehlen für ihn ausgegeben hatte, wirklich nicht wert. Schon allein darum nicht, weil er es gar nicht verstand, sich in Polen heimlich aufzuhalten.

Seine Liebe zum Alkohol trieb ihn fast jeden Abend in die Lokale der Hafenstadt. Die Kellner dieser Lokale verbeugten sich bereits, wenn er das Lokal kaum betreten hatte. Sie sahen in Wruck den „großen Herrn", der stets nur die linke Seite der Speisekarte las und niemals auf die Preise achtete. Nach jedem dieser Saufgelage fehlten am nächsten Tage im Bekleidungswerk in der Rooseveltstraße zwei Arbeiterinnen.

In Szczecin unternahm Wruck nicht einmal den Versuch „zu arbeiten". Er belästigte nur im Suff fremde Frauen. Eugenia Kniec wurde eifersüchtig, weil er ständig neue Frauenbekanntschaften schloß. Deshalb verwehrte sie ihm eines Abends das Betreten ihrer Wohnung, die er daraufhin aufbrach.

In Szczecin schleicht Wruck nicht um Militärobjekte herum. Er versucht nicht einmal, mit unbekannten Männern ins Gespräch zu kommen, auch nicht, in den Besitz von polnischen Personalausweisen zu gelangen. Dafür sehen wir ihn bereits am zweiten Tage nach seiner Ankunft in dem Lokal „Bajka". Dort amüsiert er sich mit den beiden Frauen aus der Wohnung Nr. 31. Er sitzt mit ihnen an einem Tisch im zweiten Saal, in dem eine Tanzfläche aus Milchglas von unten bunt angestrahlt wird. In einer Nische spielt eine sechs Mann starke Tanzkapelle.

Der Agent Wruck betrachtet aufmerksam die Gäste, die sich im Raum befinden. Es sind einige Offiziere der skandinavischen Handelsmarine und ein paar Werftarbeiter.

Konrad Wruck tanzt an diesem Abend nur selten. Man sieht ihm an, daß es ihm hier nicht gefällt. Um 1.26 Uhr wankt er auf unsicheren Füßen in seinen Unterschlupf zurück. Am nächsten Tage verläßt er die Wohnung überhaupt nicht. Erst abends, mit Anbruch der Dunkelheit, zieht es ihn wieder in die Stadt. Er geht bummeln. Diesmal kehrt er in dem Lokal „Kotwica" ein, das zwei Häuser weit vom Lokal „Bajka" liegt. Wruck nimmt in einem langen, fensterlosen Raum, der Tag und Nacht beleuchtet werden muß, Platz. Kurz darauf bittet er ein gut angezogenes junges Mädchen zum Tanz, doch der neben ihr sitzende, ebenfalls noch junge Mann gestattet es nicht. Sehr schnell hat Konrad eine andere Frau gefunden und vergnügt sich mit ihr. Er holt sie einige Male zum Tanz und versucht an ihrem Tisch

Platz zu nehmen. Doch das Mädchen rät ihm ab, denn sie will keinen Streit mit Eugenia, die schon eifersüchtig ist. Das verdirbt dem Säufer keineswegs die Stimmung. Er lädt jetzt den Kellner zum Trinken ein: „Herr Ober, einen Zweistöckigen mit mir bitte, auf Seemannsbrüderschaft!"

Bereits vor Mitternacht interessiert ihn seine Umgebung nicht mehr. Er ist völlig betrunken. Immer wieder rutscht sein Kopf, den er offensichtlich nicht mehr heben kann und deshalb auf den Tisch gelegt hat, herunter. Doch in seiner Umgebung interessiert man sich für seine Person ununterbrochen. Täglich werden sehr sorgfältig alle über ihn eingehenden Meldungen auf sein „Konto" gebucht. Alles wird peinlich genau in die Rubrik „Haben" eingetragen. In die Spalte „Soll" wird später das Gericht seine Eintragungen machen, wenn es ihn zur Rechenschaft zieht. Das Gericht wird sich mit der gesamten Spionagetätigkeit der Gehlenorganisation auf dem Gebiet der Volksrepublik Polen zu beschäftigen haben.

Wruck besucht die Lokale Szczecins nicht allein. Ihn begleiten ständig Menschen, die sehr wachsam sind und darauf achten, daß der Agent des Generals Gehlen nicht beim Schnaps aus den Matrosen wichtige Informationen herauslockt. Sie geben Obacht, daß es Wruck nicht gelingt, Personalpapiere zu stehlen.

Drei Tage später begibt sich Wruck in das Nachtlokal „Magnoli". Dabei muß er am I. Revier der Volks-Miliz vorbei. Kurz vor dem Gebäude geht der Spion mit gespieltem Respekt auf die andere Straßenseite. Hinter dem Haus überquert er wieder die Straße.

Im „Magnoli" läßt er seine Begleiterinnen allein am Tisch sitzen und nimmt an einem anderen Tisch Platz, an dem eine ihm unbekannte Frau sitzt. Als der Begleiter dieser Frau erscheint, kommt es zwischen den beiden Männern beinahe zur Schlägerei. Angesichts der Situation beherrscht sich Wruck, entschuldigt sich und verläßt sehr schnell das Lokal.

Später begegnen wir ihm noch auf anderen Sauftouren. Außer den drei bereits genannten Lokalen besucht er noch das Lokal „Kameralna". Von hier aus ist es nicht weit bis zu seinem Unterschlupf. Er braucht nur zwei Straßen weiter zu gehen. Im „Kameralna" trifft er oft die Jugend aus dem nahegelegenen akademischen Viertel und aus dem Technikum für Schiffahrtswesen.

Unter dem Einfluß des Alkohols sieht Wruck eine große Gefahr vor sich. Jetzt erscheint ihm schon selbst jeder weitere Verbleib in unserem Lande verhängnisvoll.

Aber in den Gaststätten von Szczecin ist es nicht langweilig. Hier läßt es sich gut auf den Abfahrtstag nach Westberlin warten. Sehr

schnell gehen die Saufnächte und die durchträumten Tage vorüber, bis auf dem Wandkalender der rote Abreißzettel eines Sonntags erscheint. Es ist der 27. September 1953.

DER KALTE KRIEGER DES „KANZLERS DER AGGRESSION"

Vielleicht haben Sie diesen Tag, den 27. September 1953, schon längst vergessen.

Für viele unserer Landsleute mag dieser Tag nichts Außergewöhnliches bedeuten.

In der Volksrepublik Polen war wieder eine Arbeitswoche im vierten Jahr des Sechsjahrplanes beendet.

Das ganze Land erfuhr, daß an diesem Sonntag die fünfundsechzig Kilometer lange neue Eisenbahnlinie von Kolchowice nach Zawiercie dem Verkehr übergeben werden konnte.

In Warschau wurde der erste in Wroclaw gebaute elektrische Triebwagen in Dienst gestellt.

Auf der Werft von Gdansk wurden am gleichen Tage drei Hochseeschiffe seeklar der Schiffahrt übergeben.

Die Bauarbeiter am Warschauer Kulturpalast erreichten an diesem Tage die Einhundertzweiundvierzig-Meter-Grenze. Im Materiallager für den Bau dieses Palastes in Jelonki trafen an diesem Tage neue Transporte mit der Stahlkuppelkonstruktion und mit Entwässerungsleitungen aus Eisenbeton oder Stein ein.

Am gleichen Sonntag nahm eine neuerbaute Zuckerfabrik als erste in der Lubelszczyzna auf dem ehemaligen Gut des Herrn von Zamojsk in Klemensow ihre Produktion auf. Bereits am Anfang der Zuckerrübenkampagne waren der Fabrik 30 000 dz Zuckerrüben geliefert worden.

In den Hafen von Gdynia lief ein Fischkutter nach erfolgreichem Fang mit 75,380 Tonnen Seefischen ein.

In Wroclaw wurde ein neues Lebensmittelgeschäft für die Berufstätigen mit einer Geschäftszeit von 4.00 Uhr morgens bis Mitternacht eröffnet.

Wie der Minister für Gesundheitswesen berichtete, ging in Volkspolen die Sterblichkeitsziffer an Tuberkulose um 52 Prozent im Vergleich zu 1945 zurück. Das Referat über die Bekämpfung dieser gefährlichen Krankheit durch neue Heilmethoden und polnische Präparate wurde auf dem gesamtpolnischen Ärztekongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose in Gdansk gehalten. Die Wirksamkeit der neuen

Heilmethoden war an etwa 6000 Patienten, die das neue Heilmittel Rimifon eingenommen hatten, erprobt worden.

Im VEB „J. W. Stalin“ in Poznan begann die Serienproduktion von Revolverdrehbänken vom Typ „R. V. 80“, die in der Bedienung sehr einfach sind und sich als sehr leistungsfähig erweisen. Außerordentlich großes Interesse wurde diesen neuen Revolverdrehbänken auf den internationalen Messen in Leipzig, Paris und Stockholm entgegengebracht.

Die „Samopomoc Chlopska“, Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe Polens, gab an besagtem Tage bekannt, daß im IV. Quartal 1953 das polnische Dorf für eine Milliarde Zloty mehr Industriewaren erhalten werde, als im gleichen Zeitraum des vergangenen Jahres.

Über 100 000 Menschen nahmen an einer Kundgebung in Rogoznice (in Niederschlesien) teil, wo auf dem Terrain des ehemaligen Nazi-Konzentrationslagers Groß-Rosen ein Mausoleum für die 180 000 ermordeten Patrioten aus den verschiedensten Ländern eingeweiht wurde. Der ehemalige Häftling dieses Konzentrationslagers und jetzige Oberbürgermeister der Hauptstadt Warszawa, Jerzy Albrecht, erklärte in seiner Gedenkansprache, daß die „Erinnerung an die Verbrechen der Hitlerfaschisten bei Millionen von Menschen in Polen und in der ganzen Welt einen heiligen Haß gegen diese faschistischen Kräfte und die ewige Verdammung von Aggressionskriegen hervorruft“. Er erinnerte gleichzeitig daran, daß die Deutsche Demokratische Republik eine große Kraft im Weltfriedenslager darstelle und in der Geschichte Deutschlands der erste Staat sei, der von den Werktätigen geleitet wird.

Hans Seigewasser, Vorsitzender des Büros des Präsidiums des Nationalrats der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, stellte in seiner Ansprache fest, daß Adenauer zur Politik des „Dritten Reiches“, zur Politik der faschistischen Lebensraumeroberung zurückkehren möchte.

In der Tat — Adenauer und seine imperialistischen Auftraggeber haben aus der Geschichte nichts gelernt. Dieser Kanzler der Aggression appelliert an die niedrigsten Instinkte der Völkerverhetzung und des Chauvinismus.

Das waren die Nachrichten, die uns an diesem Tage von der Front des friedlichen Aufbaus eines neuen Lebens und des Kampfes um die Erhaltung des Friedens erreichten. Als wir uns über unsere großen Erfolge freuten, ahnten wir nicht, daß zur gleichen Zeit an der geheimen Front die letzten Vorbereitungen für das Endgefecht mit dem Kalten Krieger des Kanzlers der Aggression getroffen wurden. Die polnischen Sicherheitsorgane wußten, daß Wruck an diesem Mor-

gen seinen Unterschlupf verlassen würde. In der Stadt gab es so viele Ereignisse, die auch den müdesten Spion interessieren mußten. An besagtem Morgen sollten nämlich die Soldaten der Garnison von ihren Felddienstübungen ins Quartier zurückkehren.

Etwa gegen 11.20 Uhr wurde ein Fähnchen mit der Aufschrift „Konrad Wruck" auf die ulica Gdanska gesteckt.

Der Agent steht inmitten einer Menschenmenge und sieht auf die Standarte, die einer vorüberziehenden Einheit vorangetragen wird.

Auf der Standarte sind die Worte „Für die Freiheit des polnischen Volkes" eingestickt. Mit jeder vorbeiziehenden Einheit wächst die Menschenmenge. Beim plötzlichen Aufheulen der Schiffssirenen schrickt Wruck zusammen. Das sind die Flaggschiffe der im Hafen liegenden Verbände, die auf diese Weise die zurückkehrenden Soldaten begrüßen. Wruck steht schweigend da und schaut sich aufmerksam um. Überall sieht er nur frohe Gesichter und viele zur Begrüßung der Soldaten ausgestreckte Hände. Der Spion geht mit der Menge weiter, um der Auszeichnung der besten Ausbilder beizuwohnen. Sehr genau hört er zu, als die Namen der Ausgezeichneten aufgerufen werden. Seine Hand wandert in eine Tasche, in der er umständlich notiert: Sienicki, Halinski, Peteralski, Ogrodowicz ... Dann schreibt er sich noch den Namen des Offiziers Pawlik auf und — verschwindet. Er fürchtet sich sichtlich vor den vielen Menschen am hellichten Tage. Er unternimmt nicht einmal den Versuch, sich mit Soldaten bekannt zu machen, um sie über den Verlauf der Felddienstübungen auszuhorchen. So kehrt er am frühen Nachmittag in die Wohnung Nr. 31 zurück und schickt Eugenia Kniec nach Schnaps.

Man darf jetzt nicht etwa annehmen, daß Wruck noch mehr Leute für den Spionagedienst werben sollte. Er könnte uns auch nicht einen einzigen Hinweis geben, wer noch von General Gehlen und seiner Spionageorganisation für eine „Mitarbeit" vorgesehen ist oder diese Geheimorganisation unterstützen soll. Im Gegenteil. In der Fachsprache heißt das: Wruck hat „seine Basis enthüllt". Es ist unnötig, ihn weiter frei in Polen herumlaufen zu lassen. Die „Aktion Pfiffikus" kann jetzt durchkreuzt werden.

DER GESTEUERTE „ZUFALL"

Der ganze Fall Wruck wird einer gründlichen Analyse unterworfen. Es muß damit gerechnet werden, daß der Agent im Besitz von Waffen ist und davon Gebrauch macht.

Er weiß selbst nur zu genau, daß er in diesem Kampf nichts mehr zu verlieren hat. Es ist also möglich, daß er auf die Angehörigen der Sicherheitsorgane, die den Auftrag erhalten werden, den Spion festzunehmen, schießen und unter Umständen einen von ihnen töten wird. Das muß auf jeden Fall verhindert werden. Sollte der Verbrecher seine Schußwaffe gebrauchen, werden die Mitarbeiter der Staatssicherheit beweisen, daß auch sie mit den Waffen, die sie zur Verteidigung ihrer Heimat erhalten haben, umzugehen wissen. Es muß aber unter allen Umständen versucht werden, den Spion lebendig zu fangen, um ihn den Staatsorganen zur Aburteilung übergeben zu können.

Die Mitarbeiter des Komitees für öffentliche Sicherheitsfragen, die diesen gefährlichen Auftrag erhalten, werden gut vorbereitet. Vieles ist dabei zu beachten. Zum Beispiel darf es auf keinen Fall dazu kommen, daß der Spion Berichte oder Notizen vernichtet, um dadurch seine und die Verbrechen anderer zu verwischen. Auf seinem „Konto" wurde in der Zwischenzeit eine ganze Anzahl Leute vermerkt, mit denen Wruck gesprochen hatte. Jetzt ist also der Zeitpunkt gekommen, da Bilanz gezogen werden muß.

Unsere Bekanntschaft mit dem Hause Malkowskistraße Nr. 22 ist, im Vergleich zu den Informationen, die die Mitarbeiter der Staatssicherheit besitzen, sehr oberflächlich. Die Offiziere der Sicherheitsorgane kennen zum Beispiel die primitive Einrichtung der Wohnung Nr. 31 genauso gut, als hätten sie jahrelang dort gelebt. Sie wissen auch genau, wer diese Wohnung vor der Eugenia Kniec bewohnt hat — und das ist für die ganze Angelegenheit nicht unwichtig.

Es ist Sonntag, der 27. September, um 21.02 Uhr.

An die Wohnungstür der Eugenia Kniec klopft es. Sie öffnet die Tür und sieht draußen einen jungen, fremden Mann stehen, der in der Hand einen kleinen Reisekoffer trägt.

Eugenia ist in bester Stimmung, denn Wruck geht heute nicht in die Stadt bummeln. Er sitzt in der Küche und spült die Erinnerungen an die trüben Ereignisse des heutigen Sonntags mit Schnaps hinunter.

Sehr höflich und zuvorkommend antwortet Eugenia dem jungen Mann auf seine Frage:

„Aber nein, junger Mann, diese Frau wohnt schon lange nicht mehr hier. Wie kann ich Ihnen nur helfen, Ihre Tante zu finden? Zu dumm, daß sie Ihnen von dem Umzug nichts geschrieben hat . . ."

„Entschuldigen Sie, bitte, ich habe eine weite Reise hinter mir. Vielleicht könnten Sie doch erfahren, wohin meine Tante verzogen ist? Ich kann mich doch jetzt, am Sonntag abend, nicht mehr beim

Einwohnermeldeamt erkundigen. Da ist doch geschlossen. Was soll ich denn bloß machen?"

„Na, na, so ein hübscher junger Mann und so ratlos! Kommen Sie herein und warten Sie hier. Ich gehe schnell mal zur Nachbarin und frage sie, vielleicht weiß sie, wo Ihre Tante jetzt wohnt."

Der junge Mann dankt sehr höflich und betritt die Küche. Wruck, der am Tisch sitzt, sieht den Fremden prüfend an. Sein Blick bleibt an den Schuhen des Gastes haften, die mit einer dicken Staubschicht bedeckt sind.

„Sie kommen wohl von einer weiten Reise, junger Mann?"

„Ja, mein Herr, ich komme aus Gdynia. Ich hoffte, meine Tante hier anzutreffen, aber es stellte sich heraus . . ."

„Ich weiß, ich habe ja zugehört. Sie werden Ihre Tante schon finden. Die Frauen gehen schnell mal verloren, dafür kommen sie um so sicherer zurück. Meine ist jetzt auch irgendwohin verschwunden. Aber die kommt schon wieder . . . Nehmen Sie doch Platz. Stehend werden Sie Ihre Tante auch nicht eher finden."

Der junge Mann setzt sich an den Tisch. Er sieht Wruck an, und es fallen ihm die Worte des Offiziers ein, der den Weg Wrucks ständig auf der Karte verfolgt hat: „Es ist kaum zu glauben, mit welcher Frechheit sich dieser Strolch in unserem Lande bewegt. In den Nächten treibt er sich in den Lokalen herum, als ob er in Westberlin oder Sankt-Pauli wäre. Am Tage wird er mit Bestimmtheit auch saufen — saufen und schlafen . . ."

Hier in seinem Unterschlupf fühlt sich Wruck sehr sicher.

Der Fremde unterhält sich noch eine Weile mit Wruck, bis man plötzlich Schlüssel klappern hört. Eugenia Kniec kommt eben wieder in die Wohnung zurück. Sie geht um den Tisch herum, um sich an die Seite ihres Freundes zu setzen und stößt dabei gegen eine unter dem Tisch stehende Aktentasche.

„Du solltest endlich deine Klamotten wegräumen. Jetzt habe ich mich schon das dritte Mal gestoßen . . . Leg sie doch auf den Schrank!"

„Ach, laß doch die Sachen jetzt liegen! Paß lieber auf deine Beinchen auf. Komm, schenk uns einen ein und erzähle, wo die Tante des jungen Mannes geblieben ist. Siehst du denn nicht, wie er darauf wartet?"

„Ja doch, sie zog nach . . ."

In diesem Augenblick klingelt es scharf an der Wohnungstür. Der junge Mann kämmt gerade sein Haar über — dabei wirft er schnell

einen Blick auf seine Armbanduhr: es ist genau 21.12 Uhr. Zehn Minuten sind vergangen, seit er die Wohnung betreten hat.

Sein Besuch war kein Zufall, sondern von den Mitarbeitern der Organe für Staatssicherheit sehr gut überlegt und vorbereitet. Wruck scheint plötzlich sehr erregt zu sein . . .

„Los, Genia, sieh mal nach, wer zum Teufel jetzt noch was von uns will!“

Eugenia, ihrem Geliebten treu ergeben, öffnet die Tür.

Auf der Schwelle stehen drei Männer mit schußbereiten Pistolen! Die erschrockene Frau wird beiseite gedrängt, und die drei Männer sind blitzschnell in der Küche.

Der SS-Mann Wruck hat die Situation sofort erfaßt. Seine Hände greifen rasch nach der Aktentasche unter dem Tisch.

Aber noch flinker war der junge Mann!

Nur einige Sekunden dauert die Rauferei, dann hat Konrad Wruck Fesseln an seinen Händen.

Das hätte ein Kampf auf Leben und Tod werden können. Es ist doch klar: entweder wir sie — oder sie uns!

Jede List ist in diesem Spiel erlaubt. Dieser kleine Trick verringerte die Chancen des Widerstandes und brachte den Spion zur Strecke. Es ist genau 21.15 Uhr. Wir wollen keine Zeit verlieren.

„Sie sind verhaftet, Herr Suchanowicz! Wir raten Ihnen, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Bei der geringsten verdächtigen Bewegung machen wir von unseren Schußwaffen Gebrauch!“

Zwei Mitarbeiter der Staatssicherheitsorgane nehmen den Spion in die Mitte und führen ihn zu einem Auto, das vor Minuten noch einige Häuser weiter in Bereitschaft stand, jetzt aber bereits vor dem Hauseingang Nr. 22 wartet.

Auf den Treppen stehen noch einige Mitarbeiter der Sicherheitsorgane, die nun aus der Wohnung alle Gegenstände holen, die Wruck gehören.

In einen mitgebrachten leeren Koffer packen sie die spanische Pistole vom Typ „Astra“, Kaliber 7,65, mit der Nummer 13 394, verschiedene weiße Mixturen, kleine weiße Kerzen, die an Weihnachtskerzen erinnern, sowie alle anderen Kleinigkeiten, die persönliches Eigentum des Spions sind.

Um 21.37 Uhr nimmt der Leiter der vorgesetzten Dienststelle der Staatssicherheit die Meldung entgegen, daß der Auftrag durchgeführt ist.

Er geht an die Karte, nimmt die Fähnchen mit der Aufschrift „Konrad Wruck“ ab und wirft sie — in den Papierkorb.

„Ihr Name?"

„Suchanowicz."

„Vorname?"

„Henryk."

„Beruf?"

„Ich bin Händler."

„Bitte genauer!"

„Ich betreibe Schwarzhandel im Hafen. Wie man das eben so macht. Ich kaufe hier ein paar Nylon-Strümpfe von einem Schweden, dort ein Feuerzeug von einem anderen Matrosen. Dann verkauft man das alles wieder, und der Mensch schlägt sich so schlecht und recht durch."

Der Festgenommene gibt das ziemlich fließend zu Protokoll.

Man sieht, seine Verteidigungstaktik läuft darauf hinaus, sich als Schwarzhändler auszugeben, wie sie in einer Hafenstadt existieren.

Inzwischen betritt ein Offizier der Sicherheitsorgane das Zimmer mit einem Koffer, den er auf den Tisch hebt.

„Unsere Leute haben es sich nicht nehmen lassen, Ihnen Ihr Gepäck nachzubringen. Es ist bestimmt nicht das geringste verschwunden. Wir hüten Ihr Eigentum, als wenn es unser kostbarster Besitz wäre. Trotzdem wollen wir gleich feststellen, ob irgend etwas abhandengekommen ist. Sie sind so nervös, mein Herr, befürchten Sie, daß wir doch etwas beim Einpacken vergessen haben könnten?"

„Aber nein! Ich weiß doch, daß bei Ihnen Ordnung herrscht! Übrigens besitze ich nichts Wertvolles."

„Das werden wir gleich feststellen. Wenn Sie uns verlassen, würde es Ihnen bestimmt leid tun, wenn etwas abhandengekommen wäre. Wollen wir also beginnen! Sagen Sie, Herr Suchanowicz, handeln Sie auch mit Waffen?"

„Ich? Weshalb denn!"

„Entschuldigen Sie, wenn wir diesen Verdacht aussprechen! Die Pistole lag obenauf in Ihrer Aktentasche."

„Wenn ich ehrlich sein soll, meine Herren, wenn der Mensch mit den verschiedensten Elementen im Hafen zu tun hat, dann ist es besser, er trägt eine Waffe bei sich. Ich habe noch nie damit geschossen, aber man fühlt sich doch sicherer, wenn man ein Schießeisen in der Tasche trägt. Das Leben ist gefährlich!"

„Eben! Sie haben die richtige Meinung über sich selbst, das ist schon viel wert. Benutzen Sie diese Pistole vielleicht zu sportlichen Zwecken? Das Tontaubenschießen hat zum Beispiel bei uns eine große Tradition. Bisher hat allerdings niemand mit einer so kurzen Waffe auf Tontauben geschossen — aber einer muß ja mal damit anfangen, nicht wahr?"

„Tontaubenschießen . . . Das habe ich noch nie gehört. Was ist denn do zrzut . . .?"

„. . . rzutkow. Nimmt man für das u ein a, dann heißt es ‚in den Allerwertesten schießen'. Sie sehen, ein Buchstabe verändert den Sinn eines Wortes mitunter vollständig. Aber wir wollen nicht zuviel von Ihnen verlangen. Wie soll Ihnen jetzt auch so etwas einfallen. Ja, und wie steht es mit den Polopyren-Pastillen?"

„Das sind Kopfschmerztabletten. Ich leide öfter an Kopfschmerzen."

„Komische Tabletten. Vielleicht sind es Salipyren-Tabletten?"

„Ich glaube nicht. In der Apotheke verlangte ich Polopyren-Tabletten. Aber natürlich könnte sich der Apotheker auch geirrt haben."

„Selbstverständlich. Man kann es auch so erklären. Sie sollten auf alle Fälle beim Einnehmen von Tabletten, die Sie nicht genau kennen, sehr vorsichtig sein. Damit ist nicht zu spaßen, ein Unglück liegt hier sehr nahe. Um sicher zu gehen, werden wir Ihre Tabletten einer chemischen Untersuchung unterziehen lassen. Und die Kerzen? Im 20. Jahrhundert? Sie haben wohl kein Vertrauen zur Elektrizität?"

Der Offizier nimmt ein Streichholz, und nach einem Moment brennt eine Kerze mit einer vollkommen anderen Flamme als eine gewöhnliche Kerze. Sie knistert und macht Geräusche, ähnlich wie eine Wunderkerze.

Der Spion verfärbt sich — er wird kreideweiß. Er spürt, wie seine Verteidigungstaktik zusammenbricht; er hat das Gefühl, daß der Boden unter seinen Füßen wankt.

„Wo haben Sie diese Kerzen gekauft, Herr Suchanowicz? — Wissen Sie, um auf ein anderes Thema zu kommen, Sie erinnern mich an irgend jemanden, den ich schon irgendwo gesehen habe. Hier in meinem Schreibtisch habe ich eine Fotografie . . . Frappierend, diese Ähnlichkeit, nicht wahr?"

„Das ist schon möglich. Es gibt doch genug Doppelgänger auf der Welt."

„Sehr viele. Aber Fingerabdrücke sind stets verschieden. So steht es in jedem Handbuch der Kriminalistik, und — bisher jedenfalls — gab es keine Ausnahmen von dieser Regel. Auch das werden wir gleich feststellen. Schwärzen Sie sich mal Ihre Finger, Sie wissen ja schon Bescheid. Auch daß Sie sich nachher die Finger waschen können, wissen Sie bereits aus eigener Erfahrung . . ."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, Sie verwechseln mich bestimmt."

„Sagen Sie, das ist doch ein gewöhnlicher Zeichenblock. Handeln Sie damit etwa auch? Das ist doch kein Geschäft für einen seriösen Händler, Herr . . . — Herr . . . ich vergaß Ihren Namen. Wie war doch gleich Ihr Name?"

„Suchanowicz. Henryk Suchanowicz. Nein, mit Zeichenblocks handle ich nicht, die kann man ja in jedem Papierladen kaufen. Ich verdiene mir mein Geld leichter, dann lebt es sich auch leichter. Aber, vielleicht werden Sie jetzt lachen, wenn ich vom Bummel nach Hause komme, dann nehme ich am liebsten einen Bleistift zur Hand und zeichne ein wenig."

„Bitte, jeder sucht nach der Arbeit Entspannung. Aber warum haben Sie Ihren Zeichenblock gar nicht benutzt? Schreiben Sie uns doch auf jedes einzelne Blatt das heutige Datum, den 27. September 1953, und vermerken Sie, daß dieser Zeichenblock zu Ihrem Gepäck gehört. Das ist nur eine kleine Formalität und erleichtert uns die Arbeit. Sie haben dann die Versicherung, daß Ihnen nichts von Ihrem persönlichen Gepäck abhanden kommt. So, jetzt haben wir genug geredet. Schlafen Sie sich erst mal aus, und denken Sie noch einmal darüber nach, worüber wir gesprochen haben. Vielleicht fällt Ihnen dann noch etwas ein, was für uns von Interesse sein könnte. Das Abendessen wird Ihnen gleich gebracht. Wir haben hier noch sehr viel Arbeit."

Konrad Wruck geht völlig gebrochen weg. Er redet sich aber immer noch ein, daß man ihm seine Märchen glaubt.

Als er schon an der Tür ist, dreht er sich noch einmal um und sagt:

„Ich möchte gern noch etwas sagen. Ich weiß, daß bei uns jetzt alle Hände zur Arbeit gebraucht werden. Ich möchte endlich einer ehrlichen Arbeit nachgehen. Vielleicht auch weiter zeichnen lernen . . ."

„Über Ihre künstlerischen Fähigkeiten und Ihre dahingehenden Pläne wollen wir morgen sprechen, Herr . . . zum Teufel, wie sehen Sie bloß einem meiner Bekannten ähnlich!"

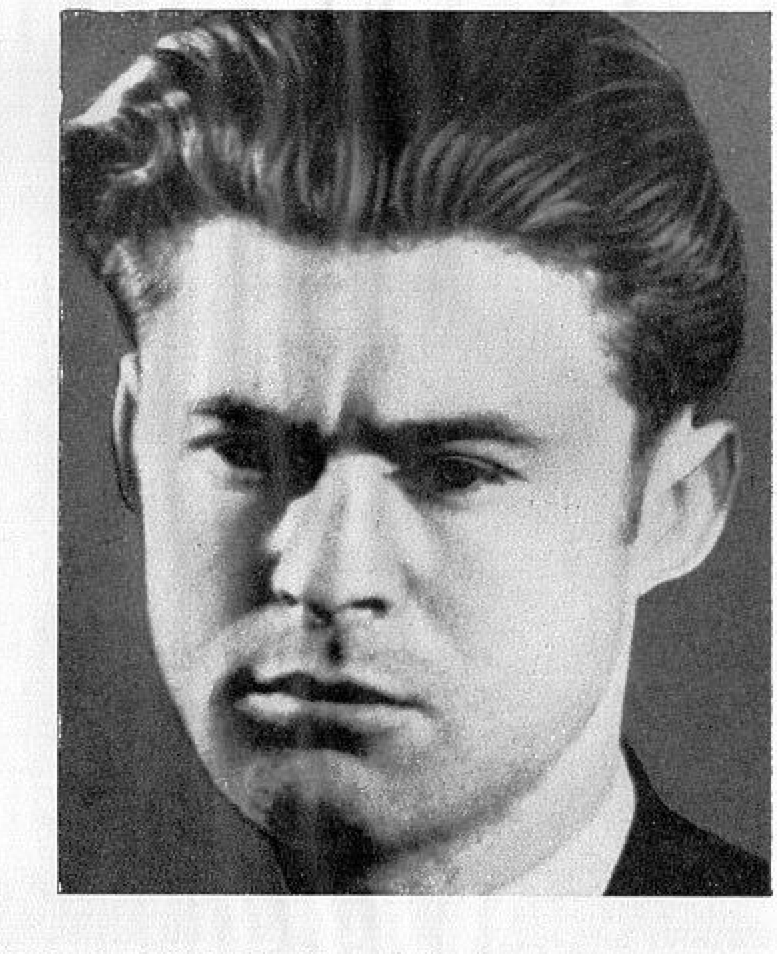


Die zwanzigjährige **Traute Budzinski** arbeitet als Verkäuferin in der örtlichen Konsumgenossenschaft. Heute kommt sie etwas früher von der Arbeit heim; sie will sich ausschlafen, weil sie fast die ganze vergangene Nacht durchgefeiert hat. Gerade als sie zu Bett gehen will, klopft es an die Wohnungstür.



Als die Schwester Trautes, **Rita Budzinski,** das Zimmer betritt, spinnt er schon wieder ein neues Garn über seine Taten.

Die Mädels hören mit glänzenden Augen zu, was ihr Freund **Henryk Koj** alles zu erzählen weiß.



Rita und Traute schütteln ungläubig die Köpfe. Da bittet Koj mit gespielter Langeweile seinen Freund, seine Aktentasche herüberzureichen. Ohne ein weiteres Wort schüttet er den Inhalt der Aktentasche auf den Tisch.

Im Labor der Dienststelle der Staatssicherheit arbeitet man eifrig mit Reagenzgläsern. Die Fachleute untersuchen die aufgelösten Proben der „Polopyren-Tabletten". Die Lösung wird in kleine Glasröhren gegossen und, mit den verschiedensten Flüssigkeiten zusammengemengt, über dem Bunsenbrenner zum Sieden gebracht, dann auf verschiedene Sorten Papier und Gewebe gegossen. Mit Pinseln und Stahlfedern wird die Lösung auseinandergezogen, dann werden Papier und Gewebe mit ultravioletten oder Infrarotstrahlen bestrahlt. Die Kerzen werden gleichfalls gründlich untersucht.

Um vier Uhr morgens haben die Chemiker den Bericht über die Resultate der Untersuchung fertig. Ihr Gutachten lautet folgendermaßen: „Die ‚Kopfschmerztabletten' eignen sich zur Herstellung einer Geheimtinte. Die Kerzen, deren Zusammensetzung uns genau bekannt ist, dienen ebenfalls zum Schreiben."

Im Laboratorium nimmt man sich auch der unbeschriebenen Blätter des Zeichenblocks an. Die Fachleute stellen interessante Dinge fest. Bringt man bestimmte Chemikalien auf die leeren Zeichenblockblätter, so erscheinen Notizen und Skizzen, die immer schärfer hervortreten und schließlich ganz bleiben!

Sorgfältig wäscht sich der alte grauhaarige Diplom-Chemiker nach der Untersuchung die Hände und wendet sich dabei an seine Assistentin:

„Die Chemie ist eine große Wissenschaft, Genossin, groß und herrlich. Die Chemie verändert die Welt. Es ist noch gar nicht abzusehen, wieviel die Chemie beitragen wird, das Leben aller Menschen schöner und lebenswerter zu machen. Und hier sind Verbrecher dabei, ihre ganzen Anstrengungen auf die Herstellung von Geheimtinten zu richten, um Spionagearbeit durchführen zu können. Die neue Formel unserer Feinde von der technischen Abteilung des Geheimdienstes in Stuttgart ist nicht einmal schlecht . . . Sie haben sich angestrengt bei der Herstellung der Tinten. Wenn sie nur mit der gleichen Energie an der Entwicklung neuer Mittel zur Bekämpfung der Tuberkulose arbeiten oder eine neue, bahnbrechende Entdeckung auf dem Gebiet des künstlichen Düngers machen würden. Dann würden auch wir — statt hier bis zum Morgengrauen zu sitzen — in den Universitätslaboratorien unsere schöne Zeit einer solchen Arbeit widmen können, einer Chemie, die auch die großen Deutschen Liebig, Woehler, Bunsen und viele andere zu ihrer Lebensaufgabe machten."

Zur gleichen Zeit, als im Laboratorium die Kerzen des Spions sprühen und knistern, die Lösungen der Spezial-Tabletten in den

Reagenzgläsern brodeln, als dem menschlichen Auge die auf dem Zeichenblock angefertigten Notizen und Skizzen sichtbar werden, kann auch der Offizier der Sicherheitsorgane keine Ruhe finden. In Gedanken läßt er, ob er will oder nicht, noch einmal den Tagesablauf, besonders den Verlauf des vergangenen Abends, vor sich abrollen. Immer wieder überlegt er, welche Ereignisse und neuen Gesichtspunkte der kommende Tag bringen kann. Er versucht, sich in die Gedanken des Spions Wruck hineinzuversetzen, sich vorzustellen, welche Taktik dieser am nächsten Tage bei seiner Vernehmung anwenden wird, um der Attacke zu begegnen, die der Offizier am Abend vorher eröffnet hatte.

Bereits vor acht Uhr morgens sitzt der Offizier in seinem Arbeitszimmer und beschäftigt sich intensiv mit dem Gutachten des Laboratoriums. Pünktlich um 8.00 Uhr wird der Häftling vorgeführt.

„Nun, wie haben Sie geschlafen, Herr Suchanowicz? Wir fangen schon früh an zu arbeiten. Wir können uns keinen blauen Montag — wie man bei Ihnen in Deutschland sagt — erlauben. Also dann . . ."

„Was meinen Sie mit: bei Ihnen in Deutschland? Ich selbst war noch nie in Deutschland."

„Wirklich nicht? Sehr schade! Reisen bildet — das gilt für alle Berufe. Indessen, mein Herr, fühle ich mich verpflichtet, Sie von den Ergebnissen der chemischen Untersuchung Ihrer Tabletten und Kerzen zu unterrichten. Sie sind wirklich sehr gesundheitsschädlich! Menschen, die sie benutzen — ich wollte sagen, die diese Tabletten einnehmen, leiden gewöhnlich sehr stark an Gedächtnisschwäche, Kopfschmerzen und Ohnmachtsanfällen. So ein kompliziertes Präparat war das! Die Kerzen sind ebenfalls sehr gefährlich. Ihre Zeichnungen haben unser größtes Interesse erweckt. Sie besitzen wirklich ein großes Talent, Herr Suchanowicz! Wir nahmen an, daß Sie Porträtmaler oder Landschaftsmaler wären, aber auch die von Ihnen angefertigte Skizze der Fabrik in Sepolno beweist Ihre Meisterschaft!"

„Welche Zeichnungen? Davon weiß ich nichts!"

„Gestern abend haben Sie doch jedes einzelne Blatt Ihres Zeichenblocks mit Ihrer Unterschrift versehen. Wollen Sie uns jetzt etwa einreden, daß es sich hier nicht um Ihre Unterschrift handelt, oder daß wir über Nacht in Ihrem Zeichenblock einige Seiten vollgezeichnet hätten? Aber, Herr Suchanowicz, Sie verfolgen wohl die impressionistische Richtung in der Malerei? Ihre impressionistischen Skizzen der Fabrik, die an der Eisenbahnlinie nach Olsztyn liegt, sind außerordentlich interessant. Nun sagen Sie bloß mal, warum schreiben Sie, daß es sich hier um eine Kugellagerfabrik handelt? Wer gab

Ihnen diese Information? Etwa der Mitreisende in Ihrem Abteil, der sich beim Montieren eines Reservereifens so sehr beschmutzt hatte? Der sprach doch gar nicht von einer Kugellagerfabrik. Sie nehmen wohl an, daß Ihr Auftraggeber, der General Gehlen, für Nachrichten über eine Kugellagerfabrik mehr zahlt als, sagen wir, über eine Fabrik, in der Wringmaschinen hergestellt werden? Daß Sie uns belügen, ist erklärlich. Aber warum belügen Sie auch Ihre Brot- und Auftraggeber? Aber damit Sie keine allzu großen Gewissensbisse bekommen, — in dieser Gegend ist überhaupt keine Fabrik! Der Mitreisende in Ihrem Abteil hat Sie auf den Leim geführt, und Sie sind darauf reingefallen. Er hat sich bestimmt amüsiert, denn er wußte ja, daß er sich mit einem Spion unterhielt!"

Dieser Schlag wirft Wruck um. Durch diesen Frontalangriff wird er aus seiner Verteidigungsposition geworfen.

Er zieht sich in eine neue Defensivstellung zurück. Er gibt seinen richtigen Namen an, will aber nicht zugeben, daß er im Auftrage des Generals Gehlen nach Polen kam. Er behauptet, viele Menschen in Polen hätten gewußt, daß er früher bei der SS gedient habe. Deshalb habe er seinen Namen geändert, um sich von seiner Vergangenheit zu lösen und ein neues Leben beginnen zu können. Er sagt, daß er einen gewissen Suchanowicz erst betrunken gemacht und ihm dann seine Papiere gestohlen hätte.

„Wir haben Zeit, Herr Wruck. Wir können uns noch länger unterhalten. Kommen Sie eigentlich nicht auf den Gedanken, daß wir in der vergangenen Nacht auch Ihre Personalpapiere untersucht haben? Dieser Suchanowicz hat niemals existiert. Übrigens, offen gestanden, diese Fälscherarbeit hat eine frappierende Ähnlichkeit mit den falschen Papieren eines bestimmten Bekannten aus Westberlin."

Mit diesen Worten legt der Offizier vor den Augen Wrucks die Personalpapiere Machuras auf den Tisch.

Anschließend spricht er noch mit ihm über seine „Pilztouren" in den Wäldern bei Olsztyn. Er ermahnt Wruck, wahrheitsgemäß über seine Agententätigkeit, vom Beginn seiner Anwerbung als Spion bis zum jetzigen, bitteren Ende zu berichten. Er liest ihm einige Auszüge aus der bereits fertigen Bilanz seiner Spionagearbeit vor.

Vor dem erschrockenen Spion rekapituliert er nochmals dessen ganze Wanderschaft durch Polen, nennt ihm die Namen all der Menschen, mit denen er Kontakt aufgenommen hat.

Konrad Wruck hißt blitzschnell die weiße Flagge und spielt den Reumütigen. Seine Komplicen sind weit — er muß jetzt seinen eigenen Kopf hinhalten. Er ist einfach niedergeschmettert von der

Erkenntnis, daß der Offizier sehr genau über ihn Bescheid weiß. Er gewinnt selbst die Überzeugung, daß er von Anfang an als Agent des „Onkel Sam“ bekannt war.

Seine weitere Erzählung ist eine chronologische Aufzählung einer Reihe von Einzelheiten der „Aktion Pfiffikus“, eines Kettengliedes in den Aktionen des Gehlen-Spionagedienstes, die alle einander ähneln.

KAMPF-VERDIENSTKREUZ 1954

Die eingeleitete „Aktion Pfiffikus“ mißlang . . .

Es ist jetzt an der Zeit, von der erfolgreichen Arbeit der Sicherheitsorgane zu sprechen.

Das Militärgericht der Wojewodschaft Szczecin verurteilte am 7. Dezember 1953 die angeklagten Spione Wruck und Landvoigt zum Tode. Den Dritten im Bunde, Machura, verurteilte das Gericht zu lebenslänglicher Zuchthaushaft. Die durch Wruck angeworbenen Spione standen kurze Zeit später ebenfalls vor Gericht. Stefan Wruck, der den Treueid gebrochen hatte, wurde ebenfalls zum Tode verurteilt. Wiktor Krogul und Marian Niemczyk erhielten lebenslängliche Zuchthausstrafen. Leokadia Berend und Hedwig Gelhar wurden zu je zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Unter den weiteren Angeklagten befanden sich auch Albert Wruck und Stefania Wazna, die zu je zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt wurden.

Ende Januar 1954 verurteilte der 1. Strafsenat des Bezirksgerichts Frankfurt (Oder) den Taxibesitzer Otto Kupsch zu zwölf Jahren Zuchthaus und den Sägewerksbesitzer Edgar Sommerfeld zu zehn Jahren Zuchthaus. Beiden Angeklagten wurde nachgewiesen, daß sie fortwährend Agenten von Westberlin über die Oder und Neiße nach Polen gebracht hatten. In der Urteilsbegründung stellte der 1. Strafsenat des Bezirksgerichts Frankfurt (Oder) fest, daß sich die Angeklagten aktiv an der Vorbereitung eines dritten Weltkrieges beteiligt hatten und daß ihre verbrecherische Tätigkeit gegen den friedlichen Aufbau in der Deutschen Demokratischen Republik gerichtet war.

Am 28. Januar 1954 wurden in Warschau die Angehörigen des Komitees für öffentliche Sicherheitsfragen mit „Verdienstkreuzen“ und die Soldaten der polnischen Grenzwacht, die sich bei der Liquidierung des Gehlen-Spionagenetzes in Polen besondere Verdienste

erworben hatten, mit dem „Kampf-Verdienstkreuz“ ausgezeichnet. Das „Kampf-Verdienstkreuz“ ist im Frieden eine besonders hohe Auszeichnung.

Zu den Ausgezeichneten gehörte auch der Grenzsoldat Marian Wozniak. Es ist jener, dessen Schüsse Heinz Landvoigt hinderten, den Offizier der Sicherheitsorgane, der ihn verhaften wollte, niederzuschießen. Kurze Zeit nach diesem Vorfall lief die Militärdienstzeit des Grenzsoldaten Wozniak ab, und er kehrte in seinen Zivilberuf zurück.

Der Zivilist Marian Wozniak konnte zur feierlichen Auszeichnung nicht rechtzeitig genug nach Warschau kommen. So erhielten zwei Offiziere der Staatssicherheit den Befehl, nach Kutno zu fahren, um ihm die hohe Auszeichnung zu überreichen.

GEBIETE, DIE WRUCK UND LANDVOIGT EROBERTEN

Mein Bruder war ein Flieger;
Eines Tags bekam er eine Kart',
Er hat seine Kiste eingepackt,
Und südwärts ging die Fahrt.

Mein Bruder ist ein Eroberer;
Unserm Volke fehlt's an Raum,
Und Grund und Boden zu kriegen, ist
Bei uns ein alter Traum.

Der Raum, den mein Bruder eroberte,
Liegt im Guadarramamassiv,
Er ist lang einen Meter achtzig
Und einen Meter fünfzig tief.*)

Landvoigt — bei dessen Festnahme der Grenzsoldat Wozniak sich so geistesgegenwärtig und tapfer verhalten hatte — schrieb, nachdem er verurteilt worden war, einen Brief nach dem anderen an seine Frau nach Westberlin. Seine Briefe wurden von ihr regelmäßig beantwortet. In einem Brief vom 15. Januar 1954 kommen dem Kalten Krieger — allerdings etwas verspätet — auch einige Einsichten, die recht aufschlußreich sind:

„Ich hatte angenommen, daß sich meine Regierung während der sechs Wochen nach meiner Verurteilung meiner annehmen würde, wie das in anderen Ländern üblich ist. Leider sehe ich heute, daß ich mich geirrt habe. Sie handeln nach dem Prinzip: der Mohr hat seine

*) Bertolt Brecht: „Mein Bruder war ein Flieger“

Schuldigkeit getan — der Mohr kann gehen! Das heißt, es genügte ihnen, daß ich mich damit einverstanden erklärte, ihren Interessen zu dienen und die Kastanien für sie aus dem Feuer zu holen. Aber jetzt kümmert sich niemand mehr um mich, kein Mensch macht sich Sorgen um unsereinen. Ich muß annehmen, daß ich für die feinen Herren überhaupt nicht mehr zu den Deutschen zähle. Doch solche Erkenntnisse kommen jetzt zu spät. Ich weiß nicht, mein Liebling, wann ich auf mein Gnadengesuch eine Antwort erhalten werde und wie die Antwort lauten wird. Auf jeden Fall aber möchte ich Dir sagen, daß Du meinetwegen Dein junges Leben nicht ruinieren darfst. Geh, wohin Du willst, tue, was Dir gefällt, und nutze Dein Leben. Verzeih mir bitte den Schmerz, den ich Dir zugefügt habe, und sei mir nicht böse. Denke stets daran, daß ich selbst an allem Unglück schuld bin. Auf keinen Fall hätte ich zulassen dürfen, daß es erst so weit kam . . ."

Diese Worte sollten in Westberlin alle diejenigen lesen, die von General Gehlen als weitere „Steinchen" ausersehen sind. Sie sollten sie lesen, noch bevor sie gen Osten — nach Polen — reiten. Sie sollten diese Worte lesen und sie bitter ernst nehmen. Sie sollten außerdem zur Kenntnis nehmen, daß die Gnadengesuche von Heinz Landvoigt und Konrad Wruck vom Staatsrat der Volksrepublik Polen abgelehnt wurden. Sie wurden nicht begnadigt — das Urteil wurde vollstreckt.

Noch zwei —
und es sind bestimmt nicht die letzten

EINE NACHRICHT GEHT IN DIE WELT

Volkspolens Hauptstadt beendete einen Arbeitstag; es war Donnerstag, der 28. Januar 1954. Vor den Schaufenstern der Geschäfte wurden die Rolladen heruntergelassen. — Langsam verlöschen auch die Lichter in den Wohnungen.

Gehen wir aber bis zur Foksalstraße 11, dann bemerken wir ein großes Gebäude, in dem nachts die meisten Fenster hell erleuchtet sind.

In diesem Gebäude hat die Polnische Presse-Agentur (PAP) ihren Sitz. In dieser Nacht übermittelten die Fernschreiber eine interessante Depesche an die Presse-Agenturen in aller Welt. Die Fernschreiber der verschiedensten Systeme nahmen in vielen Städten die Mitteilung auf. Über die langen, weißen Papierstreifen beugten sich die Redakteure der Moskauer TASS-Zentrale, chinesische Journalisten in der Pekinger Presse-Agentur Hsinhua; die Nachricht übernahmen auch die englische Reuter-Agentur in der Londoner Fleet-Street und die europäische Abhör-Station der amerikanischen United Press Agentur in Frankfurt/Main.

Der Text wurde sowohl auf polnisch wie auch auf russisch und englisch durchgegeben.

dwazat wosmogo janwarja w rajonnom wojennom sudje w opole natschalsia prozess po djelu gruppy agentow adenauerowskoj absaz . . .

on january 28th the trial began before the district military court in opole of group of agents of adenauers intelligence service stop . . .

So lautete der Anfang der Depesche in russischer bzw. englischer Sprache, die zur gleichen Zeit von den Fernschreibern der Redaktio-

nen der polnischen Tagespresse direkt aus Opole über die PAP-Zentrale in Warschau übernommen wurde.

Und hier der genaue Wortlaut: Am 28. Januar wurde vor dem Militärgericht der Wojewodschaft Opole der Prozeß gegen eine Gruppe von Agenten des Adenauerschen Spionagedienstes begonnen. Der Berichterstatter der Agentur PAP Zbigniew Soluba berichtet, daß der Gerichtssaal von Zuhörern überfüllt ist. Die Bevölkerung der Wojewodschaft Opole nimmt an den Verhandlungen lebhaften Anteil.

Man muß sehr weit zurückgehen, um die Vorgeschichte dieses Prozesses zu erklären . . .

*

Wir befinden uns in Nowa Sol (Neusalz), einer Stadt, die in der Vergangenheit wegen ihrer Salzvorkommen bekannt war. Die Stadt liegt an der Strecke Zielona Gora—Glogow (Grünberg—Glogau). Es ist Juli 1953, der Donnerstag nach dem Nationalfeiertag. Wir suchen die kleine Wohnung Nr. 7 in der Schulstraße 21 auf.

Die zwanzigjährige Traute Budzinski arbeitet als Verkäuferin in der örtlichen Konsumgenossenschaft. Heute kommt sie etwas früher von der Arbeit heim; sie will sich ausschlafen, weil sie fast die ganze vergangene Nacht durchgefeiert hat. Gerade als sie zu Bett gehen will, klopft es an die Wohnungstür. Schnell zieht sie ihren Morgenrock über, geht zur Tür und fragt: „Wer ist da?“ — „Ich bin es, mach schon auf!“ hört sie von draußen.

Das Mädchen erkennt die Stimme und öffnet bereitwillig und schnell die Tür. Tatsächlich, er ist es! Also hat er doch Wort gehalten und kommt zurück! Rita wird sich freuen!

Zwei Männer betreten den Korridor. Ihren unrasierten und übermüdeten Gesichtern sieht man an, daß sie entweder die vergangene Nacht hindurch gearbeitet oder aber eine lange und beschwerliche Reise hinter sich haben. Der eine der Männer begrüßt das Mädel sehr herzlich. Er flüstert ihr irgendeinen Namen zu und stellt ihr seinen Freund vor.

„Wo ist Rita?“

„Sie muß bald von der Arbeit kommen. Sie war immer davon überzeugt, daß du wiederkommen würdest. Sie hat sich sehr über das schöne Päckchen gefreut, daß du ihr zu Neujahr geschickt hast. — Aber bitte, kommen Sie doch ins Zimmer. — Ihr kommt sicher von einer weiten Reise. Ihr seht sehr überanstrengt aus. Sicher habt ihr großen Hunger. Ich werde rasch Wasser zum Waschen warm machen, und dann wollen wir essen.“

Nach kurzer Zeit steht ein großer Topf mit Wasser auf der Kochplatte in der Küche. Inzwischen sitzen die drei im Wohnzimmer, und Henryk, der Bekannte Trautes, erzählt ihr seine Erlebnisse und Taten der vergangenen Monate.

„Als ich nach Westberlin kam, erhielt ich bei einer Montagefirma Arbeit. Ich bin doch ein guter Facharbeiter, und so geht es mir auch recht gut. Jetzt hat mich meine Firma hierher auf Montage geschickt. Ich soll bestimmte Dinge hier in Polen montieren. Eine Weile bleibe ich hier, dann fahre ich aber wieder zurück nach Westberlin."

„Henryk, Henryk! Geschwindelt hast du ja schon immer. Erzähle mir doch keine Märchen. Ich war kürzlich mit Rita bei deiner Mutter in Jägershausen, die hat uns erzählt, daß du aus Polen geflohen bist! Und du willst mir jetzt weismachen, daß du als Montagearbeiter ausgerechnet für eine Westberliner Firma hierher kommst!"

Henryk versichert, daß er wirklich die Wahrheit gesagt habe . . .

Als die Schwester Trautes, Rita Budzinski, das Zimmer betritt, spinnt er schon wieder ein neues Garn über seine Taten.

Die Mädels hören mit glänzenden Augen zu, was ihr Freund Henryk Koj alles zu erzählen weiß. Für ihre Begriffe kehrt mit ihm die weite, große Welt in ihre kleine Wohnung ein, und vor ihren Augen entsteht ein herrliches Traumbild. Sie können es kaum fassen, daß das der gleiche Henryk Koj sein soll, den Rita einmal kennenlernte, als sie noch als Kellnerin in einer Gastwirtschaft arbeitete. Er erzählt von seiner Flucht aus Polen so lebendig und unbekümmert, daß es den Mädchen eher so vorkommt, als erzähle er die Handlung eines Films und nicht seine eigenen Erlebnisse. So erfahren sie, daß er gemeinsam mit seinem Freund, der immer noch schweigend am Tische sitzt, in der Nähe von Görlitz damals die Grenze passiert hatte. Im Walde wurden sie von einem einzelnen Volkspolizisten angehalten und nach ihren Personalausweisen gefragt. Beide fielen über den Volkspolizisten her und . . . — Koj macht eine bezeichnende Handbewegung.

„Na und, was weiter?" quiekt Rita aufgeregt.

„Nichts weiter! Einen Strolch gibt es weniger auf der Welt."

Die Unterhaltung wird durch die Mutter der beiden Mädels, Elfriede Budzinski, unterbrochen. Sie will nur Bescheid sagen, daß die beiden Herren sich jetzt waschen können, das Wasser sei warm genug.

Erst beim Abendbrot hören die Mädels die Fortsetzung des Romans. Koj erzählt, daß er und sein Freund in Westberlin einer großen Schmugglerbande angehören, daß sie jetzt ein „goldenes

Leben“ führen, weil sie laufend Schmuggelware nach Polen bringen und dabei gut verdienen.

Rita und Traute schütteln ungläubig die Köpfe. Da bittet Koj mit gespielter Langeweile seinen Freund, seine Aktentasche herüberzureichen. Ohne ein weiteres Wort schüttet er den Inhalt der Aktentasche auf den Tisch. Die Mädels staunen, sie hören auf zu lachen und sind jetzt überzeugt davon, daß ihr Freund Henryk sie nicht beschwindelt hat. Vor ihnen auf dem Tisch liegen einige Dutzend Armbanduhren.

Unsicher streckt Traute ihre Hand aus und nimmt aus diesem blinkenden und blitzenden Haufen von Gold, Glas, Stahl und Leder eine Armbanduhr und legt sie um ihr Handgelenk. Staunend entziffert sie die Schweizer Fabrikmarke, bewundert die Uhr und will sie wieder auf den Haufen zurücklegen. Koj aber schiebt mit großzügiger Geste ihre Hand zurück.

„Behalt nur, Traute, sie gehört dir. Und du, Rita, such dir auch eine Uhr aus . . ., welche dir am besten gefällt! Zwei Uhren nehmt doch bitte mit und versucht, sie zu verkaufen. Ich habe nur wenig Bargeld bei mir, und Geld brauche ich dringend . . .“

Die übrigen Uhren wandern wieder in die Aktentasche. Koj nimmt aber noch nicht gleich wieder am Abendbrottisch Platz. Er holt einen sorgfältig verpackten Gegenstand hervor, und geht daran, das geheimnisvolle Ding mit einigen schnellen Handgriffen auf dem Fußboden auszubreiten.

Die Schwestern sind aufgestanden, um besser sehen zu können. Sie schauen sehr aufmerksam zu, können aber noch nicht erraten, was dieses eingefettete Ding aus Gummi sein könnte. Da zeigt Koj auf ein Ventil in der Gummifläche und erklärt ihnen, daß es sich um ein Schlauchboot handelt, mit dem beide über die Oder gekommen sind. Mit diesem Schlauchboot werden sie die Oder ein zweites Mal in anderer Richtung überqueren, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen sein wird.

Sie beenden ihre Abendmahlzeit. Dann betrachten sie zusammen noch einmal die mitgebrachten Schätze. Schließlich zeigt Koj den Mädels seine Personalpapiere, die auf den Namen Jan Linek lauten. In allen Ausweisen ist seine Fotografie eingeklebt.

„Die Papiere habe ich mir in Westberlin von meinen Schmuggelkumpanen besorgt“, gibt er den Mädels zu verstehen.

Rita wird unruhig.

„Das sind doch aber Fälschungen, das ist doch strafbar . . .“

„Aber nicht für mich“, lacht Koj.

„Wie meinst du das, nicht für dich?"

„Diese Ausweise sind auf einen Namen ausgestellt, der wirklich existiert: Jan Linek, das ist ein Bekannter von mir aus Jägershausen. Alle Daten stimmen, falsch daran ist nur mein Foto. Wenn man mir hier irgendwelche Schwierigkeiten machen sollte, haue ich eben wieder nach Westberlin ab. Na, und was kann schon dem richtigen Jan Linek passieren? Er wird für ein paar Tage eingesperrt, und es wird sich sehr schnell herausstellen, daß er mit der Fälschung nichts zu tun hat und unschuldig ist!"

„Auf alle Fälle hat er aber große Unannehmlichkeiten. Er weiß doch von der ganzen Sache gar nichts!"

„Ach, was kümmert mich das, meine Teure! Er macht sich ja um mich auch keine Sorgen, warum soll ich mir um ihn welche machen?"

Bis spät in die Nacht hinein erzählt Koj den Mädels von seinen Abenteuern und malt mit ihnen gemeinsam phantastische Pläne für die Zukunft aus.

Aber nicht nur in der Wohnung Nr. 7 der Schulstraße 21 wird das Licht erst so spät ausgelöscht.

Auch die Fenster der „Odra"-Werke in Nowa Sol an der Oder sind hell erleuchtet. Auch dort spricht man über Vergangenheit und Zukunft. Eine Gruppe von Arbeitern hat zu diesem Zeitpunkt die ersten Proben einer Verarbeitung chinesischer Rohstoffe auf polnischen Webmaschinen abgeschlossen. Nun ist ein Kollektiv, bestehend aus Arbeitern und Ingenieuren, dabei, die gewonnenen Erfahrungen auszutauschen. Mit Hilfe einer neuentwickelten Kammwalzmaschine, der sogenannten Hechelmaschine, wird eine neue Arbeitsmethode entwickelt, die dann auch in den übrigen Webereien Volkspolens angewandt werden soll. Diese Menschen, Alteingesessene und auch Umsiedler aus den verschiedensten Landesteilen Polens, lassen sich bei ihrer Arbeit von dem Gedanken leiten, daß durch ihre höhere Leistung das Leben des gesamten Landes und damit auch ihr eigenes Leben reicher und schöner wird.

Ganz andere Ziele verfolgt der Kalte Krieger des Aggressionskanzlers Adenauer, der immer noch seine Absichten verheimlicht, wie er auch über seine Vergangenheit ganz bewußt die Unwahrheit gesagt hat.

Henryk Koj diente in der Hitlerwehrmacht. Am 9. Mai 1945 kam er in Dänemark in englische Gefangenschaft. Sein Vater diente bei der Nazi-Luftwaffe im besetzten Frankreich und in Holland, später an der Ostfront. Er kehrte nicht nach Polen zurück und lebt heute in Köln.

Henryk Koj arbeitete während der ersten Nachkriegsjahre in einem Sägewerk. Dort wurde er wegen Diebstahls entlassen. Anschließend war er in den Staatlichen Baumwollspinnereien in Prudnik (Neustadt O. S.) als Weber beschäftigt. Von dort aus ging er nach Bielsko (Bielitz) und arbeitete in einem Ausbesserungswerk als Schlosser.

Gemeinsam mit seinem alten Kumpan Alfred Pietruszka — es ist derselbe, mit dem er sich jetzt bei den Schwestern Budzinski befindet — stahl er in der Möbelfabrik von Jasienica (Heinzendorf), wo er kurze Zeit beschäftigt war, verschiedene Gegenstände. Der Direktor dieses Betriebes gab beiden die Anweisung, sich wegen ihrer Diebstähle bei der Volksmiliz selbst zu stellen. Sie aber machten stattdessen den Abteilungsleiter eines volkseigenen Bauunternehmens aus Bielsko (Bielitz) betrunken und entlockten ihm einen Arbeitsauftrag nach außerhalb, den er in seiner Trunkenheit auch ausstellte. Schnell packten die beiden ihre Sachen und fuhren nach Lowkowice (Jägershausen) im Bezirk Opole (Oppeln). Aus dem nahegelegenen Gogolin fuhren sie mit der Bahn nach Wroclaw (Breslau), und in den letzten Septembertagen 1952 gelang es ihnen, bei Görlitz über die Grenze in die DDR zu entkommen. Hier auf dem Territorium der Deutschen Demokratischen Republik versteckten sie sich tagsüber in Strohschobern, nachts marschierten sie durch abgelegene Gebiete weiter. In einem Walde wurden sie von einem Volkspolizisten angehalten, dem die beiden verdächtig erschienen. Einen Augenblick der Unachtsamkeit nutzten die beiden Verbrecher aus, um sich auf den Volkspolizisten zu stürzen. Nach einem kurzen Handgemenge blieb der Volkspolizist reglos am Boden liegen. Am 6. Oktober trafen beide in Westberlin ein. Sie wurden in ein Flüchtlingslager geschickt, doch beschäftigten sich sehr schnell die verschiedensten Spionagedienste der westlichen Besatzungsmächte mit ihnen.

ZWISCHEN „CARMEN“ UND DEM „ELDORADO“

Den Anfang machten die Amerikaner in der CIC-Dienststelle, die unter dem Decknamen US Refugee and Screening Placement Service in der Manteuffelstraße 31 haust. Diese Spionagedienststelle ist auf das Sammeln von Nachrichten aus den Ländern des sozialistischen Lagers spezialisiert. Gleichzeitig gehört zu ihrem Aufgabenbereich, neue Agenten für die Spionagearbeit aus den Reihen der kriminellen Elemente, die in den verschiedensten Flüchtlingslagern Westberlins untergebracht sind, anzuwerben.

Diese Dienststelle wurde von einem gewissen Joseph Kirschbaum, Leutnant des amerikanischen Militärspionagedienstes, geleitet. Kirschbaum versuchte, seinen Lebensstandard auf eine ziemlich einfache Weise zu heben. Er tauschte das ausländische Geld, das die Geflohenen aus ihren Ländern mitbrachten, gegen Westmark ein. Dabei verbuchte er bedeutend höhere Umtauschquoten, als er tatsächlich auszahlte. Die Menge der Valuten, die er verbucht hatte, floß in die Kasse des Spionagedienstes und wurde jeweils an Agenten ausgehändigt, die „auf Arbeit" gingen. Der „Gewinn" aus dieser Transaktion floß in Kirschbaums Taschen. Diesen nicht unerheblichen „Verdienst" verbrauchte Kirschbaum unter anderem mit einer im Büro in der Manteuffelstraße beschäftigten Stenotypistin, die in der Männerwelt unter dem Namen „Carmen" bekannt war. Ihre Ansichten von der Liebe stehen in einem gewissen Gegensatz zu denen ihrer Namensvetterin aus Bizets Oper. Sie huldigt dem Grundsatz, mit einem Mann „nicht anzufangen", bevor er ihr nicht wenigstens einen Brillantring geschenkt hat. Kirschbaum hatte auch noch andere Interessen und damit verbundene Ausgaben; davon zeugen seine häufigen Besuche in den Nachtlokalen mit „Herrenbedienung", zum Beispiel im „Eldorado" in der Martin-Luther-Straße in Berlin-Schöneberg.

In der Dienststelle des USA-Spionagedienstes müssen die Flüchtlinge aus Polen auf einem vierzig Seiten umfassenden Formular viele Fragen beantworten. Unter anderem: Weshalb sind Sie aus Polen geflohen? Welchen Weg benutzten Sie? Wer unterstützte Ihre Flucht? Mit welchen polnischen Ausweisen sind Sie geflüchtet? Von wem wurden diese Ausweise ausgestellt? (Alle Ausweispapiere werden selbstverständlich abgenommen. Sie dienen zur Anfertigung falscher Personalausweise für die Agenten, die von Westberlin nach Polen geschickt werden.) Weitere Fragen sind: Wo haben Sie unterwegs Militäreinheiten gesehen und welche? Wie ist der Zustand der Kasernen? Können Sie Namen von Offizieren nennen? Können Sie die Uniformen und die Ausrüstungen beschreiben? Welche Jahrgänge dienen zur Zeit in der Armee? Wer von Ihren Verwandten und Bekannten dient zur Zeit in der Armee? Wie sind die Preise für Lebensmittel in Polen? Wie sind die Verdienstmöglichkeiten? Wie ist das Verhältnis der Polen zu den USA? Gibt es noch Verhältnisse, die an die Kriegszeit erinnern? Haben Sie Militärtransporte gesehen, die aus der UdSSR in Richtung Deutsche Demokratische Republik fuhren?

Alle Fragen sind wohlüberlegt und nach einem bestimmten System aufgebaut. Beispielsweise auch die Fragen, die die Volkswirtschaft betreffen.

Das Formular schließt mit folgenden Fragen: Welche von den unten angeführten Industriebetrieben sind Ihnen bekannt: a) Betriebe der Metallindustrie; b) chemische Betriebe; c) Textilbetriebe; d) Betriebe der Lebensmittelindustrie? Beschreiben Sie genau die Lage der Betriebe und ihren Standort, die Produktionskapazität, die Zahl der Beschäftigten, die Zahl des technischen Personals. Charakterisieren Sie die leitenden Angestellten des Betriebes, ihre besonderen Neigungen, persönlichen Interessen, ihre moralischen und politischen Schwächen usw. Wie setzt sich die Leitung des Betriebes zusammen? Wie ist der Aufbau der Betriebsparteiorganisation der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei im Betrieb?

Die Amerikaner holten aus Koj und Pietruszka heraus, was sich nur herausholen ließ. Anschließend wurden sie an die „ärmeren Verwandten" weitergeleitet. Zuerst ging es zur Dienststelle des britischen Geheimdienstes am Karolinger Platz. Dort wurden beide zur Abwechslung mal nicht verhört, sondern mußten die ihnen gestellten Fragen schriftlich beantworten. Als die Briten erfahren hatten, was sie wissen wollten, verständigte der „höfliche Beamte" einen französischen „Journalisten", der die beiden Flüchtlinge mit einem Auto abholen sollte. Tatsächlich erschien auch kurze Zeit darauf ein französischer Journalist — als solcher bezeichnete er sich jedenfalls —, der sie in seine „Privatwohnung" brachte. Bei einer Flasche Kognak, in gemütlicher Stimmung, holte er aus den beiden heraus, was ihm wissenswert erschien.

Die drei westlichen Spionagedienste verkaufen untereinander diese „authentischen Tatsachenberichte aus Polen". In der Regel stammen solche Nachrichten von ein und derselben Person und decken sich somit inhaltlich genau. Deshalb sind die Herrschaften auch überzeugt, daß die von ihnen gekauften Nachrichten — stimmen.

EIN RUNDES DUTZEND

Kommen wir nunmehr auf Koj und Pietruszka zurück. Wir wissen bereits, daß die Mitarbeiter der Geheimdienste in Westberlin die Geflohenen nicht nur verhören, um Nachrichten zu sammeln, sondern auch, um neue Agenten für die Spionagearbeit zu gewinnen. Wenn sie sich bei einer Vernehmung davon überzeugen, daß der Betreffende sich nicht zur Spionagearbeit eignet, geben sie ihm einige Westmark und schicken ihn ins Flüchtlingslager zurück. Manchmal kaufen sie

ihm auch Kleidungsstücke ab, um damit Spione einzukleiden, die nach Polen fahren sollen.

Koj und Pietruszka, zwei kräftige junge Männer, die sich bereits durch die Ermordung eines Volkspolizisten auf dem Gebiet der DDR „ausgezeichnet“ haben, erhalten Angebote von amerikanischer, englischer und französischer Seite. Sie selbst verspüren absolut keine Lust, wieder nach Polen zurückzukehren. Entschlossen lehnen sie daher diese Angebote ab. Es klingt kaum glaubhaft, aber tatsächlich versuchte man zwölfmal, sie für die Spionagearbeit zu gewinnen! Zweimal sprachen die Amerikaner mit ihnen, um sie als Spione im Dienste des Dollars anzuwerben; Engländer und Franzosen versuchten es je einmal. Die Mitarbeiter der Gehlen-Organisation sprachen mit ihnen in einer Weise, die an die alten Gestapo-Methoden erinnerte. Sie verzichteten auf jegliches Zeremoniell und machten ihnen achtmal verlockende Angebote.

Nachdem sie sich mehrere Wochen im Flüchtlingslager Alt-Moabit aufgehalten hatten, wurden Koj und Pietruszka am 4. November 1952 in einem amerikanischen Flugzeug von Westberlin nach Westdeutschland gebracht. Dort arbeiteten sie als Gelegenheitsarbeiter beim Bau von Flugplätzen oder anderen militärischen Objekten. Die Gehlen-Organisation ließ sie während dieser Zeit nicht aus den Augen.

Die „Seelenfänger“ dieser Organisation werden „pro Kopf“ bezahlt. Dabei erhalten sie für einen Agenten, der bereit ist, nach Polen zu fahren, weit mehr, als für einen Agenten, der für andere Länder vorgesehen ist. Die Organisation ist aus naheliegenden Gründen daran interessiert, daß gerade in Volkspolen möglichst viele Agenten tätig sind. Sie hatte also durchaus kein Interesse daran, daß Koj und Pietruszka eine ständige Arbeit erhielten, denn dann wären die Chancen, sie doch noch für die Spionagearbeit zu gewinnen, sehr gesunken. Besonders der uns bereits bekannte Herr Kaiser gab sich alle erdenkliche Mühe, den beiden Geflohenen das Leben in Westdeutschland so schwer wie möglich zu machen. Damit setzte er die beiden unter Druck, um sie für die Interessen der Organisation Gehlen gefügig zu machen. Er fuhr seinen „Schützlingen“ ständig nach und bemühte sich überall, die jeweiligen Unternehmer zu bewegen, Koj und Pietruszka zu entlassen.

Endlich, Mitte März 1953, waren die beiden Polen so weich geworden, daß sie sich zur Mitarbeit in der Gehlen-Organisation bereit erklärten. Das war der Anfang vom Ende . . . Hätten sich Koj und Pietruszka damals noch besonnen und sich den polnischen Behörden gestellt, würden sie noch einmal Gelegenheit bekommen haben, auf

den Weg ehrlicher Arbeit zurückzukehren. Sie fielen jedoch auf die Versprechungen der Organisation Gehlen herein, die ihren Agenten weismacht, daß sie volle Sicherheit und Unterstützung in Polen genießen würden. So begannen sie ihr verbrecherisches „Studium" auf den Spionageschulen in Bayern.

BLONDINEN, BRÜNETTE ODER TIZIANROTE?

Der Gehlen-Organisation ist jedes Mittel recht, um Agenten für die Spionagearbeit in Polen zu werben. So wußte man zum Beispiel, daß der in Polen lebende Bruder des Agenten Ewald Misera nicht länger ein einsames Leben als Junggeselle führen wollte und sich mit dem Gedanken beschäftigte, zu heiraten. Die Vorgesetzten Miseras in der Organisation beschlossen daraufhin, eine Agentin nach Polen einzuschmuggeln, die den Bruder des Agenten heiraten sollte. Die Mitarbeiter der Gehlen-Organisation versprachen sich davon sehr viel. Die Agentin würde durch diese Heirat Polin werden und könnte sich — ohne gefälschte Personalpapiere benutzen zu müssen — frei und ganz legal in Polen bewegen. Dieser Schritt hätte den Aufbau eines Spionagenetzes wesentlich erleichtern können. Doch es war offensichtlich nicht so einfach, den richtigen Geschmack des Bruders herauszufinden. Welche Frauen mochte er bevorzugen? Blondinen, Brünette oder Tizianrote?

Indes erlaubte sich der Bruder Miseras die ungeheuerliche Rücksichtslosigkeit, in den Ehestand zu treten, ohne die Hilfe des Ehevermittlungsbüros „Reinhard Gehlen GmbH" in Anspruch zu nehmen! Pech gehabt, meinte der Chef Miseras in Westberlin, Herr Dahlmann, als die Hiobsbotschaft von der Heirat des Bruders nach Westberlin gekommen war! Nebenbeigesagt, eine andere Verspätung hatte für Ewald Misera ernstere Folgen.

Es war abgesprochen worden, daß der Spion Misera durch eine Postkarte vor dem Zugriff der Sicherheitsorgane der Deutschen Demokratischen Republik gewarnt werden sollte, falls diese Verdacht schöpfen würden. Die Karte sollte die harmlose Anfrage enthalten: „Kannst du mir zwei Karten für den Friedrichstadtpalast besorgen?". Die Organisation Gehlen hielt tatsächlich Wort. Eine Postkarte mit dem besagten Inhalt erreichte die Adresse des Misera — allerdings für ihn zu spät, denn er saß bereits hinter Schloß und Riegel.

Der Mythos von der Sicherheit der Agenten Gehlens, der von dieser Organisation künstlich gezüchtet und sorgsam genährt wird,

Własnoręczny podpis posiadacza książeczki

Nazwisko, imię, imię ojca

Prawdziwość podpisu stwierdzam

Przestrzegaj przepisów i chroń książeczkę wojskową.

I. EWIDENCJA WOJSKOWA

1.	Data urodzenia	2 stycznia 1927
2.	Kategoria wojskowa	pierwsza
3.	Rodzaj broni	
4.	Podof. szereg.	
5.	Nr. specjaln wojskowej	30
6.	Nazwa spec. wojskowej	
7.	Funkcja wojskowa	
8.	Stopień wojskowy	

„Diese Ausweise sind auf einen Namen ausgestellt, der wirklich existiert: Jan Linek, das ist ein Bekannter von mir aus Jägershausen. Alle Daten stimmen, falsch daran ist nur mein Foto."

Nazwisko L I N E K

Imię Jan

Data urodzenia 2.1.1927.

Zajm. stanowisko Kontroler

Miejsce zamiesz. Puszczykowo

ul. Szopena nr. 16

Wyżej wymieniony jest zatrudniony w Z. O. P. G. R. Poznan - Wschod

w Dziale Kontroli

Legitimacja ważna do dn. 19

m. p. Nacz. Personalny

Poznań 31. 12. 1952.

(Własnoręczny podpis)

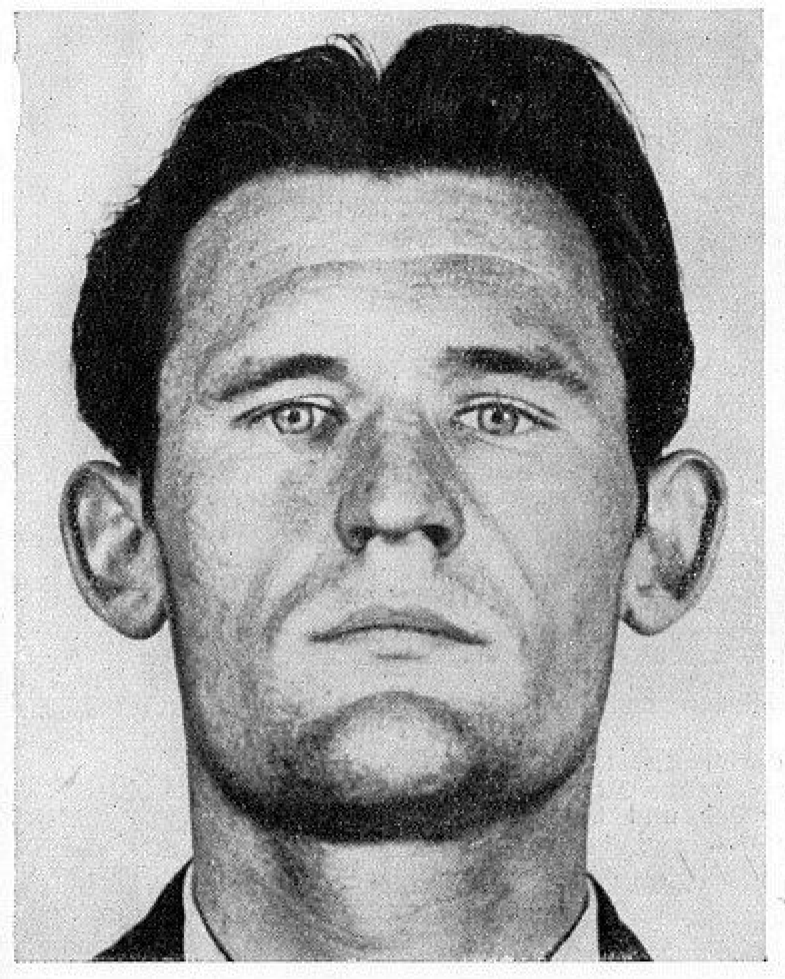
Ważność legitymacji przedłuża się do dnia 19

m. p. Nacz. Personalny



Elfriede Budzinski, die Mutter von Rita und Traute, in deren Wohnung in Nowa Sol die beiden Agenten des Generals Gehlen ihren „Kontrollpunkt" eingerichtet hatten.

Am 6. Oktober trafen beide in Westberlin ein. Sie wurden in **ein Flüchtlingslager** geschickt, doch beschäftigten sich sehr schnell die verschiedensten Spionagedienste der westlichen Besatzungsmächte mit ihnen.



Doppelt unterstrichen wurde in einer Charakteristik dieser Satz: „. . . nach seiner Militärzeit bei der polnischen Luftwaffe kehrte mein Bruder nach Hause zurück . . .“ Wieder eine Randbemerkung: „Es empfiehlt sich, die Papiere für **Norbert Koj,** den Bruder von Henryk Koj, fertigzumachen . . .“

Im Rahmen dieser Übungen zeigte Herr Bauer seinen Schülern auch, wie die Spezialkerzen für die Geheimschrift und die C1-Tabletten, in Spiritus aufgelöst, zur Zubereitung von Geheimtinte verwandt werden. (Dieses Präparat C1 hat nichts mit dem Vitamin C zu tun, denn es dient dem Tode und nicht dem Leben.) [Diese **Chemikalien** wurden bei Alfred Pietruszka gefunden.]

Drei Tage später fuhren beide durch die Deutsche Demokratische Republik bis zur Staatsgrenze. Mit einem Schlauchboot überquerten sie die Oder und betraten polnisches Hoheitsgebiet.

So stellt sich die amerikanische Monatszeitschrift CORONET das Übersetzen von Spionen vor.

wood. Then a cloud of dust heralds the approach of a Soviet column. Quickly they note its size and equipment, and flash the news to anti-communist organizations. All the sentries, searchlights, and barbed wire that make up the Iron Curtain cannot halt this flow of vital information from the East.

verblaßt von Tag zu Tag. Die polnischen Sicherheitsorgane und die Organe des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik liquidierten inzwischen eine ansehnliche Zahl von Gehlen-Agenten und stellten in zahlreichen Fällen auch die Spionageausrüstungen der Verbrecher sicher. Immer mehr Agenten kommen zu der Einsicht, daß es gerade so gut ist, einen Aal am Schwanze festhalten zu wollen, als sich auf die Versprechungen Gehlens zu verlassen. Ein Ausweg bleibt den Agenten allerdings immer — der Selbstmord. Soviel ist sicher, denkt der ehemalige Hitler-General Gehlen, ein toter Mensch schweigt. Diese Sorge um den Menschen konnten die polnischen Sicherheitsorgane in mehreren Fällen feststellen. Es stellte sich heraus, daß viele festgenommene „Ostlandreiter" des „Kanzlers der Aggression" Giftampullen an ihrem Körper sorgfältig versteckt trugen. Diese Ampullen enthielten eine Giftdosis, die dazu bestimmt war, den gefahrlos in Bayern sitzenden Chefs der Gehlen-Organisation die Diskretion und Verschwiegenheit ihrer Agenten zu sichern. Doch die meisten Agenten machten bei der Festnahme keinen Gebrauch von diesem „Sicherheitsmittel". Sie wollten lieber leben und reden als für immer schweigen ...

Ein anderer Agent, Christoph Komorek, wurde durch einen „Seelenfänger" der Gehlen-Organisation, einen gewissen Gabriel, in Berlin-Neukölln im amerikanischen Sektor für die Spionagearbeit geworben. Das geschah in der Gastwirtschaft „Zum Weißen Rössl".

Komorek war dazu ausersehen, Oderschiffer für die Spionagearbeit gegen Volkspolen zu gewinnen. Die Schiffer sollten, wie sich der General Gehlen das so dachte, die Agenten nach Polen hineinschleusen. Diese „Schleuse" ist futsch, Komorek aber — der sitzt.

GEHLEN — GEHLEN ÜBER ALLES

Für Koj und Pietruszka begann das „Studium" am 23. März und endete am 19. Juli 1953. Insgesamt besuchten sie 118 Tage lang die Spionageschulen in Ulm und in Herrsching, wo sie unter den achtsamen Augen des Herrn Kaiser und seiner Spießgesellen für die Spionagearbeit in Volkspolen spezialisiert wurden. Die Schulung der Agenten verlief nicht ohne Zwischenfälle. Anfang Juni 1953 wurden die Ausbilder nach Westberlin abkommandiert, um die berüchtigte Provokation vom 17. Juni — des Tages X — vorzubereiten.

Die uns bereits bekannten „Pädagogen" trafen sich mit Koj und Pietruszka erst in Ulm im Hotel „Roter Löwe" und später in der Woh-

nung der Maria Jäger in Ulm, Bayernstraße 2, danach in Herrsching am Ammersee, anfangs im Bahnhofshotel, später bei Hans Haas in der Mühlfeldstraße 48 und bei Toni Resch in der Schmidtschneiderstraße Nr. 16.

Den „Lehrstuhl" für Geheimschrift übernahm Herr Bauer. Jeden seiner Vorträge verband er, wie es auch im Chemieunterricht üblich ist, mit praktischen Übungen, um die Teilnehmer des Kurses von der Unbesiegbarkeit des Gehlen-Spionagedienstes zu überzeugen.

Im Rahmen dieser Übungen zeigte Herr Bauer seinen Schülern auch, wie die Spezialkerzen für die Geheimschrift und die C^1-Tabletten, in Spiritus aufgelöst, zur Zubereitung von Geheimtinte verwandt werden. (Dieses Präparat C^1 hat nichts mit dem Vitamin C zu tun, denn es dient dem Tode und nicht dem Leben.)

Herr Bauer enthüllte vor seinen getreuen Schülern das Geheimnis, wie man Geheimschrift sichtbar macht. Er sprach davon, daß die Polen keine Ahnung davon hätten, wie man das mache. Damit sich Herr Bauer in Zukunft nicht weiterhin in solchen Illusionen wiegt, wollen wir hier seine geheimnisvolle Rezeptur, die bereits seit Urgroßmutters Zeiten bekannt ist, preisgeben. Um die von der Gehlen-Organisation verwandte Geheimtinte sichtbar zu machen, nimmt man die C^4-Tablette (die chemische Zusammensetzung ist allerorts bekannt) und löst sie in lauwarmem Wasser auf; es entsteht so eine grüne Flüssigkeit, mit der das beschriebene Papier angefeuchtet wird. Dabei wird die bisher nicht erkennbare Schrift in roten Buchstaben sichtbar.

Herr Jansen hält Vorträge über einen anderen Gegenstand: er lehrt die Technik, wie man Informationen über Flugplätze sammelt, sowie die Kunst, die verschiedenen Flugzeugtypen zu unterscheiden. Während des vergangenen Weltkrieges flog er selbst eine „Heinkel 111" (er nahm an der Bombardierung von Coventry teil). Jedem, der es hören wollte, erzählte er, sein Traum wäre es, einen „anständigen Bombenflug" nach Frankreich zu machen, weil die Franzosen wieder reichlich widerspenstig seien. Herr Jansen vergaß jedoch nicht die Niederlagen, die der deutschen Luftwaffe von der sowjetischen bereitet wurden. Ehrlich betrübt über diese Niederlagen, sagte er zu Koj und Pietruszka, er hielte den sowjetischen Jäger „MIG" für die schnellste und beste Maschine der Welt.

Herr Kaiser hielt Vorträge über die Grundsätze bei der Anwerbung neuer Agenten sowie der Organisierung von Spionage-Stützpunkten, der Sammlung von Militärinformationen. Besondere Auf-

merksamkeit schenkte er der Durchführung von politischer und Wirtschaftsspionage.

Er brachte seinen Schülern auch bei, wie sie sich im Kampf gegen die polnischen Sicherheitsorgane zu verhalten hätten. Seine guten Ratschläge haben seinen gelehrigen Schülern nicht viel genützt.

DAS SPIONAGE-SAVOIR-VIVRE

Kaiser empfahl seinen Schülern immer wieder nachdrücklich, sich seine Verhaltungsmaßregeln besonders gut einzuprägen, damit sie bei ihrer Arbeit eine größere Sicherheit erlangten.

Hier sind einige seiner (nicht immer guten) Ratschläge:

. . . vergewissere dich ständig, ob dich jemand beobachtet. Lenke aber nicht die Aufmerksamkeit auf dich, indem du dich fortwährend umdrehst. Tu so, als ob du dir die Schaufensterauslagen ansiehst oder als ob du dich nach einer vorbeigehenden schönen Frau umsiehst . . .

. . . bemühe dich, auf dem schnellsten Wege eine sichere Unterkunft zu finden, du weißt dann stets, wer nach dir gefragt hat. Solltest du Verdacht schöpfen, daß dir die polnischen Behörden auf der Spur sind, dann verstecke dich in einem neuen Unterschlupf und laß eine Weile nichts von dir hören. Du wirst dann bestimmt in Vergessenheit geraten . . .

. . . . sucht euch beide ein Lokal, in dem ihr euch regelmäßig trefft. Kommt einer von euch beiden nicht zum verabredeten Treff, dann heißt das, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist . . .

Bereits zu Beginn ihrer Spionagestudien legten Koj und Pietruszka ausführliche Listen mit den Namen ihrer Familienmitglieder und Bekannten an; diesen Namen fügten sie noch Charakteristiken bei, wenn sie glaubten, daß sich die Betreffenden für eine Mitarbeit in der Spionageorganisation eigneten und dazu auch bereit wären. Diese Listen werden von den Gehlenschen Fachleuten sehr genau ausgewertet. Wäre es uns möglich gewesen, ihnen bei dieser Arbeit über die Schulter zu sehen, hätten wir beobachten können, wie sie bestimmte Stellen in den Charakteristiken mit Rotstift unterstrichen, so zum Beispiel: „ein ehemaliges Hotelzimmermädchen, jagt nach Männern und Geld“, oder „für seine Zuverlässigkeit bürge ich, nicht umsonst diente er bei der Division der ‚Grüne Teufel‘. In der Charakteristik eines Ehepaares wurden folgende wenig lobenswerte Eigenschaften unterstrichen: „naiv, dumm, habgierig — er ist sehr

ängstlich". Bei einem Frauennamen hatte der die Listen auswertende Spionage-Fachmann die Bemerkung „verlobt" fett unterstrichen und folgende Randbemerkung gemacht: „Feststellen, ob er mit dem Mädchen bereits geschlafen hat!" Ein anderer Mitarbeiter führte diese Anweisung aus, denn in einer anderen Handschrift standen die Worte darunter: „Er hat!"

Doppelt unterstrichen wurde in einer Charakteristik dieser Satz: „. . . nach seiner Militärzeit bei der polnischen Luftwaffe kehrte mein Bruder nach Hause zurück . . ." Wieder eine Randbemerkung: „Es empfiehlt sich, die Papiere für Norbert Koj, den Bruder von Henryk Koj, fertigzumachen. Er soll nach Westberlin gebracht werden, wo er gründlich von unseren Fachleuten zu verhören ist. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß Norbert Koj die neuesten Düsenjäger der polnischen Luftwaffe bedient hat."

Bei manchen Namen tauchten auch Pseudonyme auf. Diese Leute, die in Polen leben und nichtsahnend ihrer Arbeit nachgehen, werden in Bayern von den Gestapo-„Helden" bereits als Kandidaten für die Spionagearbeit im Dienste des Generals Gehlen aufgestellt. Es war selbst für die Spezialisten Gehlens keine leichte Arbeit, diese Kandidatenliste aufzustellen. Nach den Charakteristiken suchten sie die Leute aus, die ein asoziales Leben führen: notorische Taugenichtse und Trinker, arbeitsscheue Elemente, die ein leichtes Leben ohne Arbeit führen wollen.

Es ist selten, daß ein Agent auf eigene Faust wirbt. Er verläßt sich in der Regel auf die Anweisungen seiner Chefs. Die Namen der Menschen, die die Aufmerksamkeit der Adenauerschen Spionage-Fachleute erregt haben, werden auf einer besonderen Liste erfaßt. Diese Liste wandert zunächst in die polnische Abteilung der Gehlen-Zentrale, die im Rathaus von Augsburg unter der Bezeichnung „Hauptverwaltung für Fernaufklärung" arbeitet. Dort wird die Liste bestätigt und anschließend an die Filiale für „Tiefe und Forschung" nach Westberlin geschickt.

Jetzt galt es, Koj und Pietruszka nach Polen zu bringen. Sie erhielten den Auftrag, aus den Leuten, die man ihnen genannt hatte, das Spionagenetz zu spinnen. Dieser Auftrag sollte im Rahmen der „Aktion Pfiffikus" erledigt werden.

Am 19. Juli 1953 kehrten Koj und Pietruszka von Bayern nach Westberlin zurück. Sie wurden in einem amerikanischen Militärflugzeug transportiert.

Drei Tage später fuhren beide durch die Deutsche Demokratische Republik bis zur Staatsgrenze. Mit einem Schlauchboot überquerten sie die Oder und betraten polnisches Hoheitsgebiet.

DER „TOTE BRIEFKASTEN" UND DIE LEBENDIGEN MENSCHEN

Sehr schön angelegt und wunderbar gepflegt ist der Friedhof in Stare Gliwice (Alt-Gleiwitz).

Die Stille dieser Stätte wird nur durch das Rauschen der Bäume und durch den Gesang der Vögel unterbrochen. An einem Nachmittag im August 1953 knarrte das alte, verrostete Tor des Friedhofs in seinen Angeln. Ein Trauerzug betrat den Friedhof, um einen lieben Angehörigen zur letzten Ruhe zu betten.

Voran ging gemessenen Schrittes der Pfarrer. Hinter ihm trug man den Sarg. Dann folgten die Angehörigen und Bekannten des Verstorbenen. Das Weinen der Witwe und der beiden kleinen Kinder, die in stillem Gedenken verharrende Trauergemeinde störten einen jungen Mann, der sich kurz vor dem Eingang zum Friedhof den Trauernden angeschlossen hatte, offensichtlich nicht. Er hatte niemanden in der Gesellschaft begrüßt, er bemühte sich auch nicht darum, dem Sarg eine Handvoll Erde in die Gruft nachzuwerfen. Er blieb stets im Hintergrund, und daher bemerkte auch niemand, daß er die Grabstelle vorzeitig verließ und den Hauptweg des Friedhofs entlangging. Er bog links vom Hauptwege ab und blieb an einem alten Grabmal stehen, wo er sich unauffällig umsah.

Dann ging er weiter. Einige Minuten später stand er vor einer alten, schönen Holzkirche. Es ist üblich, in dieser Kirche nur am Totensonntag einen Gottesdienst abzuhalten. Der junge Mann ging einige Male um die Kirche herum, als wollte er die Schönheit des alten Bauwerkes bewundern. Dann sah er sich noch einmal nach allen Seiten um. Als er sicher war, daß ihn niemand beobachtete, kniete er neben der Treppe zum Glockenturm nieder. Schauen wir gut zu, was der junge Mann dort macht. Das ist doch unser alter Bekannter, Alfred Pietruszka! Was sucht denn der hier auf dem einsamen alten Friedhof von Stare Gliwice?

Erinnern wir uns der Zeit, da Alfred Pietruszka gemeinsam mit Henryk Koj das Spionagehandwerk erlernte. In seiner Abschlußprüfung bekam Alfred Pietruszka die Aufgabe, einen geeigneten Platz zum Anlegen eines „toten Briefkastens" zu finden.

Henryk Koj, dem die gleiche Aufgabe gestellt worden war, wählte einen Platz im Geländer einer Freitreppe, die zur Donau führt. Sehr viele Menschen passieren täglich diese Treppe, die Stelle ist trocken, das heißt, die dort hinterlegten Mitteilungen werden bei Regenwetter nicht naß.

Alfred Pietruszka zeigte sich noch talentierter und geschickter. Er wählte einen Platz unter einer zersprungenen Grabplatte auf einem einsamen Friedhof.

Herr Kaiser, der „Professor der Spionagekunst“, lobte den guten Einfall seines Schülers Pietruszka: „Sehr gut gemacht, Pietruszka! Der Einfall ist wirklich gut! Diese Ruhestätten werden in Polen sehr geachtet, und keinem Menschen würde es einfallen, daß im Sockel einer heiligen Figur oder unter einer Grabplatte Dinge verborgen sein könnten, die noch das Irdische betreffen.“

WER BEZAHLT DAS?

Beide Agenten sind nun in Polen und sollen beweisen, daß sie nicht umsonst so gründlich für ihre „Arbeit“ ausgebildet worden sind. Wladyslaw Piecha (Alfred Pietruszka) und Jan Linek (Henryk Koj) sind nicht nackt und bloß nach Polen gekommen. Sie hatten 102 Uhren, 500 Mark der Deutschen Notenbank, 580 Zloty, genügend Vorräte an Chemikalien für die Anfertigung von Geheimtinte, zwei Pistolen und die dazugehörige Munition.

Außerdem trug Koj noch falsche Personalpapiere auf den Namen Jozef Kostka bei sich, die seinem Bruder bei der Flucht nach Westberlin dienen sollten.

Der Wert der beiden Agenten wurde von den Spionagechefs auf eine Million Zloty geschätzt.

Die amerikanischen Steuerzahler, die jährlich viele Millionen Dollar für die Spionageorganisation des Generals Gehlen aufbringen müssen, sollten zur Kenntnis nehmen (es wäre gut, wenn sie sich das einmal gründlich überlegten), daß ein erheblicher Teil dieses „Anlagekapitals“ dem polnischen Staatshaushalt in Form des Erlöses aus Gegenständen zufließt, die bei verhafteten Spionen beschlagnahmt werden. Im Jahre 1954 waren die Einnahmen so hoch, daß sie entscheidend dazu beitrugen, den Zweig des polnischen Sicherheitsapparates zu finanzieren, der im Kampf gegen die Gehlen-Agenten eingesetzt war.

Doch zurück zu den „toten Briefkästen“. Pietruszka hatte einen solchen Briefkasten auf dem Friedhof von Stare Gliwice (Alt-Gleiwitz) angelegt. Hier sollten Berichte eines Agenten, mit Spezialkerzen auf ein Stückchen Leinwand geschrieben, niedergelegt werden.

Ein weiterer „toter Briefkasten“ befand sich unweit dieser Stelle.

Unsere Leser in Slask (Schlesien) können sich diese Stelle noch heute ansehen. Der Berichterstatter, der den Spuren der Agenten folgte, fand diesen „toten Briefkasten" noch im Herbst 1954 in bester Ordnung vor. Ja, er fand sogar noch einige Überreste von Wachspapier, das die Berichte vor Nässe schützen sollte.

Geht man vom Friedhof die Chaussee von Stare Gliwice nach Ujazd (Bischofstal) entlang, so befand sich der zweite Briefkasten linker Hand unter dem dritten Chausseestein nach dem Wegweiser.

Es war gut, daß die Spionageberichte, die ein in Polen angeworbener Gehlen-Agent dort hinterlegt hatte, nicht in die Hände des Alfred Pietruszka gelangten, für den sie bestimmt waren. Die Berichte gerieten wohlbehalten in die Hände der Mitarbeiter der polnischen Sicherheitsorgane.

In dem gefundenen Päckchen befanden sich Proben aus einem neuen chemischen Werk in Gorny Slask (Oberschlesien), für die sich besonders die Fachleute für polnische Angelegenheiten im Spionageapparat des Generals Gehlen interessiert hätten.

Ein „toter Briefkasten" hat sehr wenig Wert, wenn es zu seiner Bedienung an Menschen mangelt.

Deshalb hatte Kaiser seinen Schülern auch aufgetragen, bestimmte Leute zur Mitarbeit zu gewinnen. Für einige von ihnen waren bereits Pseudonyme festgelegt worden. Diese Menschen, die auf die Listen des Generals Gehlen geraten waren, ahnten davon nicht das geringste.

Einer von ihnen war Herbert Wyrwich. Wyrwich hatte erst kürzlich seine Militärzeit beendet. Zur gleichen Zeit, als er in harter Arbeit auf den elterlichen Feldern beim Einbringen der Ernte half, wurde dem Henryk Koj im Zimmer 3 des Hotels „Oberhof" in Berlin der Auftrag erteilt, Herbert Wyrwich als Spion anzuwerben. Wyrwich sollte das Pseudonym „Wirt" erhalten.

Jetzt beginnt der nächste Akt des Dramas: der Kampf um die Menschen. Die beiden aus Westdeutschland eingeschmuggelten Agenten müssen die ihnen zur Verfügung gestellten Listen auswerten. Sie müssen ausfindig machen, ob General Gehlen mit den benannten Personen in Polen rechnen kann oder nicht, so unter anderem auch mit Herbert Wyrwich.

Die beiden Agenten kommen überein, daß ihr „Kontrollpunkt" die Wohnung der Geschwister Budzinski in Nowa Sol sein solle. So gut es ihnen nun auch in der gemütlichen Wohnung von Traute und Rita gefällt, sie haben ihre Aufträge auszuführen und können nicht mit leeren Händen nach Westberlin zurückkehren. Nach einem herzlichen

Abschied von den reichbeschenkten Schwestern Budzinski fahren beide zu den Eltern Kojs, in die Wojewodschaft Opole. Dort weiht Henryk seinen Bruder Norbert in alle Einzelheiten ein und bringt ihm bei, wie er mit der Geheimtinte umgehen muß. Gleichzeitig erkundigt er sich nach Herbert Wyrwich und nach Elsbeth Stoklosa. Elsbeth hatte bereits ohne ihr Wissen das Pseudonym „Sabine" erhalten.

Der kurze Aufenthalt bei seinen Eltern überzeugt Koj davon, daß alles in bester Ordnung ist und sich bisher noch kein Mensch nach ihm erkundigt hat.

DIE TÜR WAR VERSCHLOSSEN — UND . . .

Im Morgengrauen des 29. Juli verabschieden sich die beiden Spione voneinander. Sie befinden sich in der Nähe der Eisenbahnstation Prudnik (Neustadt).

„Also dann, Alfred, Hals und Beinbruch! Halte dich tapfer, alter Junge!"

„Auf Wiedersehen, Henryk! Und vergiß nicht, am 7. August treffen wir uns wieder bei den Geschwistern Budzinski in Neusalz."

„Ich werde schon da sein. Geh aber du auch nicht früher hin und versuche ja nicht, dich an mein Mädchen heranzumachen!"

„Keine Angst, in Polen gibt es genug Mädchen, die reichen für mich. Also, dann mach's gut . . ."

Koj geht schnellen Schrittes durch die Stadt. Nach kaum einer halben Stunde hat er schon die Mauern des alten Städtchens hinter sich gelassen. Er überschreitet eine hölzerne Brücke und befindet sich in einer schönen Gegend. Er geht auf ein Haus zu, das etwas seitlich vom Wege steht.

Er nähert sich der Haustür. Über der Tür befindet sich in einer Nische eine aus Stein gehauene Statue des heiligen Florian. Erst klopft er leise an die Tür, dann immer lauter und heftiger . . .

Nach der schweren Erntearbeit schlafen die Menschen des Dorfes einen tiefen Schlaf.

Henryk Koj poltert jetzt nicht mehr nur mit den Fäusten, sondern hackt auch mit den Absätzen gegen die schwere, eisenbeschlagene Haustür.

Endlich sieht er das verschlafene Gesicht einer Frau hinter einer der Fensterscheiben.

„Was ist denn los?“

„Machen Sie bitte auf!“

„Wer ist denn da?“

„Ein Bekannter! Öffnen Sie doch! Ich habe ein Anliegen an Ihren Sohn.“

„Zu dieser Stunde?“

„Ich komme direkt von der Bahn. Ich habe eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen“.

Das kleine Fenster wird wieder geschlossen. Jetzt hört man Geräusche in dem einstöckigen Häuschen. Henryk Koj überlegt noch einmal genau seinen Plan und legt sich die Worte zurecht, mit denen er seine Unterredung mit Herbert Wyrwich beginnen wird: ‚Hallo, Herbert! Na, hast du genug gedient beim Militär? Und jetzt treibst du dich hier bei deinem Vater auf der Wirtschaft herum? Mensch, Junge, das ist doch keine Beschäftigung für dich! Ich wüßte etwas Besseres, dabei brauchst du dir nicht einmal die Arme auszureißen! Im Gegenteil, du könntest leichter und besser leben. Hör mal zu ...‘

Diese Gedanken des Koj werden jäh unterbrochen, als jemand die Haustür öffnet. Koj geht sofort auf die geöffnete Tür zu; eine Hand hat er in der Hosentasche, bereit, eine herrliche Schweizer Uhr mit einem Nylon-Armband herauszuholen, um seinem Opfer die Entscheidung zu „erleichtern“.

In der Stube herrscht Halbdunkel.

Der alte Bauer, der die Tür geöffnet hat, ist nicht besonders freundlich.

„Was wollen Sie?“

„Ich möchte zu Herbert.“

„Herbert schläft noch. Was wollen Sie denn?“

„Es ist eine persönliche Angelegenheit.“

„Wer sind Sie?“

„Ich bin ein Freund von ihm. Ich heiße Henryk Koj.“

Der Alte sieht den frühen Besucher mißtrauisch von allen Seiten an. Er scheint zu überlegen, was er Koj sagen soll. Plötzlich richtet er sich auf, aus seinem Gesicht verschwindet jede Müdigkeit. Er stellt sich dem Koj in den Weg, als der sich anschickt, auf der schweren eichenen Küchenbank, die am Fenster steht, Platz zu nehmen.

„Sie sind doch im vergangenen Jahr nach Westberlin geflohen. Die Leute sprachen darüber . . .“

„Na, und wenn schon. Was ist denn dabei? Berlin ist eine schöne Stadt!“

„Und das hier ist mein Haus! Machen Sie sofort, daß Sie rauskommen!“

„Ich will doch gar nichts von Ihnen! Ich will mit Ihrem Sohn sprechen! Was fällt Ihnen denn ein, in dieser Weise mit mir zu reden! Ich kenne Herbert schon viele Jahre . . .“

„Raus, sage ich! Auf der Stelle verlassen Sie mein Haus!“

„Also gut, schreien Sie doch nicht so, ich gehe ja schon. Aber Ihr Sohn wird es bestimmt bereuen, daß er nicht mit mir gesprochen hat. Sicher wird es ihn interessieren, welches Anliegen ich an ihn habe . . .“

„Er wird überhaupt nicht neugierig sein! Los, machen Sie, daß Sie rauskommen, ich will die Tür hinter Ihnen schließen!“

Henryk Koj stolpert über die Türschwelle und verläßt enttäuscht das Haus.

Draußen ist es inzwischen vollends hell geworden. Er entfernt sich sehr schnell vom Hause Wyrwichs. Verstohlen sieht er sich dann und wann um, ob ihm jemand folgt. Aber es ist nichts zu sehen, das Haus liegt genauso einsam und still da wie vor einigen Minuten. Als er sich wieder einmal umsieht, bemerkt er, daß jemand ein Pferd aus dem Stall herausführt. Sofort wirft er sich in die Sträucher neben dem Wege. Nach einiger Zeit hört er eine Mähmaschine klappern, und beruhigt setzt er kurz darauf seinen Rückweg nach Prudnik fort. Hier will er seinen zweiten Auftrag, die „Sabine“ anzuwerben, ausführen.

Der Berichterstatter, der etwa ein Jahr später auf den Spuren des Agenten Henryk Koj auch den alten Wyrwich auf seinem Gehöft besuchte, lernte bei dieser Gelegenheit auch den jungen Herbert Wyrwich kennen. Herbert war gerade dabei, fast genauso wie vor einem Jahr, mit der Mähmaschine auf das Feld zu fahren. Es war die gleiche Mähmaschine, deren Klappern vor einem Jahre dem Werber der Spionageorganisation in den Ohren geklungen hatte. Wie leicht hätte jener Morgen dem jungen Herbert Wyrwich zum Verhängnis werden können!

Herberts Vater ließ sich nicht lange bitten. Gern erzählte er noch einmal die Ereignisse jenes Morgens im Juli 1953. Er versicherte, wie sehr sich Henryk Koj und seine Auftraggeber getäuscht hätten, als sie annahmen, einen Wyrwich für ihre schmutzigen Zwecke gewinnen zu können. Vater Wyrwich wies darauf hin, wie gut er und die Seinen seit der Befreiung ihrer Heimat lebten. Auch sein zweiter

Sohn hat bereits die Militärdienstpflicht abgeleistet. Er arbeitet jetzt in der Kohlengrube Wesola II und zählt zu den Bergleuten, die ihre Norm laufend mit 200 Prozent erfüllen. Aber nicht nur die gesicherte Existenz der Familie war die Ursache des Zorns Vater Wyrwichs gegen den Agentenwerber. Es gibt noch andere, tiefere Gründe, die Koj und seine Auftraggeber nicht einkalkuliert hatten. Sie sind nicht materieller Natur und auch schwer meßbar. Der alte Wyrwich kämpfte schon in seiner Jugend für die Freiheit Polens, beteiligte sich an den Kämpfen in Schlesien und schlug sich mit den Orgesch-Banden am Annaberg, — deshalb summte er auch jetzt das Lied, mit dem er vor vielen, vielen Jahren in den Kampf gezogen war:

Kämpfen woll'n wir, woll'n uns schlagen,
Siegen wollen wir für unser Land!
Vorwärts, Brüder, vorwärts ohne Zagen,
Polen macht zum Paradies mit tapfrer Hand!

. . . DIE OFFENE TÜR

„Entschuldigen Sie bitte, kann ich Fräulein Stoklosa sprechen?"

„Nein, leider nicht. Sie ist noch nicht aus der Fabrik zurück. Wollen Sie auf sie warten, mein Herr?"

„Danke sehr. Das Wetter ist so schön, da möchte ich draußen auf sie warten."

Etwas enttäuscht setzt sich Koj auf eine Bank unmittelbar vor dem Haus in der ulica Mickiewicza 9. Aufmerksam beobachtet er den Hauseingang. Die Zeit wird ihm lang. Am besten wäre, er könnte Elsbeth Stoklosa direkt von der Staatlichen Baumwollfabrik abholen, wo sie arbeitet. Aber dort darf sich Koj als ehemaliger Betriebsangehöriger nicht sehen lassen. In dieser Baumwollfabrik hat Koj 1949 Elsbeth kennengelernt. Sehr schnell hatten sie sich angefreundet, und Koj besuchte sie in der Folgezeit sehr häufig in ihrer Wohnung. Einmal, im Mai 1950, brachte er seinen Freund Alfred Pietruszka mit. Aus Westberlin schrieb er ihr zwei Briefe. Wie sie mich wohl aufnehmen wird, überlegt er, möglicherweise ist sie schon verlobt. Ob sie darauf eingehen wird, für die Spionageorganisation zu arbeiten? Vielleicht sagt sie zum Schein zu und alarmiert dann die Behörden?

Inzwischen ist es 16.00 Uhr geworden. Längst schon ist Feierabend, und Elsbeth kommt immer noch nicht nach Hause. Allmählich wird

es ihm unangenehm, dauernd auf der Bank vor ihrem Haus zu sitzen. Er befürchtet, daß die Bewohner auf ihn aufmerksam werden könnten, und eben das will er doch auf jeden Fall vermeiden. In die Stadt darf er auch nicht gehen, da er Bekannte treffen könnte. Kurz vor 17.00 Uhr klingelt er wieder an der Wohnungstür. Niemand öffnet. Resignierend beschließt er, zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal nach Prudnik (Neustadt) zu fahren, als er plötzlich schnelle Schritte die Treppe heraufkommen hört. Er lehnt sich über das Treppengeländer und sieht Elsbeth Stoklosa die Treppe heraufeilen. Sie ist allein. Auf dem Treppenaufgang begegnen sie sich. Elsbeth sieht Henryk und ruft erfreut seinen Namen. Koj drückt ihr die Hand, daß es sie schmerzt.

„Sei doch nicht so laut! Gehen wir lieber in deine Wohnung und sprechen wir uns dort aus. Warum sollen wir uns hier auf der Treppe unterhalten?"

DAS STEINERNE HERZ

„Du kannst mir ruhig glauben, was ich dir erzählt habe!"

„Du warst schon immer so ein Angeber, Henryk, immer . . ."

„Du hast schon wieder nicht aufgepaßt, Else. Du mußt endgültig vergessen, daß ich Henryk Koj heiße! Ich heiße Linek, Jan Linek!"

„Gut, gut, Jan. Janek, das klingt auch ganz schön. Küßt du mich, Janek?"

Elsbeth Stoklosa war nie sehr intelligent. Henryk Kojs Abenteuer imponieren ihr mächtig. Während der Unterhaltung mit ihr erwähnt er, scheinbar ohne besondere Absicht, die Namen großer fremder Städte. So ganz nebenbei erzählt er von seinen großen Möglichkeiten, von dem großen Vertrauen seiner hohen Vorgesetzten zu ihm und von der ehrenvollen Mission, die sie ihm anvertraut haben.

Anfangs spricht er von diesen Dingen nur so ganz allgemein und andeutungsweise, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Meist spricht er von sich selbst. Als er aber bemerkt, daß das Mädel noch zu ihm steht, geht er zum eigentlichen Thema über. Die ersten noch etwas versteckten Andeutungen über eine eventuelle Mitarbeit in der Organisation Gehlen werden von Elsbeth nicht verstanden. Die Vorschläge, die er nun deutlicher anbringt, werden von ihr abgelehnt. Koj resigniert, er denkt an seinen Mißerfolg bei Wyrwich. Aber diese Resignation ist nur vorübergehend, sie dauert nur ganz kurze Zeit

— genauer gesagt, nur eine Nacht. Diese Nacht verbringt er mit Elsbeth Stoklosa.

Am nächsten Morgen hat der Kalte Krieger Adenauers die erste Runde bei der Werbung von Agenten gewonnen. Die Agentin „Sabine" wird, entsprechend des ihm erteilten Befehls seiner Auftraggeber, angeworben und verpflichtet.

Was mag Koj in dieser Nacht dem Mädel versprochen haben? Die „ewige Liebe" oder die Ehe? Oder „ein großes Erlebnis" und viel „Glück"?

Uns ist nur bekannt, daß Elsbeth Stoklosa von Koj drei Uhren als Be- und Anzahlung erhielt, und auch, daß er ihr die erste Lektion erteilte, wie sie mit Geheimtinte umzugehen hat.

Diese einzige Nacht war bestimmend und entscheidend für den Zusammenbruch ihres ganzen jungen Lebens. Übrigens nicht ihres Lebens allein . . .

Am Tage darauf beeilt sich Elsbeth ganz besonders, von der Arbeit nach Hause zu kommen. Unterwegs kauft sie für beide etwas Gutes zum Abendessen. Sie ist glücklich und zufrieden. Alles scheint ihr leicht und sehr schön zu sein. Sie hat den Auftrag erhalten, die Bewegung der Soldaten der Prudniker Garnison zu beobachten. Das kann doch gar nicht so schwer sein, denkt sie. Den Umgang mit der Geheimtinte wird sie auch schnell lernen, und dann kann in Polen nur sie selbst, sonst kein Mensch, ihre Berichte entziffern. Eins nimmt sie sich aber vor, auch wenn sie nicht mit Henryk darüber sprechen wird: Wenn sie ihre Spionageberichte an die vereinbarte Adresse, an Guido Kriest nach München, schicken wird, dann wird sie stets einige persönliche Worte an Henryk anfügen. Bestimmt wird man sie ihm übermitteln, und um so schneller wird er zu ihr zurückkommen und dann immer bei ihr bleiben. Die Herren in München werden lächeln, wenn in diesen Briefen am Schluß stehen wird: Sabine grüßt Janek und wartet auf ihn . . .

„Wohin gehst du denn so schnell? Warte, ich komme mit."

„Ach, laß mich, ich habe es eilig!"

„Deshalb können wir doch zusammen gehen."

„Wir beide zusammen? Lieber nicht, ich bin müde und völlig erschöpft. Komm doch morgen auf einen Sprung vorbei — oder ein anderes Mal."

„Du bist müde, und dabei rennst du so! Das gefällt mir ganz und gar nicht."

Der junge Mann hakt seine Braut unter, und beide gehen jetzt die Mickiewiczstraße entlang. Aber eine Unterhaltung will nicht in

Gang kommen. Ihm ist nicht entgangen, daß Elsbeth ihn um jeden Preis los sein möchte. Er versucht, seine Gefühle zu verbergen und ruhig zu bleiben. Er tut so, als berühre es ihn nicht weiter, daß seine Braut an diesem Nachmittag unbedingt allein bleiben will. Sie verabschieden sich an der Haustür, und Elsbeth stürmt atemlos die Treppe hinauf, wobei sie drei Stufen auf einmal nimmt. Sie öffnet rasch die Wohnungstür und fällt Henryk um den Hals, der — ausgeruht und frisch rasiert — Elsbeth herzlich begrüßt.

„Weißt du, Lieber", plappert Elsbeth, „in der Stadt habe ich meinen Verlobten getroffen. Ich bin ihn nur mit vieler Mühe losgeworden."

„Was ist denn dein Verlobter von Beruf?"

„Er ist Eisenbahner. Lokomotivführer."

„Das hast du dumm gemacht, daß du ihn fortgeschickt hast. Ich hätte auch für ihn eine lohnende Beschäftigung."

„Was, du willst, daß ich weiter mit ihm gehen soll? Du hast mir versprochen, daß . . ."

„Sei doch nicht so unklug! Er wird dir ja nichts Böses antun. Er braucht doch überhaupt nicht zu erfahren, was uns beide verbindet. Im übrigen, wenn er erst Gelegenheit hat, gut zu verdienen, wird er auch von dir nichts mehr fordern. Er wird dir im Gegenteil dankbar sein, daß du ihm eine so einträgliche Beschäftigung besorgt hast. Jagst du ihn aber weg, wird er dir ernstlich böse und herumspionieren, wer ich bin. Wozu das alles?"

„Und ich habe angenommen, daß du selbst fordern wirst, daß ich mit ihm Schluß mache, weil du mich ganz allein für dich haben willst! Nun denkst du so darüber."

Sie druckst herum und hört erstaunt zu, wie ihr Koj zu erklären versucht, daß es später immer noch Zeit ist, dem Ignacek die Tür zu weisen. Im Augenblick wäre es aber besser, keinen Skandal heraufzubeschwören. Es hinge vielmehr von ihr selber ab, Ignacek in die Rolle eines Gehilfen für ihre neue Arbeit hineinzuziehen, in diese lohnende „Nebenbeschäftigung", zu der sie doch selbst ihr Einverständnis gegeben hat. Sie essen das inzwischen zubereitete Abendbrot im besten Einvernehmen. Koj ist in der Tat bezaubernd nett zu Elsbeth. Sie plaudern von ihrer gemeinsamen Zukunft, von den herrlichen Päckchen, die in Zukunft für das Mädchen aus Westberlin eintreffen werden.

Plötzlich klopft jemand an die Zimmertür, und im gleichen Augenblick wird die Tür bereits geöffnet. Auf der Schwelle steht Ignacek. Elsbeth Stoklosa springt von ihrem Stuhl auf. Sie ist sichtlich überrascht.

„Darf ich die Herren miteinander bekanntmachen", stammelt sie, „das ist mein Verlobter, Herr Wladyslaw Ignacek — Herr Jan Linek. Herr Linek ist als Instrukteur für LPGen tätig; er ist dienstlich hier in der Gegend. Wir kennen uns schon von früher, und Herr Linek wollte mich nur schnell einmal besuchen."

Ignacek sieht den Bekannten seiner Verlobten scharf an. Er unterbricht Elsbeths Gestammel:

„Nun begreife ich auch, weshalb du mich unbedingt los sein wolltest, als ich dich nach Hause brachte. Was soll das alles heißen?"

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich alles erkläre. Sie haben wirklich keinen Grund, Fräulein Elsbeth Vorwürfe zu machen."

Henryk Koj spricht sehr ruhig und freundlich, einfach frappierend vornehm mit Ignacek.

Jetzt gießt er einen Schnaps ein. Nach der vierten Runde wechseln sie bereits das Thema. Koj bejammert die schweren Zeiten und spricht davon, daß es trotzdem dann und wann Gelegenheiten zum Verdienen gibt. Er meint, daß man solche Gelegenheiten nur nutzen müsse. Der Schnaps fließt an diesem Abend in Strömen, und als dicke Freunde verlassen die beiden Männer, vollkommen betrunken, die Wohnung. Beim Hinuntergehen müssen sie sich gegenseitig stützen. Eine Stunde später kommt Koj zurück — aber allein . . .

„TADEK" LIEBT DAS GELD

Am nächsten Tage treffen sich die beiden wieder in Elsbeths Wohnung.

Koj tritt jetzt nicht mehr unter der Maske eines landwirtschaftlichen Instrukteurs auf. Er erzählt von seiner Flucht und von den großen Verdienstmöglichkeiten. Koj unternimmt seinen ersten Anlauf und macht präzise Vorschläge für eine Mitarbeit im Gehlenschen Geheimdienst. Im Vulgärjargon der Gehlen-Spione bezeichnet man diese Taktik mit: „Herunterziehen der Hosen".

„Was ist denn schon dabei? Die Augen offen halten, gut zuhören und beobachten — das ist alles. Später schreibt man bloß einige Worte auf, wirft sie in die Ritze einer Mauer und — bekommt dafür seine Belohnung in Form von Päckchen aus Westberlin. Der Briefträger bringt sie einem direkt in die Wohnung. In den Päckchen sind Uhren, Nylon-Strümpfe, teure Medikamente . . ."

„Was ist das für eine Ritze in der Mauer? Und wenn das jemand findet und liest?"

Koj sieht den Fragenden mit überlegenem Lächeln an und legt ihm mit einer beruhigenden Geste die Hand auf die Schulter.

„Wir treffen uns zu dritt in Breslau. Dort werde ich die Stelle bestimmen, an der die Berichte hinterlegt werden sollen. Das wird eine Spalte in der Mauer einer Ruine sein. Dort werfen Sie laufend Ihre Berichte hinein, und alles andere interessiert Sie nicht mehr. Sie brauchen keine Angst zu haben, daß das auch nur irgend jemand lesen kann. Sie erhalten von mir verschiedene Pulver, Kerzen und Chemikalien. Damit können Sie eine Geheimtinte herstellen, die Sie benutzen werden. Die Briefe unterzeichnen Sie nur mit Ihrem Decknamen, den niemand in Polen kennt. Das ist auch für uns wichtig, damit wir nach Empfang der Berichte die richtigen Päckchen abschicken können. Sonst kann es passieren, daß Sie irrtümlicherweise Lippenstifte und Nylon-Unterwäsche bekommen."

Es wird für alle drei eine vergnügte Unterhaltung. Sie trinken gemeinsam auf eine gute Zusammenarbeit. Alle drei haben guten Grund zu feiern. Der Agent des Generals Gehlen hat schon zwei neue Agenten geworben. Ignacek wittert, auf leichte Art und Weise zu Geld zu kommen. Für ihn ist das alles kein Problem. Wieviele Gespräche führt er täglich als Eisenbahner, wie leicht ist es für ihn, Bahntransporte zu beobachten. Er weiß, was unterwegs auf den Stationen verladen wird. Viele interessante Dinge kann er ohne Schwierigkeiten von seinen Kollegen in Erfahrung bringen.

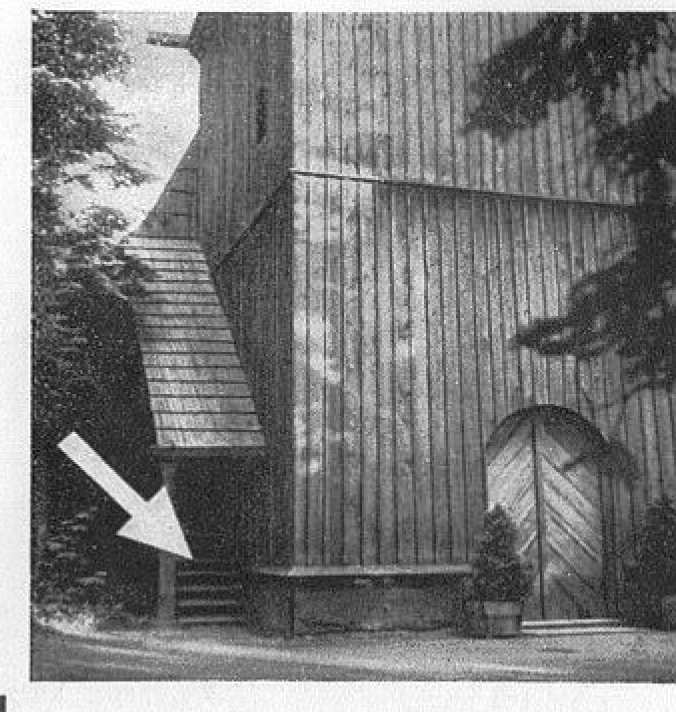
Elsbeth Stoklosa ist froh, daß sich die ungewöhnliche Dreiecks-Verlobung auf der Grundlage der gemeinsamen Arbeit so gut geregelt hat. Eines Tages wird ihr Henjek aus Westberlin zurückkehren. In der vergangenen Nacht sprach er schon davon, und dann . . . Jetzt spricht er über dieses Thema auch mit Ignacek:

„Ich selbst werde darüber wachen, daß man euch nicht über's Ohr haut! Die schönsten und besten Sachen müssen an euch geschickt werden. Schreibt nur hin und wieder, welche Wünsche ihr habt, alles wird erledigt werden! In einem oder in zwei Jahren komme ich zurück. Dann könnt ihr mal sehen, wie gut mir die Uniform stehen wird . . .!"

„Na, dann trinken wir noch einen, Herr Linek. Auf ihre Rückkehr! Aber in welcher Uniform wollen Sie denn hier erscheinen? Tragen Sie denn dort eine Uniform?"

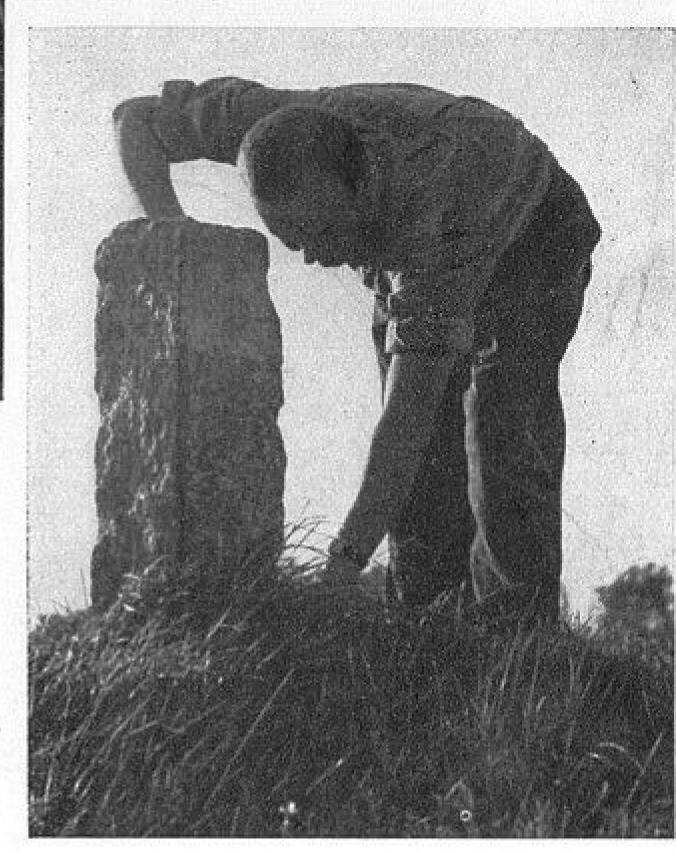
„Natürlich laufe ich in Berlin nicht in Uniform herum! Bei uns ist alles streng geheim, ich trage Zivilkleidung. Aber wenn wir wie-

Einige Minuten später stand er vor einer alten, schönen Holzkirche. Es ist üblich, in dieser Kirche nur am Totensonntag einen Gottesdienst abzuhalten. Der junge Mann ging einige Male um die Kirche herum, als wollte er die Schönheit des alten Bauwerkes bewundern. Dann sah er sich noch einmal nach allen Seiten um. Als er sicher war, daß ihn niemand beobachtete, kniete er neben der Treppe zum Glockenturm nieder . . .





. . . Schauen wir gut zu, was der junge Mann dort macht. Das ist doch unser alter Bekannter, **Alfred Pietruszka!**



Geht man vom Friedhof die Chaussee von Stare Gliwice nach Ujazd (Bischofstal) entlang, so befand sich der zweite Briefkasten linker Hand unter dem dritten Chausseestein nach dem Wegweiser.



Sofort wirft er sich in die Sträucher neben dem Wege. Nach einiger Zeit hört er eine Mähmaschine klappern . . . (Auf diesem Bild bedient sie Herbert Wyrwich, für den die Gehlen-Organisation sogar schon das Pseudonym „Wirt“ bereitgehalten hatte.)



Der Berichterstatter, der etwa ein Jahr später auf den Spuren des Agenten Henryk Koj auch den alten Wyrwich auf seinem Gehöft besuchte, lernte bei dieser Gelegenheit auch den jungen Herbert Wyrwich kennen . . . **Herberts Vater** ließ sich nicht lange bitten. Gern erzählte er noch einmal die Ereignisse jenes Morgens im Juli 1953.

„Wenn . . . die Reißzwecken dicht nebeneinander eingedrückt werden, so hat das zu bedeuten, daß der Briefkasten leer ist . . . Ist aber Material hineingelegt worden, so werden die Reißzwecken breit auseinandergezogen." (Diese Reißzwecken im Zaun des Friedhofes von Stare Gliwice waren das verabredete Zeichen für die Agenten Gehlens.)

. . . enttäuscht setzt sich Koj auf eine Bank unmittelbar vor dem Haus in der ulica Mickiewicza 9 . . . Die Zeit wird ihm lang. (Gestellte Aufnahme.)

der in Polen einmarschieren — um hier Ordnung zu schaffen — dann werde ich auch wieder Uniform tragen! Sie, Herr Ignacek, werden es nachher sehr gut haben. Ich werde mit dem Wagen nach Rybnik zu Ihnen kommen, und in der Tasche habe ich dann schon die Ernennungsurkunde für Sie. Was wollen Sie werden? Sie können es sich aussuchen! Wenn Sie Direktor der Reichsbahndirektion Oppeln werden wollen — bitte sehr! Wird von uns erledigt! Wird es Ihnen bei der Eisenbahn zu langweilig — erhalten Sie einen anderen Posten. Wir werden dann davon genügend zum Aussuchen haben. Dann werden wir uns auch nicht schlecht amüsieren, nicht so wie jetzt, in diesen vier Wänden!"

Ignacek ist sichtlich beeindruckt von dem großen Wohlwollen seines neuen Freundes und Gönners.

Beide überlegen, welchen Decknamen er am besten wählen soll. Sie einigen sich auf den Namen „Tadek". Kurz und anspruchslos. Anschließend erteilt Koj dem verlobten Paar eine Lektion über den Gebrauch der Geheimtinte. Er zeigt ihnen, wie sie mit Hilfe der Kerzen auf Leinwand ihre Berichte schreiben sollen. Er betont besonders die Wichtigkeit dieser Belehrung und versucht sie davon zu überzeugen, daß diese Geheimschrift nicht einmal von den polnischen Sicherheitsbehörden entziffert werden könne.

Der Leser ist wahrscheinlich erstaunt darüber, wie schnell es diesem Agenten des Generals Gehlen gelungen ist, in Polen ein Spionagenetz aufzubauen und neue Leute in die Spionagearbeit einzubeziehen.

Man muß dabei folgendes bedenken: es war Sommer 1953. Der Name Gehlen war für uns alle in Polen — ausgenommen für die Mitarbeiter der Staatssicherheit — absolut unbekannt. Die Öffentlichkeit wußte zu diesem Zeitpunkt noch nichts davon, daß der faschistische Spionagedienst schon wieder seine Tätigkeit gegen Polen aufgenommen hatte. Es gab zu dieser Zeit noch keine Berichte darüber in der Presse. Das half den Agenten, ihr Märchen von der Unbesiegbarkeit der Organisation Gehlen zu verbreiten.

„DER SIEG IN POLEN"

Ignacek und Elsbeth Stoklosa sind so tief beeindruckt von der hervorragenden Organisation des Gehlen-Spionagedienstes, daß sie fest davon überzeugt sind, ihnen könne gar nichts passieren. Während der Fremde noch am vergangenen Tage dem Ignacek überhaupt

nicht gefiel, sieht er heute voller Bewunderung zu ihm auf. Er betrachtet ihn gewissermaßen als den Menschen, der ihm das große Los ins Haus gebracht hat. Nachdem er die einfache und unkomplizierte Handhabung der Geheimtinte und die Anfertigung der Berichte erlernt hat, kommt er sich vor, als hätte man ihm den Schlüssel zum Paradies gegeben. Das ist aber noch nicht alles.

„Wenn Sie der Meinung sind, Sie hätten uns eine besonders wertvolle Nachricht zu übermitteln", sagt Koj zu Ignacek, „dann benutzen Sie eine besondere Chiffre, und zwar aus einem Buch. Das ist eine ganz einfache Sache, passen Sie gut auf."

Koj kniet auf dem Fußboden nieder und beginnt in einem Stoß Bücher, die neben dem Schrank liegen, zu suchen. Endlich findet er ein Buch mit einem grauen Leineneinband. Lächelnd betrachtet er das Buch, wischt mit dem Ärmel den Staub ab, der sich im Laufe der Zeit darauf festgesetzt hat.

„So, versuchen wir es einmal damit. Passen Sie gut auf. Sie nehmen zum Beispiel dieses Buch: ‚Der Sieg in Polen'. Das ist übrigens mit einem Vorwort von Generalfeldmarschall Keitel 1940 erschienen. Der arme Kerl ist in Nürnberg gehängt worden, der erlebt keine besseren Zeiten mehr. Jetzt wäre er wahrscheinlich Oberkommandierender der Europa-Armee geworden. So, nehmen wir also an, Herr Ignacek möchte sich eine schöne goldene Uhr verdienen. Vielleicht wissen Sie etwas davon, daß südwestlich von Ratibor das Eisenbahnnetz erweitert wird? Wie stellen Sie es nun an, daß wir diese wichtige Nachricht erhalten und Sie sich Ihre goldene Uhr verdienen können, Herr Ignacek? Sie nehmen dieses Buch in die Hand und suchen das Wort ‚südwestlich'. Am besten in der Meldung des Oberkommandos der Wehrmacht. Bitte! Seite 55, der siebzehnte Satz von oben, das neunte Wort im Satz. Also schreiben Sie auf: 55/17/9. Notieren Sie weiter: 37/3/2. Klar? Was ist das für ein Wort? ‚Ratibor'! Jetzt suchen Sie das Wort ‚Bahnanlagen'. Ein wenig Geduld — und wir haben es schon. Schreiben Sie 108/8/5. Und so weiter, das macht gar keine Schwierigkeiten. Wenn wir diesen Brief in Westberlin erhalten, nehmen wir das gleiche Buch in die Hand — damit der Titel des Buches schnellstens wieder aktuell wird. Am gleichen Tage schicken wir für Sie das begehrte Päckchen ab. Wenn Sie nun wissen wollen, Herr Ignacek, wozu diese Mitteilungen denn notwendig sind, finden Sie die Antwort in diesem Buch. Auf welcher Seite fanden wir das Wort: ‚Bahnanlagen'? Auf der Seite 108 — im Kapitel ‚Die Schläge der Luftwaffe'. Und hier, auf der vorhergehenden Seite, steht der Text eines Liedes von Walter Flex, der bekanntlich in Polen gefallen ist. Ein einfacher und schöner Text zugleich. Hören Sie: ‚Wir schlagen

unsere Schwerter tief in den polnischen Körper, die Hand wird immer härter, unsere Herzen ebenfalls — hart wie ein Kieselstein . . .' ".

Henryk Koj macht keine leeren Versprechungen. Noch bevor Ignacek Spionageberichte für die Adenauerschen Luftwaffenspezialisten abschickt, erhält er einen Vorschuß für den Verrat — eine herrliche Armbanduhr. Jetzt hat Koj auch Ignacek fest in der Hand. In den darauffolgenden Gesprächen erinnert er ihn immer wieder an seine Pflicht, indem er auf die geschenkte Uhr hinweist. Der Agent gibt dem Eisenbahner auch zu verstehen, daß jedes Aus-der-Reihe-tanzen für ihn sehr unangenehm enden könnte. Er spricht sogar eine versteckte Drohung aus und macht Ignacek darauf aufmerksam, daß er jetzt den Befehlen der großen Spionageorganisation zu gehorchen hat, denn durch die Annahme des Vorschusses für die Spionagearbeit wird er nicht nur von der Gehlen-Organisation bestraft werden können.

Am 6. August besteigt Koj in Prudnik den Zug, um rechtzeitig zu seinem Treff mit Alfred Pietruszka nach Nowa Sol (Neusalz) zu kommen.

In Prudnik (Neustadt) läßt er die Verlobten „Sabine" und „Tadek" zurück. Beim Abschiednehmen vereinbaren sie noch, sich alle drei in Wroclaw (Breslau) wiederzutreffen. Dort wird man für das verlobte Pärchen ein „Liebesnest" ausfindig machen, wohin sie ihre Spionageberichte, ihre Informationen, Meldungen, Aufstellungen und Personallisten bringen werden.

Koj ist nun auf das Treffen mit Alfred Pietruszka außerordentlich gespannt. Was der wohl zu berichten weiß? Ob er bei der Erledigung seiner Aufträge Glück gehabt hat?

UNTER DEM WEISSKOHL

„Na, na, du hast ja schon immer Glück gehabt im Leben, deshalb geht es dir auch jetzt so gut. Aber erzähle mal, Alfred, wie es dir ergangen ist. Los, erzähle doch schon . . ."

„Stell dir vor, Henryk, ich treffe meinen Cousin, den Herbert Kopc. Wir kennen uns schon von Kindheit an. ‚Was machst du denn hier in Uniform', frage ich ihn. Da erzählt er mir, daß er beim Militär dient und jetzt Urlaub hat. Ihm die Zunge zu lösen, war gar nicht so schwer. Gleich zu Beginn unserer Unterhaltung gab ich ihm eine Uhr. Weißt du, er ist Oberschütze, und ich dachte mir, daß er doch einiges wissen muß, was uns interessiert. Anfangs wollte er ja nicht

so recht und war widerspenstig, sehr widerspenstig sogar! Aber nach einigen Zusammenkünften zeichnete er mir aus dem Gedächtnis einige Skizzen, zum Beispiel die Lage der Kasernen, das Exerzierfeld und andere interessante Dinge. Er hat mir fest versprochen, noch weitere wichtige Mitteilungen an meine Schwester zu übermitteln. Wenn er sich nicht aus Angst wieder zurückzieht, wird das noch was mit dem. Auf alle Fälle werde ich nach Westberlin melden können, daß ich einen aktiven Soldaten geworben habe. Meinst du nicht auch? Was denkst du, Henryk, ob man ihm nicht einen höheren Dienstgrad andichten sollte? Vielleicht einen Fähnrich? Für einen Oberschützen werden sie sicher weniger zahlen als für einen Fähnrich, vor allem, weil ein Oberschütze in kurzer Zeit seine Militärdienstzeit beenden wird. Melden wir aber die Werbung eines Fähnrichs, klingt das schon ein bißchen besser. Das ist doch immerhin ein Offiziersanwärter. Meiner Schwester habe ich gesagt, daß sie alle Nachrichten von Kopc sofort an die Zentrale weiterleiten soll. Die Erna ist ja ein sehr begabtes Mädel. Die Geheimschrift hat sie schnell begriffen."

„Dann hast du also zwei Personen geworben, genauso wie ich."

„Aber nicht doch. Ich bin besser dran als du. Ich habe noch eine dritte Person geworben. Sie ist zwar ganz gewaltig dumm, aber sie kommt uns gut zupasse. Übrigens, mir persönlich auch . . ."

„Ach, du Schwerenöter, du warst wohl wieder hinter irgendeinem Mädel her!"

„Na, du hast es nötig! Aber an dem Mädel werden wir noch unsere helle Freude haben. Sie heißt Olszewska, Eva Olszewska. Sie wird jetzt etwa achtundzwanzig Jahre alt sein. Ich lernte sie im Sommer 1948 in Ziegenhals kennen, sie war als Zimmermädchen im Hotel ‚Partisan' beschäftigt. Damals hatte ich dort beruflich zu tun. Später trafen wir uns noch einige Male in Gleiwitz. Dort wohnt sie auch heute noch. Ich habe sie in ihrer Wohnung aufgesucht, und sie erzählte mir, daß sie in einem Warenhaus als Verkäuferin arbeitet. Einmal bin ich zum Warenhaus hingegangen und habe sie besucht. Sie ist mir vor Freude um den Hals gefallen, so daß sich die Kunden nach uns umgedreht haben. Während der Mittagspause sind wir dann in ihre Wohnung gegangen. Das Mädchen ist ein bißchen sentimental, das habe ich selbstverständlich ausgenutzt. Ich erzählte ihr, daß ich wegen der Militärdienstpflicht aus Polen geflohen sei. Über unsere Arbeit habe ich mit ihr an diesem Tage noch nicht gesprochen, das hatte noch Zeit. Sie wußte nur, daß ich legal von Deutschland nach Polen gekommen bin und hier auf Montage arbeite. Nun, ich war sehr nett zu ihr und begleitete sie anschließend wieder zum Warenhaus. Abends bin ich wieder zu ihr in die Wohnung gegangen und habe sie eingeladen, mit mir auszugehen. Gut erzogen, wie ich nun ein-

mal bin, wartete ich natürlich im Nebenzimmer, bis sie sich umgezogen hatte. Als sie endlich fertig war, hatte ich bereits eine Armbanduhr für sie in der Hand. Sie hatte ja etwas Bedenken, aber sie nahm die Uhr an. Sicher hat sie das Geschenk als einen Vorschuß angesehen, — wahrscheinlich nicht dafür, wozu ich sie letzten Endes brauchen werde, aber, auf alle Fälle, sie hat die Uhr angenommen. Aber, höre nur weiter. Wir gingen ins ‚Jäger-Restaurant', und ich habe ganz schön Süßholz geraspelt. Ich erzählte ihr, wie einsam ich doch als Junggeselle sei und daß mir eine Frau fehle, die Glück und Leid mit mir teilt. Ich sagte ihr, daß nur sie mir gut gefalle — na ja, du weißt ja selbst, was man da alles für einen Unsinn zusammenquatscht. Aber es hat sich gelohnt. Der Schnaps, der Tanz, die Unterhaltung, die Uhr — das alles verfehlte nicht seine Wirkung. Am nächsten Morgen brachte sie mir das Frühstück ans Bett. Erst glaubte ich, daß ich lange Zeit brauchen würde, um sie in die Einzelheiten einzuweihen. Aber dann kam mir ein Zufall zu Hilfe. Stell dir vor: Ich sagte ihr, daß sie aus meiner Brieftasche Geld nehmen soll, damit sie für uns zum Mittagessen einkaufen kann. Aber, mißtrauisch, wie die Frauen sind, suchte sie nicht nach Geld, sondern nach meinem Ausweis, um sich davon zu überzeugen, daß ich nicht verheiratet bin. Da sieht sie also, daß ich ‚Piecha' heiße! Jetzt hat sie mich natürlich ausgefragt, wieso und warum ich so heiße. Daraufhin sagte ich ihr, daß ich eine gute Stellung hätte und so weiter. Sie war ja sehr erschrocken; und ich habe ihr versprechen müssen, daß wir beide bis zum Ende der Welt zusammen bleiben werden, weil sie mich doch liebe, und daß wir es gut haben werden. Sie ließ sich dann auch wieder beruhigen. Ich gab mir alle Mühe, obwohl ich sehr müde war und am liebsten geschlafen hätte. Sie mußte dann auch schnell zur Arbeit. Abends führten wir unsere Unterhaltung weiter. Ich hab geredet wie ein Buch. Natürlich sprachen wir nicht nur von unserer Arbeit mit Westberlin. Bevor ich hierher fuhr, habe ich ihr noch die Chemikalien gegeben. Wir vereinbarten, daß ich ihr von Westberlin aus schreiben werde. Den offiziellen Inhalt des Briefes für sie, die Geheimschrift zwischen den Zeilen für Erna, meine Schwester. Die Olszewska wird noch ganz gute Arbeit leisten können, aber ich denke, es ist richtig so, wie ich es gemacht habe, und wir beeilen uns nicht so sehr mit ihr. Für den Anfang reicht es vollkommen, sie bewahrt die Chemikalien auf und wird uns als Deckadresse dienen."

„Gratuliere, mein lieber Alfred, du hast die Zeit wirklich gut genutzt!"

„Warte nur ab, mein Bester, das ist doch noch nicht alles! Mit der Olszewska war ich doch nur nachts beschäftigt, am Tage hatte ich noch genug Zeit, mich in Gleiwitz herumzutreiben."

„Nun gib mal nicht so an! Vielleicht erzählst du mir jetzt noch, daß du dort noch einen Fisch gefangen hast!"

„Erraten, mein Freund, erraten! Nicht nur eine, sogar zwei Personen, und nicht nur irgendwelche!"

„Da staune ich aber!"

„Ich glaube, wir können sie für die toten Briefkästen auf dem Friedhof von Alt-Gleiwitz und an dem Chausseestein gebrauchen. Ich habe dir doch schon erzählt, daß ich in Alt-Gleiwitz eine Cousine habe, Anna Moskal heißt sie. Sie ist ja selber noch sehr jung und ziemlich dumm, ihr Mann arbeitet aber in einer Fabrik, die unseren Freund Kaiser sehr interessiert. Ich habe sie besucht und kein Blatt vor den Mund genommen. Mit unserem Hokus-Pokus, der Geheimschrift, habe ich ihr sehr imponiert. Ich schrieb ihr irgend etwas auf, und sie hat mächtig gestaunt, als dann plötzlich nichts mehr zu sehen war. Sie wollte wissen, ob diese Schrift nun noch jemand lesen könne. Ich beruhigte sie und sagte, daß es in Polen keinen Menschen gäbe, der das je entziffern könne. Ich habe ihr erklärt, daß ich für den besten Geheimdienst der Welt arbeite und schon jetzt nicht mehr wisse, was ich mit meinem vielen Geld anfangen soll. Was meinst du, die dumme Gans hat mich von selbst darum gebeten, daß ich ihr Gelegenheit geben solle, auch etwas Geld zu verdienen, wenn das so einfach und ungefährlich sei! Ich tat so, als ob ich mir das noch überlegen müßte, und dann habe ich ihr geantwortet, daß es uns nicht gestattet wäre, Frauen ohne Wissen ihrer Ehemänner zu engagieren. Daraufhin meinte sie, daß sie ihren Mann schon rumkriegen würde . . . Und darauf hatte ich ja nur gewartet.

Als ich am nächsten Tage wiederkam, war der Mann zu Hause und saß in der Küche am Tisch. Er sprang auf und verbeugte sich tief vor mir. An seinen erschrockenen Augen erkannte ich, daß er nicht wenig Angst vor mir hatte, aber seine Frau schien keine schlechte Vorarbeit geleistet zu haben. Ich tat so, als ob ich nicht bemerkte, daß mein Gegenüber vor lauter Aufregung schwitzte und nicht recht wußte, wo er mit seinen Händen hin sollte. Ich sprach vom Wetter und von Tieren und von derlei gleichgültigen Dingen mehr. Dabei wartete ich nur darauf, daß er selbst das Gespräch beginnen würde. Endlich sah ich auf meine Armbanduhr, als wäre ich im Begriff, mich zu verabschieden. Da nahm er irgendein tschechisches Flugblatt aus seiner Tasche, gab es mir mit dem Bemerken, er habe es auf dem Felde gefunden. Ich tat so, als ob mich das Flugblatt sehr interessierte. Ich wollte ihm doch nicht erzählen, daß diese Sachen von unseren Leuten aus Westberlin stammen, die bei günstigem Wind ihre Ballons mit Flugblättern abschicken. ‚Ich sehe', sagte ich, ‚daß Sie ein zuverlässiger Mensch sind'. Da habe ich

ihn dann ausgefragt, woher er stamme und so weiter. Er erzählte, daß er ein Ansiedler wäre und aus der Gegend von Jaslo käme. ‚Das ist nicht gut', sagte ich, ‚schade, anständige Leute sollten lieber dort wohnen bleiben, wo sie früher ansässig waren'. Schließlich ging ich noch einen Schritt weiter und sagte, ‚wenn unsere Wehrmacht wieder in Schlesien einmarschiert, dann werden alle Nichtschlesier ausgesiedelt'. Er murmelte irgend etwas, von ‚Einheimische geheiratet, gefällt mir hier gut, es geht mir nicht schlecht, möchte gerne hier bleiben'.

Daraufhin sagte ich, daß man, um später hierbleiben zu können, sich bestimmte Verdienste erwerben müsse. Um ihm nicht noch mehr Angst einzujagen, ließ ich durchblicken, daß ich mit den ersten Formationen in Schlesien einmarschieren würde . . . Er wollte sofort wissen, wann das sein werde, und ich meinte, spätestens im Herbst 1954. ‚Kluge Leute', sagte ich, ‚bauen bereits jetzt vor'. Als ich wegging, ließ ich ihm als Anzahlung eine Uhr da. Beim Abschied sagte ich ihm noch, er möge sich überlegen, welche Dienste er uns leisten könne, wenn er die Garantie dafür haben wolle, daß er später nicht aus Schlesien ausgesiedelt wird. Zwei Tage später hat es dann geklappt. Er erhielt den Decknamen ‚Stier'. Ich zeigte ihm, wie die Geheimtinte benutzt wird und wo er seine Berichte abzuliefern hat. Er war voller Bewunderung, als er von den toten Briefkästen auf dem Friedhof und am Chausseestein hörte. Die Namen in seinen Berichten, sagte ich ihm, müsse er zweimal schreiben, damit man beim Entziffern keine Schwierigkeiten habe. Beim Abschied habe ich ihm noch ein bißchen Angst gemacht und ihm gesagt, er solle nur ja die Wahrheit schreiben, wir bekämen es sehr schnell heraus, wenn er uns beschwindle, denn solche Leute wie ihn hätten wir viele. ‚Sollten Sie sich nicht an die Wahrheit halten, werden Sie nach dem Kriegsrecht bestraft!' Er war sehr erschrocken und versprach mir fest in die Hand, daß er noch vor meiner Abfahrt Proben aus der neuesten Produktion seiner Fabrik in einem der toten Briefkästen hinterlassen werde. Die Proben können für uns wertvoll sein, deshalb habe ich ihn angewiesen, daß er sie gut verpacken soll, damit sie durch die Feuchtigkeit nicht leiden. Ich gab ihm noch zwei Uhren und eintausend Zloty. Abends brachten wir die Chemikalien in seinen Garten; er vergrub sie unter dem Weißkohl. Beim Eingraben ließ er mich nicht einmal helfen. Die Briefe soll er an die Adresse von Kurt Schorholz nach Stuttgart schicken. Nun, mein Lieber, wie stehst du jetzt da, mit deinen zwei Seelen und mit der eventuellen Verstärkung durch deinen Bruder, den wir beide nach Westberlin lotsen wollen?"

Henryk Koj fühlt sich in seiner „Ehre" gekränkt. Seine gute Laune kann ihm nicht einmal das ausgezeichnete Abendessen der beiden

Schwestern Budzinski wiedergeben. Es hält ihn deshalb nicht lange im „Kontrollpunkt“, der Wohnung der Schwestern Budzinski. Koj wird von einer ungeheuren „Jagdleidenschaft“ ergriffen. Der Gedanke, daß Pietruszka in Westberlin als Held empfangen und gefeiert werden wird, wenn er die lange Liste seiner angeworbenen Agenten vorlegt, ist ihm unerträglich. Von der Niederlage mit „Wirt“ will er lieber schweigen. Es ist besser zu sagen, daß er Herbert nicht zu Hause angetroffen hat. Aber wie soll es nun weitergehen? Für die Anwerbung der Elsbeth Stoklosa und ihres Eisenbahners allein erhält er bestimmt kein Lob von Kaiser.

Die beiden Agenten des Generals Reinhard Gehlen trennen sich und vereinbaren beim Abschied den nächsten Treff. Alfred Pietruszka, selbst sehr zufrieden mit seinen Erfolgen, möchte sich nicht mehr allzusehr anstrengen. Henryk Koj dagegen begibt sich frisch ans Werk. Von Nowa Sol aus fährt er mit der Eisenbahn nach Wroclaw (Breslau), wo er in den Ruinen unweit des Bahnhofes (das Gelände ist heute schon enttrümmert) einen „toten Briefkasten“ anlegt. Hier soll der Eisenbahner Ignacek seine Berichte hinterlegen.

DER „GRÜNE TEUFEL“

Am 9. August 1953 erscheint Koj bei dem dreißigjährigen Schmied Henryk Skowronek in Gogolin, Kreis Strzelce (Groß-Strehlitz). Henryk Skowronek ist Kriegsversehrter des zweiten Weltkrieges. Er kämpfte als Angehöriger der faschistischen Division der „Grüne Teufel“. Es hat also seinen Grund, daß der Geheimdienst des Generals Gehlen um ihn wirbt. In den Berechnungen, die jene Herren, die einen dritten Weltkrieg vorbereiten und herbeisehnen, anstellten, spielt gerade jener Kriegsversehrte eine hervorragende Rolle, weil ihm im Falle eines Krieges bei der allgemeinen Mobilmachung keine Einberufung zum Heeresdienst bevorsteht. Er wäre ein unschätzbarer Mitarbeiter in ihrem Spionagenetz, weil er an seinem Wohnort verbleibt und — so überlegten diese Fachleute — im Kriegsfalle die Verbindung nicht abreißen würde.

Jan Linek hat noch niemals in seinem Leben diesen Menschen gesehen, den er als Agenten werben und der im Gehlen-Spionagenetz den Decknamen „Richard“ erhalten soll. Um die Wohnung des Skowronek unauffällig erreichen zu können und die Bewohner des Dorfes nicht nach dem Wege fragen zu müssen, gaben ihm seine Vorgesetzten in Berlin eine genaue Zeichnung, gewissermaßen einen

Lageplan, an Hand dessen sich Linek besser orientieren kann. Der Gehlen-Agent hat so keine Schwierigkeiten, die Wohnung zu finden.

Aber wie soll man wissen, was im Innern eines Menschen vorgeht? Wie kann man ergründen, ob von diesem fremden Menschen eine Gefahr droht? Die Gehlenschen Fachleute haben auch in solchen Fällen ihre Erfahrungen. Die einen werden sagen — unmoralische, die anderen — verbrecherische. Beide haben recht. Jan Linek war im Besitz einer Fotografie, auf der zwei Frauen abgebildet waren. Die eine davon ist die Schwester des Skowronek. Diese Fotografie erhielt der Gehlen-Spionageapparat von dem nach Westberlin geflohenen Verlobten der Skowronek, Reinhard Gabor. Dieses Bild sollte dazu dienen, mit dem Bruder des Mädels, Henryk Skowronek, Verbindung anzuknüpfen. Jan Linek hatte diese Art der Kontaktaufnahme bereits mehrfach ausprobiert. Sie hatte auch hier Erfolg. Er entwickelte vor dem Kriegsversehrten ein zauberhaftes Bild von den Verhältnissen in Westberlin und in Westdeutschland. Die Schlangen der auf ihre Arbeitslosenunterstützung wartenden Arbeiter sowie die Tatsache, daß er seinen in Köln wohnenden Vater nicht aufsuchen konnte, weil er als Erwerbsloser kein Geld hatte, um dorthin zu fahren, vergaß er selbstverständlich zu erwähnen.

Der Invalide Henryk Skowronek glaubt dem Fremden aufs Wort. Konnte sich dieser doch mit dem Bild seiner Schwester ausweisen! Und weiter? Es gelingt Koj, von Skowronek das Einverständnis zu erhalten, für den Geheimdienst Gehlen tätig zu sein. Es folgen die Belehrung über den Umgang mit Geheimtinte, Beratungen über die Möglichkeit der Unterbringung von Waffen für den Spionagedienst Gehlen, das Einverständnis Skowroneks, Informationen über die Lage von Flugplatz- und Eisenbahnanlagen zu liefern, und sein Versprechen, in Opole einen „toten Briefkasten“ anzulegen.

Nach der gelungenen Anwerbung von „Richard“ ist Koj fest davon überzeugt, daß er im „Wettbewerb“ mit Pietruszka doch noch Sieger werden wird.

MIT DEM KURIER-FLUGZEUG

Ein großer kräftiger Mann sieht in kurzen Zeitabständen immer wieder ungeduldig auf seine Armbanduhr.

Wann, zum Teufel, macht denn der Laden bloß auf? Endlich wird die Ladentür des Sportgeschäftes in Opole aufgeschlossen. Ungeduldig betritt der Mann das Geschäft und verlangt ein komplettes Angelgerät.

„In welcher Ausführung, mein Herr?“ fragt die Verkäuferin den Kunden höflich.

„Das ist mir gleichgültig, geben Sie mir nur schnell eine Angel!“

„Sie sind sehr anspruchslos, mein Herr, wenn bloß alle Kunden so wären. Normalerweise sind Angler sehr wählerisch; mitunter brauchen sie Stunden, bis sie die passende Angel gefunden haben.“

„Bitte beeilen Sie sich, Fräulein, ich habe es sehr eilig.“

Schnell bezahlt der Kunde und verläßt mit seiner Angel eilig das Geschäft. Draußen besteigt er ein wartendes Auto und fährt weg.

*

Gestatten Sie, daß wir nun den durch Polen fahrenden Agenten des Generals Reinhard Gehlen verlassen und uns den Menschen zuwenden, deren Aufgabe es ist, diese Agenten unschädlich zu machen. Dabei erhalten wir auch eine Erklärung für die Eile des Unbekannten und für sein fehlendes Verständnis für Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Angelsorten.

Sie möchten nun sicher wissen, ob ich in der Lage bin, in allen Einzelheiten zu schildern, wie diese Agenten unschädlich gemacht wurden. Selbstverständlich bin ich das nicht. Ich habe selbst nie ganz genau alle Einzelheiten erfahren können. Dazu möchte ich an dieser Stelle einen bekannten Fachmann zitieren, den Leiter der österreichischen Spionageabwehr in Krakow vor dem ersten Weltkrieg, General Rybak. Er schreibt in seinen „Erinnerungen“:

„Der Leser bemerkte, daß eine ganze Reihe von Verflechtungen und Ereignissen hier nicht die richtige Aufklärung gefunden haben ... Alle Erzählungen oder Geschichten über Spionage, in denen die kompliziertesten Verwicklungen sich zur besten Zufriedenheit des Lesers auflösen — sind stets sehr weit von der Wahrheit entfernt. Einen guten Offizier oder Mitarbeiter der Spionageabwehr beurteilt man nach seiner Kunst, schweigen zu können. Dadurch zeichnet er sich besonders aus.“

Goldene Worte . . . An dieser Schweigsamkeit der Offiziere der polnischen Sicherheitsorgane scheiterte auch die Neugier des Berichterstatters, der alles unternommen hat, um die Einzelheiten der Niederlagen des Generals Gehlen in Polen der Reihenfolge nach wahrheitsgetreu wiederzugeben.

Ich weiß nur eines: die Pläne der Spione wurden durchkreuzt, weil . . .

An dieser Stelle erinnern wir uns eines Juliabends des Jahres 1953 . . .

An diesem Sonntagabend bummeln die Menschen dichtgedrängt durch die Straßen der Hauptstadt Polens.

Viele haben es eilig, um rechtzeitig zum Beginn der zahlreichen Theater- und Kinovorstellungen zu kommen.

Andere wiederum gehen in den herrlichen Parkanlagen Warschaus spazieren, und Tausende kehren von Ausflügen aus der Umgebung Warschaus in die Hauptstadt zurück. Züge, Straßenbahnen und Autobusse sind überfüllt.

Auf dem Bahnhof Stadtmitte fällt uns ein junges Ehepaar mit einem kleinen Kind auf. Auf dem Bahnsteig herrscht großes Gedränge, und so werden sie mit der Menge zum Ausgang hinausgeschoben. Die Familie kehrt bestimmt von einem Sonntagsausflug zurück. Die junge Frau trägt ein Körbchen, aus dem eine Thermosflasche herauslugt, und der junge Vati trägt sein kleines Töchterchen „Huckepack". Die Kleine ist sehr müde, sicher hat sie den ganzen Tag über im Freien herumgetollt. Die drei besteigen eine überfüllte Straßenbahn und entschwinden unseren Blicken.

Gehen wir weiter.

Im Bezirk Stadtmitte haben viele Behörden und Verwaltungen ihren Sitz. Deshalb scheint dieses Viertel an Feiertagen fast ausgestorben zu sein. Nur hin und wieder sieht man in den Gebäuden hinter den Fenstern Licht brennen. Sicher bei einem Pförtner oder einem Diensthabenden. Nicht überall, nicht in allen Institutionen Warschaus ist dieser Sonntag gänzlich dienstfrei.

Auch in einem großen Gebäude der Stalinallee sehen wir ein erleuchtetes Fenster.

Hinter einem Schreibtisch sitzt ein noch junger Mann. Vor ihm liegt ein Zettel, den man ihm vor einer Viertelstunde zugestellt hat. Er greift zum Telefon, wählt, und dann hören wir ihn sagen: „Benachrichtigen Sie bitte sofort den Genossen Kowalski, er möchte gleich zu mir kommen . . ."

Nach etwa fünfzehn Minuten hält vor irgendeinem Wohnblock ein Auto. Der Mann neben dem Fahrer steigt schnell aus und eilt die Treppen hinauf in den dritten Stock. Er klingelt. Eine junge Frau öffnet — es ist die gleiche junge Frau, die wir vorhin auf dem Bahnhof beobachtet haben.

Und hier kommt der Ehemann.

„Einen Moment bitte, ich bin gleich fertig!"

Hinter dem Besucher schließt sich die Wohnungstür.

In aller Eile packt der junge Mann seine Aktentasche. Rasch bringt ihm seine Frau sein Waschzeug und einen Schlafanzug. In der Küche macht sie flink einige belegte Brote zurecht.

Sie fragt ihn nicht, wohin er fährt und wie lange er fort bleibt. Sie weiß recht gut, daß es keinen Zweck hätte, ihn danach zu fragen. Ihr Mann würde ihr auf diese Fragen doch keine Antwort geben. Anfangs fiel es ihr nicht leicht, sich damit abzufinden, daß ihr Mann für seine Familie nur wenig Zeit hat und sehr selten zu Hause ist. Oft ärgerte sie sich darüber. Ihre Schwester sagte einmal: „Weißt du, Stacha, wenn ich mir deine Ehe richtig betrachte, kommt es mir fast so vor, als ob du gar keinen Mann hättest. Was ist denn das schon für ein Ehemann? Früh verläßt er die Wohnung, und erst in der Nacht kommt er nach Hause. Dabei hast du noch Glück, wenn er überhaupt nach Hause kommt. Aber wie lange war er denn letztens weg? Drei Wochen! Na siehst du, so ist also eure Ehe!"

Kowalskis Mutter, eine Weberin in einer der vielen Lodzer Webereien, die gewöhnlich einmal im Jahre zu ihrem Sohn und zu ihrer Schwiegertochter auf Besuch kommt, tröstet die Schwiegertochter auf ihre Art: „Ach, höre doch nicht darauf, was die Weiber alles so zusammentratschen. Der Junge gleicht seinem Vater aufs Haar. Er ist eigensinnig und verschwiegen. Glaubst du, meinem Mann wäre es einmal eingefallen, mir zu erzählen, weshalb er nach seiner Arbeitszeit zu diesem oder jenem in die Wohnung ging? Manchmal brachte er mir irgendein Päckchen mit nach Hause, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Ich wußte selbst, daß das zum Aufheben und Verstecken war. Mein Mann wußte ganz genau, was er tat, und Franek weiß ebenfalls, was er zu tun und zu lassen hat! Wenn er dir nicht erzählt, wohin er gehen muß, dann heißt das, daß er nicht darüber sprechen darf! Du solltest ihn deshalb auch nicht mehr fragen."

So vergingen Jahre. Kowalski wurde zum Komitee für öffentliche Sicherheitsfragen nach Warschau versetzt. Obwohl er im Laufe der Zeit einen immer höheren Dienstgrad erreichte, blieb er stets der bescheidene Mensch, und in seinem persönlichen Leben änderte sich nichts. Seiner Arbeit ist es auch mit zu verdanken, daß die Banden in den Wäldern vernichtet wurden und die Untergrundbewegung der UPA zerschlagen wurde.

Witwen und Waisen beweinen ihre Männer und Väter, die bei der Abwehr von Anschlägen gegen die Errungenschaften Volkspolens in den Reihen der Staatssicherheitsorgane gefallen sind; und das Ende dieses Kampfes ist noch nicht abzusehen.

Doch unsere Kräfte werden durch diesen Kampf nicht geringer.

Reinhard Gehlen — „ein Mensch ohne Gesicht", der zu dieser Zeit in seinem Hauptquartier im fernen Bayern wirkt, — trachtet auch dem Franek Kowalski und seiner Frau nach dem Leben, wie nach dem Leben vieler anderer, die täglich im Kampfe mit dem Adenauerschen Spionagedienst stehen. Sehr vieles könnte man über die Schwierigkeiten und die großen Anstrengungen erzählen, mit denen die Angehörigen der Sicherheitsorgane zu kämpfen haben. Die Ursache dieser Schwierigkeiten liegt nicht so sehr in den persönlichen Entbehrungen, dem freiwilligen Verzicht auf ein geregeltes Privatleben. Ein Offizier der polnischen Staatssicherheit sagte mir während einer kurzen Unterhaltung über diesen stillen Kampf mit den Agenten der Spionageorganisation Gehlen:

„Ein Arbeiter, der nach seiner schweren täglichen Arbeit nach Hause kommt, kann meist sagen, daß er an diesem Tage seine Aufgabe erfüllt hat, daß er am Feierabend der nachfolgenden Schicht die Maschine ordnungsgemäß übergeben hat. Wer kann mir aber garantieren, daß ich es bereits geschafft habe, das Spionagenetz gänzlich zu zerschlagen, für dessen Zerschlagung ich verantwortlich gemacht wurde? Wer kann mir dafür bürgen, daß es nicht doch noch eine Lücke in dem Netz gibt, daß ich zur Vernichtung eines Spions auch alles richtig bedacht habe und er keine Möglichkeit findet, uns noch zu entschlüpfen? Gewöhnlich entledigt sich der Arbeiter all seiner Sorgen um die Arbeit, wenn er abends nach Hause kommt. Wir aber nehmen unsere Sorgen meist noch nach Hause mit."

Das Ehepaar Kowalski bildet keine Ausnahme von dieser Regel. Die Jahre vergingen, und Frau Kowalski gewöhnte sich an die nächtlichen Telefonanrufe, die hartnäckig die Stille des schlafenden Hauses störten, die plötzlichen Fahrten und das wochenlange Fernbleiben ihres Mannes. Sie wußte nun, daß all das unzertrennlich mit seiner Arbeit verbunden ist.

Oft, wenn sie sich mit ihrem Manne unterhalten wollte, merkte sie, daß er ihr gar nicht recht zuhörte und mit seinen Gedanken ganz woanders war. Sie wußte, daß seine Gedanken keineswegs einer anderen Frau galten, sondern daß sie sich mit seiner Arbeit beschäftigten. Die Sache, die Aktion, die Aufgabe und wie das noch alles heißen mag, beschäftigten ihn fortwährend.

Auch an diesem Abend stellt Stanislawa Kowalski ihrem Mann keine Fragen. Sie legt nur noch rasch einen Pullover in seine Aktentasche.

„Die Nächte sind doch recht kalt", sagt sie.

Kaum drei Stunden später setzt auf einem der Flugplätze im Bezirk Opole ein Kurierflugzeug der polnischen Sicherheitsorgane zur Landung an.

Der Offizier Kowalski beobachtet die Signallichter, die der Reihe nach aufleuchten und dem Flugzeugführer bestimmte Hinweise für die Landung geben.

‚Wenn ich doch bloß so leicht die Hinweise für mein weiteres Verhalten bekommen könnte‘, sagt er leise zu sich selbst.

Er hat eine kurze Visite im Komitee für öffentliche Sicherheitsfragen hinter sich. Dort hat man ihm einen kleinen Zettel in die Hand gedrückt, den er jetzt sorgsam in seiner Brieftasche bei sich trägt.

Was auf diesem Zettel stand? — Das weiß ich nicht. Man sagte mir nur, daß auf diesem Zettel wichtige Hinweise, aber keinesfalls detaillierte Handlungsvorschriften vermerkt waren. Vielleicht war es eine chiffrierte Mitteilung von der Filiale für „Tiefe und Forschung“ in Westberlin an die Vorgesetzten in Augsburg, von wo aus die Spionagearbeit der Gehlen-Organisation gegen Polen geleitet wird. Vielleicht war es eine Mitteilung an diese Stelle, daß ein neuer Agent nach Polen auf die Reise geschickt wurde. Oder war es eine Aufstellung der Verbrecher, die in letzter Zeit aus Polen geflohen sind, und deren Rückkehr als Agenten zu erwarten war?

Jedenfalls sagten mir die Offiziere des Sicherheitsapparates, daß in ihrer Arbeit auch der geringste Hinweis ein wichtiger kriminalistischer Baustein zur Aufklärung eines Falles sein kann. Die erste Bedingung für den Erfolg ihrer Tätigkeit ist das Beherrschen der Kunst, das Leben zu kennen und alle Möglichkeiten, auch die entferntesten, einzukalkulieren.

Kowalski beobachtet das Landemanöver des Piloten und denkt dabei an die Entwicklung dieses Teiles unseres Landes — von einer absichtlich in Rückständigkeit gehaltenen Randprovinz des Deutschen Reiches bis zur Wiedereingliederung in unser Vaterland, als ein Landesteil, der täglich durch den stürmisch vorwärtsschreitenden Aufbau sein Gesicht verändert, der von einer preußischen Agrarprovinz zu einer industriell hochentwickelten Wojewodschaft Volkspolens umgestaltet wird. Fast ein halbes Tausend Landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften gibt es heute in der Wojewodschaft Opole. Immer neue Fabrikhallen werden errichtet und wachsen

dort buchstäblich aus der Erde, wo noch vor einem Jahre das Getreide auf dem Halm stand.*)

Insgesamt betrachtet, war die deutsche Wirtschaft nur darauf bedacht, die nicht ständig beschäftigte Bevölkerung aus dem Oppelner Bezirk als billige Arbeitskräfte für das übrige Reichsgebiet zu verwenden. Die Oberschlesier arbeiteten in den Großkonzernen des Ruhrgebiets und als Saisonarbeiter bei den sächsischen Großgrundbesitzern. In der Zeit von 1910 bis 1925 sind mehr als 104 000 Menschen aus dem Oppelner Bezirk auf der Suche nach Arbeit und Brot ausgewandert. Im Januar 1933 war in den Reihen der Arbeiterklasse des Oppelner Bezirks jeder Zehnte arbeitslos. Die preußische und die faschistische Fremdherrschaft wollten in Oberschlesien so wenig wie möglich investieren, aber so viel Profit wie möglich aus dem Lande herausholen.

Trotz mancher Fehler, die wir nach der Befreiung vom faschistischen Joch im Bezirk Opole gemacht haben, schreiten die demokratische Umerziehung und die patriotische Aufklärung der Bevölkerung und die Festigung der jungen polnischen Volksrepublik ständig vorwärts.

Die Wojewodschaft Opole spielt heute in der gesamten Volkswirtschaft Volkspolens eine bedeutende Rolle. Die Bevölkerung atmete auf — die Zeiten, wo die Oberschlesier mit der Mütze in der Hand Knechte der preußischen Ausbeuter waren — sind vorüber.

Die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei scharte die KPD-Mitglieder um sich sowie die um die Sache der Arbeiterklasse am meisten verdienten schlesischen Aufständischen und mobilisierte mit ihnen gemeinsam die werktätigen Massen zu einer noch nie dagewesenen Leistung für den Aufbau des Landes. Die Volksmacht hat den Einheimischen das große und stolze Gefühl der Zugehörigkeit zum polnischen Volk zurückgegeben. Die Liste all jener ehemaligen Arbeitslosen und durch die Faschisten und ihre Polizei Gequälten ist sehr lang. Viele von ihnen haben heute wichtige Funktionen in der Wirtschaft und im Staatsapparat des Bezirks Opole und anderer Bezirke inne.

General Gehlen und die Mitarbeiter seiner Spionageorganisation beschreiten die verschiedensten Wege, um zu ihrem Ziel zu gelangen. So versuchen sie gerade dort Fuß zu fassen, wo die politische Aufklärungsarbeit unter den Massen noch Schwächen hat. Sie versuchen nicht nur jene Elemente für ihre Zwecke auszunutzen, die

---

*) Fast alle Daten über die Vergangenheit und die Gegenwart der Wojewodschaft Opole sind dem Nachwort entnommen, das Richard Hajduk zu dem im Jahre 1954 im Literatur-Verlag in Krakow erschienenen Werk „Pamietniki Opolan" geschrieben hat. (Dieses Buch erscheint demnächst im Kongreß-Verlag unter dem Titel „Erinnerungen aus Oberschlesien".)

sich krimineller Vergehen schuldig gemacht haben, sondern sie spekulieren auch auf die Naivität bestimmter Leute und ihre politische Rückständigkeit. Aus der Asche und den Trümmern des „Dritten Reiches“ versucht Gehlen, die noch glimmenden Reste wieder anzufachen, die hier und da, unbelehrbar und unzufrieden, noch vorhanden sind. Diese Überbleibsel des „Dritten Reiches“ versucht er zu gewinnen, um einen neuen Weltbrand, einen dritten Weltkrieg, zu entfesseln.

DER FISCH HAT ANGEBISSEN!

Unmittelbar nach seiner Ankunft trifft sich Kowalski mit zwei Mitarbeitern der Staatssicherheit, die den Bezirk Opole genau kennen.

Nur in Kriminalfilmen finden solche Zusammenkünfte in Geheimkabinetten statt und an Schreibtischen, die mit einer ganzen Anzahl geheimnisvoller Knöpfe ausgestattet sind, die sämtlich einem besonderen, möglichst gruseligen Zweck dienen.

In Wirklichkeit sind solche Besprechungen nüchtern und sachlich. Die drei Mitarbeiter der Sicherheitsorgane vergleichen miteinander verschiedene Daten, Tatsachen, Begebenheiten und Vermutungen und erarbeiten gemeinsam einen Plan für ihre weitere Tätigkeit. Von Vermutungen bis zu begründeten Schlußfolgerungen, vom reinen Verdacht bis zum Zerschlagen des feindlichen Spionagenetzes ist es ein sehr weiter Weg. Diese Lagebesprechung wird in einem nüchtern eingerichteten Büroraum abgehalten, dem Arbeitszimmer des Chefs der Dienststelle. Er ist nicht anwesend, denn das Kreiskomitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei hat ihn — wie übrigens jeden anderen Parteifunktionär — gerade zur politischen Massenarbeit eingesetzt.

Die Informationen, die die drei Mitarbeiter des Sicherheitsapparates bis jetzt besitzen, sind noch sehr kärglich. Sie können in eine Sackgasse führen, aber auch die Grundlage für gute Resultate sein. Außer der Information, die Kowalski aus Warschau mitbrachte, bestätigen alle übrigen Angaben bereits die Richtigkeit der Vermutungen. Darum . . .

*

Die Flucht von Henryk Koj und Alfred Pietruszka nach Westberlin war den Sicherheitsbehörden bekannt. Man wußte auch, daß sie sich abgesetzt hatten, um der Bestrafung für ihre Diebstähle zu ent-

Was mag Koj in dieser Nacht dem Mädel versprochen haben? Die „ewige Liebe“ oder die Ehe? Oder „ein großes Erlebnis“ und viel „Glück“? Uns ist nur bekannt, daß **Elsbeth Stoklosa** von Koj drei Uhren als Be- und Anzahlung erhielt, und auch, daß er ihr die erste Lektion erteilte, wie sie mit Geheimtinte umzugehen hat.



Auf der Schwelle steht Ignacek. Elsbeth Stoklosa springt von ihrem Stuhl auf. Sie ist sichtlich überrascht. „Darf ich die Herren miteinander bekanntmachen,“ stammelt sie, „das ist mein Verlobter, Herr **Wladyslaw Ignacek . . .**“

„Stell dir vor, Henryk, ich treffe meinen Cousin, den **Herbert Kopc.** Wir kennen uns schon von Kindheit an. ‚Was machst du denn hier in Uniform', frage ich ihn. Da erzählt er mir, daß er beim Militär dient und jetzt Urlaub hat. Ihm die Zunge zu lösen, war gar nicht so schwer. Gleich zu Beginn unserer Unterhaltung gab ich ihm eine Uhr. Weißt du, er ist Oberschütze, und . . .



. . . ich dachte mir, daß er doch einiges wissen muß, was uns interessiert. Anfangs wollte er ja nicht so recht und war widerspenstig, sehr widerspenstig sogar! Aber nach einigen Zusammenkünften zeichnete er mir aus dem Gedächtnis einige Skizzen, zum Beispiel die Lage der Kasernen, das Exerzierfeld und andere interessante Dinge."



„Meiner Schwester habe ich gesagt, daß sie alle Nachrichten von Kopc sofort an die Zentrale weiterleiten soll. Die **Erna** ist ja ein sehr begabtes Mädel. Die Geheimschrift hat sie schnell begriffen."



„Sie heißt Olszewska, **Eva Olszewska.** Sie wird jetzt etwa achtundzwanzig Jahre alt sein. Ich lernte sie im Sommer 1948 in Ziegenhals kennen, sie war als Zimmermädchen im Hotel ‚Partisan' beschäftigt."

„Da sieht sie also, daß ich ‚Piecha' heiße! Jetzt hat sie mich natürlich ausgefragt, wieso und warum ich so heiße. Daraufhin sagte ich ihr, daß ich eine gute Stellung hätte und so weiter. Sie war ja sehr erschrocken; und ich habe ihr versprechen müssen, daß wir beide bis zum Ende der Welt zusammen bleiben werden, weil sie mich doch liebe, und daß wir es gut haben werden. Sie ließ sich dann auch wieder beruhigen. Ich gab mir alle Mühe, obwohl ich sehr müde war und am liebsten geschlafen hätte."

ZWIĄZEK ZAWODOWY
METALOWCÓW W POLSCE

Legitymacja № 83079

Władysław Piecha

Własnoręczny podpis właściciela legitymacji
E-09354

Nazwisko Piecha

Imię Władysław

Miejsce i rok urodzenia

Zawód ślusarz

Data wstąpienia po raz pierwszy do Związku

Data wstąpienia do obecnego Związku

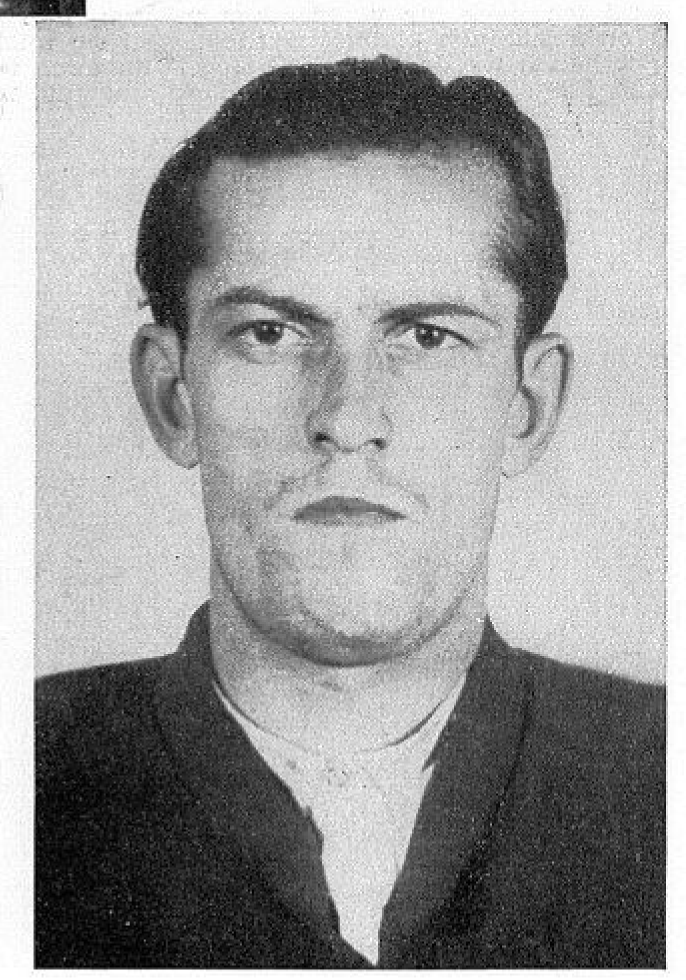
dnia

Sekretarz

Przewodniczący



„Nicht nur eine, sogar zwei Personen, und nicht nur irgendwelche! . . . Ich glaube, wir können sie für die toten Briefkästen auf dem Friedhof von Alt-Gleiwitz und an dem Chausseestein gebrauchen. Ich habe dir doch schon erzählt, daß ich in Alt-Gleiwitz eine Cousine habe, **Anna Moskal** heißt sie. Sie ist ja selber noch sehr jung und ziemlich dumm, . . .



. . . **ihr Mann** arbeitet aber in einer Fabrik, die unseren Freund Kaiser sehr interessiert.“

gehen. Es wurde auch festgestellt, an welcher Stelle sie illegal die Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik überschritten hatten und daß sie es waren, die versucht hatten, einen Volkspolizisten zu ermorden. (Ihre Prahlerei, den Volkspolizisten umgebracht zu haben, entsprach nicht ganz den Tatsachen. Koj und Pietruszka hatten zwar den Volkspolizisten in der Absicht überfallen, ihn zu ermorden. Dank der schnellen Hilfe eines Arztes konnte dem Überfallenen jedoch das Leben gerettet werden. Selbstverständlich sind das für Koj und Pietruszka keine strafmildernden Umstände.)

Es war anzunehmen, daß die beiden Verbrecher eines Tages als ausgebildete Spione nach Polen zurückkehren würden. Das war aber nur eine Vermutung. Wann? An welcher Stelle? Zu welchem Zweck und mit welchen Aufträgen? In welcher Gegend Polens würden sie auftauchen? Gemeinsam oder getrennt? Ob mit Spionage- oder mit Sabotageaufträgen? Diese Fragen konnte man vorläufig noch nicht beantworten. In den Fahndungsbüchern der Milizdienststellen des ganzen Landes waren auch Bilder von Koj und Pietruszka enthalten. Es hieß nun abwarten.

Zuerst kam die Meldung von einer Grenzposten-Station: „Auf dem Grenzstreifen Boleszkowice-Mieszkowice wurden Spuren von zwei illegalen Grenzgängern festgestellt. Die sofort zur Verfolgung angesetzten Spürhunde nahmen aber die Spuren nicht mehr auf." Die Kontrolle des Fahrkartenverkaufs auf vier Bahnhöfen in der Umgebung ergab ebenfalls keinerlei greifbare Resultate oder besondere Hinweise. Zu jener Zeit wurden nur Fahrkarten für Reisen in die nächste Umgebung gekauft, aber nicht nach dem Inneren des Landes. Auf der Liste der mutmaßlichen illegalen Grenzüberschreiter befanden sich, wie bereits gesagt, auch Koj und Pietruszka. Es war nicht anzunehmen, daß die beiden sofort zu ihren Eltern fahren würden. Wahrscheinlicher war, daß sie zunächst ihre Freundinnen aufsuchten.

Das Treiben dieser Mädel beschäftigte die Staatssicherheitsorgane sehr. Von Anfang an war man sich darüber im klaren, daß eine Überwachung nicht einfach sein würde. Interessant ist übrigens, daß man die uns bereits bekannte Elsbeth Stoklosa in diesem Zusammenhang gar nicht mit in Betracht gezogen hatte. Von ihr war bekannt, daß sie den Verlust des Koj nach seiner Flucht nach Westberlin sehr rasch überwunden, inzwischen den Eisenbahner Ignacek kennengelernt und sich mit ihm verlobt hatte. Die Mitarbeiter der polnischen Staatssicherheitsorgane darf man natürlich nicht als Übermenschen betrachten, die eine besondere Fähigkeit besäßen, alle Rätsel spielend zu lösen. Darum ist dieses Spionage-Kleeblatt erst später entlarvt worden.

Beim Studium der Dokumente dieser Spionageaffäre wurde ich von einem Offizier auf eine Information aufmerksam gemacht, die die Untersuchung auf eine neue Spur lenken, aber auch in eine Sackgasse führen konnte.

Im Sommer 1953 tauchte bei der Mutter von Koj ein Mädchen auf, das sich bitter darüber beklagte, von Henryk im Stich gelassen worden zu sein. Name und Anschrift dieses Mädchens hatte man nicht. Es war nur bekannt, daß es in Zielona Gora (Grünberg) wohnhaft sein sollte. In einem Betrieb, in dem Koj gearbeitet hatte, wurde festgestellt, daß man ihn einmal auf Montagearbeit geschickt hatte, zwar nicht nach Zielona Gora, aber nach Nowa Sol (Neusalz) im Bezirk Zielona Gora. Nachforschungen ergaben, daß Koj während dieser Zeit in einem Arbeiterwohnheim untergebracht gewesen war. Der Portier dieses Heimes ist ein älterer Mann, der seit langer Zeit in dieser Gegend ansässig ist. Erst als ihm das Foto von Koj vorgelegt wurde, konnte er sich entsinnen, daß dieser Mann dort gewohnt hatte. An seinen Namen konnte er sich aber nicht mehr erinnern. Das war auch nicht unbedingt erforderlich, viel wichtiger war die Auskunft des Portiers, daß Koj damals mit einem jungen Mädchen verkehrte, das mit Mutter und Schwester gemeinsam in Nowa Sol wohnte. Er wußte es deshalb so genau, weil das Mädel oftmals in der Portierloge auf Koj gewartet hatte. So konnte er sie auch genau beschreiben. Diese Spur führte zur Familie Budzinski, doch war alles noch ziemlich zweifelhaft.

Jetzt war die Kontrolle des Fahrkartenverkaufs schon lohnender. Kurze Zeit nach der Verletzung der Staatsgrenze waren in Nowa Sol zwei Fahrkarten nach Gogolin gelöst worden. Da es für diese Strecke keine gedruckten Fahrkarten gibt, hätte der Fahrkartenverkäufer zwei Fahrscheine ausschreiben müssen. Er konnte sich noch gut daran erinnern. Eine lange Schlange Wartender stand vor seinem Schalter, und irgend jemand machte den Vorschlag, den Fahrschein nach Gogolin gleich für zwei Personen auszuschreiben. Damit war der junge Mann, der die Fahrkarten verlangt hatte, sofort einverstanden gewesen. Daraus konnte man also schließen, daß zwei junge Männer in den Bezirk Opole gefahren waren. Koj und Pietruszka aber stammten aus diesem Bezirk.

Eine andere Kleinigkeit, die normalerweise niemandem besonders aufgefallen wäre, war die Prahlerei der Rita Budzinski mit ihrer neuen Uhr, die sie stolz ihren Arbeitskolleginnen zeigte. Dabei erzählte sie von ihrem spendablen Freund Henryk und von den Abenteuern, die sie mit ihm gemeinsam erlebt hatte.

Alle diese sorgsam zusammengetragenen Fakten besagten, losgelöst voneinander, gar nicht viel. Insgesamt jedoch bestätigten sie die Ver-

mutungen der Mitarbeiter der Staatssicherheit und versteiften ihren Verdacht auf Koj und Pietruszka. Immer neue Meldungen wurden in die Akte eingeheftet und sorgsam ausgewertet.

Eines Tages traf eine ganz besonders wichtige Meldung ein. In einem bestimmten Ort der Wojewodschaft Opole erschien an einem frühen Nachmittag bei der örtlichen Dienststelle der Sicherheitsbehörden eine ältere Frau. Sie sagte dem Wachhabenden, sie wünsche den „Kommandanten" persönlich zu sprechen. Der Wachhabende brachte die Frau zum Leiter der Dienststelle. Da hinter dem Schreibtisch ein noch ziemlich junger Mann saß und sie nach ihren Wünschen fragte, war die alte Frau vorerst noch mißtrauisch. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß ein so junger Mensch schon „Kommandant" einer so wichtigen Dienststelle sei. Recht verlegen bat die alte Frau den „Herrn Kommandanten", sie nicht etwa auszulachen, sondern ernst zu nehmen. Nachdem der Offizier die alte Frau beruhigt und ihr zugesichert hatte, daß er sie ganz gewiß nicht auslachen und ihre Angelegenheit ernst nehmen würde, brachte die Frau ihr Anliegen vor.

Sie erzählte, ihr Sohn habe am Sonntag gesagt, er wolle sich eine neue Uhr kaufen. „Da sagte ich zu ihm: ‚Warum denn nicht, mein Junge, die Uhr sollst du dir ruhig kaufen, du verdienst doch gut und hast auch schon eine ganze Menge Geld gespart.' Da sagte mein Sohn — er ist ein guter Junge, Herr Kommandant, nur noch sehr unerfahren —, daß es ein einmaliger Gelegenheitskauf wäre. Er erzählte immer weiter, und schließlich verriet er mir, daß er die Uhr weit unter dem üblichen Preis kaufen könne, unter der Bedingung, daß er sie sofort bar bezahle. Daraufhin erkundigte ich mich, ob die Uhr nicht etwa aus gestohlenem Gut stamme, und mein Sohn sagte mir, daß alles in Ordnung wäre. Das Angebot hätte ihm Henryk Koj gemacht. Ich habe meinem Jungen gesagt, ich würde ihn aus dem Hause jagen, wenn er mir mit einer solchen Uhr ankäme. Mein Junge ist dann aus dem Hause gestürzt. Er ist so ein Dickkopf, Herr Kommandant, er kommt ganz nach meinem Manne. Ich bitte Sie doch sehr, Herr Kommandant, nehmen Sie sich meines Jungen an, denn ich möchte doch nicht, daß er auf schlechte Wege gerät und vielleicht gestohlenes Gut kauft. Das ist doch strafbar. Dieser Koj, das war schon immer ein Taugenichts. Wer weiß, wo der die Uhr her hat, die er jetzt zum Verkauf anbietet!"

Der Dienststellenleiter beruhigte die besorgte Mutter und bestätigte ihr, daß ihr Sohn diese Uhr selbstverständlich nicht kaufen dürfe, daß ihre Meldung aber gut sei, und er würde ihr, der Mutter, ganz bestimmt helfen. Die Frau verließ die Dienststelle, auf dem Flur segnete sie noch einen ihr begegnenden Offizier und auch den

Wachhabenden, der über das Benehmen der Frau sehr überrascht war. Der „Kommandant“ gab sofort einen Bericht an seine vorgesetzte Dienststelle. Er wunderte sich allerdings über nichts. So manches Verbrechen wurde bisher mit Hilfe der Bevölkerung aufgeklärt. Die Meinung der Alten über Koj, daß er schon immer ein Taugenichts gewesen sei, war dem Offizier nichts Neues, wichtig dagegen erschien die Tatsache, daß Koj in diesem Bezirk aufgetaucht war.

So wurde also die Vermutung bestätigt, daß Koj wieder in Polen weilte und hier sein Unwesen trieb. Wahrscheinlich war er in seinen Heimatbezirk zurückgekehrt, um hier unter seinen zahlreichen Verwandten und Bekannten für eine Agententätigkeit zu werben, schlußfolgerten die Mitarbeiter der Staatssicherheitsorgane.

Ungeklärt blieb, wer der zweite Mann war, der gemeinsam mit Koj die Grenze überschritten und ihn auch auf seiner Reise nach Gogolin begleitet hatte.

Die Untersuchung wurde im Dorfe Lowkowice (Jägershausen) fortgesetzt. Mitten im Dorf liegt das Haus der Familie Koj. Die Beobachtungen ergaben, daß die Familie Koj den Besuch der nächsten und auch entfernten Verwandten des Alfred Pietruszka erhielt, und das gerade in einer Zeit, da alle Menschen auf dem Lande angespannt auf den Feldern arbeiteten, um die Ernte einzubringen. Die Besucher kamen zu den verschiedensten Tageszeiten und führten ihre Gespräche trotz der herrschenden Hitze nur bei geschlossenen Fensterläden.

Die gesamte umfangreiche Voruntersuchung ergab aber immer noch keine ausreichenden Beweise für eine Spionagetätigkeit.

An einem der letzten Juliabende gingen die von den Erntearbeiten müden Bauern zur Nachtruhe und löschten in den Häusern das Licht. Nur bei den Kojs waren die Fenster bis spät in die Nacht hinein erleuchtet. Spätnachts wurde die Haustür geöffnet, und im Lichtschein, der aus der Stube fiel, sah man die Schatten von zwei Männern, die schnell und des Weges offenbar kundig das Anwesen verließen. Oft drehten sie sich um, aber es schien sie niemand zu beobachten. Ringsum war alles still und in nächtliches Dunkel gehüllt. Die beiden ahnten nicht, daß sie dennoch nicht allein ihres Weges gingen, sondern daß jemand ihnen folgte . . .

*

Als sich Henryk Koj in Gogolin bei Skowronek einnistete, faßten die polnischen Sicherheitsbehörden den Entschluß, seinem Treiben in Polen ein Ende zu bereiten. Deshalb wurde ein Haftbefehl gegen Koj wegen dringenden Spionageverdachts erwirkt.

Dabei mußte allerdings beachtet werden, daß es nicht einfach war, in einer so kleinen Ortschaft eine Verhaftung vorzunehmen, ohne dabei großes Aufsehen zu erregen. Wäre nämlich die Verhaftung bekannt geworden, hätte die Gefahr bestanden, daß seine Komplicen gewarnt wurden und die Möglichkeit erhielten, belastendes Material beiseite zu schaffen.

Es wurde festgestellt, daß sich Koj tagsüber im Hause des Skowronek aufhielt. Zuweilen wurde er am nahegelegenen Fischteich beobachtet, wo er, auf einem kleinen Steg sitzend, angelte.

Nun wird der Leser auch verstehen, weshalb sich der junge Mann im Sportgeschäft in Opole so sehr beeilt hat und die erstbeste Angel kaufte. Er sitzt jetzt in seinem Wagen, der gerade in die Ortschaft einfährt und in einer Seitenstraße, an der Scheune der LPG, stehenbleibt. Der „Sportangler" verläßt mit einem zweiten Fahrgast das Auto. Der Kraftfahrer bleibt im Wagen. Der zweite Mann macht es sich in den Büschen am Teich bequem. Der „Sportangler" selbst . . .

Hier muß ich den Leser auf etwas aufmerksam machen. In letzter Zeit ist es bei uns in Polen so, daß in den neuesten Filmwerken die Festnahme von Spionen gewöhnlich beim Angeln geschieht. Diese Idee der Filmleute wird hier in der Tat geschildert. Mit besonderem Nachdruck möchte ich als Reporter betonen, daß ich für die im Film gefangenen großen „Fische" keine Verantwortung übernehmen kann. In dem von mir geschilderten Falle sprach ich selbst mit den dabei mitwirkenden Akteuren des großen „Fischfangs".

Die Sonne meint es an diesem Tage wirklich gut und brennt vom Himmel herunter. Hier am Teich weht eine angenehme kühle Brise. Henryk Koj sitzt sorglos auf dem Steg und angelt. Das Wasser spiegelt die Sträucher und die Bäume, die am Rande des Teiches stehen, wider, und das Schilf wiegt sich leise im Wind. Er langweilt sich allein. Gern würde er sich mit jemand unterhalten. Deshalb beobachtet er interessiert einen Mann, der am Ufer des Teiches entlanggeht und offenbar nach einem geeigneten Angelplatz Ausschau hält. Jedoch geht sein Interesse nicht weiter als das eines Anglers an einem anderen, der in sein Anglerrevier eindringt.

Könnten wir die Gedanken des „Amateur-Anglers" lesen, würden wir erfahren, daß er überlegt, wie er den Koj am besten in die Büsche zu locken vermag, denn die Verhaftung hier auf dem Steg könnte ein Dritter sehr leicht beobachten.

Der „Sportangler" schlendert an dem Steg vorüber. Er geht weiter am Ufer entlang, als suche er nach einer guten Angelstelle. Sichtlich

unbefriedigt kehrt er zum Anglersteg zurück und nimmt neben dem Spion Platz. Mit gespielter Sachkenntnis macht er seine Angel zurecht und wirft sie aus, genau so, wie es wahrscheinlich viele Angler in diesem Augenblick in der ganzen Welt tun. Gewöhnlich sagt man, daß Angeln die Nerven beruhigt. Dieser Fall hier bildet aber bestimmt eine Ausnahme von dieser Regel. Der Mitarbeiter der polnischen Staatssicherheitsorgane vergißt keinen Augenblick, welchen Fisch zu fangen er hierhergekommen ist. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß er in kurzer Zeit seine Beute im Netz haben wird.

Der Agent ist nur mit Hemd und Hose bekleidet. Mit den Augen tastet der Mitarbeiter der Sicherheitsorgane die Kleidung Kojs ab, um festzustellen, ob er eine Waffe bei sich trägt. Es scheint nicht so. Es wird Zeit, denkt er, den Köder nach diesem Landfisch auszuwerfen.

„Was meinen Sie, mein Herr, kann man hier wild angeln?“

Henryk Koj sieht den Fragenden prüfend an.

„Ich habe selber auch keine Angelkarte. Trotzdem angele ich hier seit einigen Tagen und habe noch keinen einzigen Milizionär gesehen.“

„Und beißen die Fische?“

„Heute nicht. Gestern hatte ich mehr Glück.“

„Und was haben Sie geangelt?“

Eine Viertelstunde lang fachsimpeln die beiden. Die Fische wollen heute überhaupt nicht beißen. Der „Sportangler“ reckt seine Arme, bis es kracht. Er schlägt vor, die Angeln ruhig liegen zu lassen und ein wenig den kühlenden Schatten aufzusuchen.

„Der Fisch hat es nicht gern, wenn man ihm zusieht. Wollen wir nicht lieber die Angeln festmachen und uns ein wenig in den Schatten der Sträucher legen? Wir rauchen uns eine dabei an und unterhalten uns vom Angeln. Vielleicht beißen die Fische dann eher an.“

Koj nimmt den Vorschlag und die Zigarette an. Sie legen sich neben die Sträucher und plaudern von allem und nichts, wie man es an einem so heißen Augustvormittag am Rande eines Gewässers zu tun pflegt. Koj erzählt sehr angeregt von Weißfischen, Hechten, Karpfen und Schleien, bis endlich zu seiner jähen Ueberraschung, im gleichen ruhigen Erzählertone, die Worte seines Gesprächspartners an sein Ohr dringen:

„Sie sind verhaftet! Legen Sie die Hände hinter den Kopf und bleiben Sie ruhig liegen!“

Koj führt den Befehl gehorsam aus. Beim Hochheben der Hände richtet er zwar den Oberkörper auf, bleibt aber auf dem Rasen sitzen. Er sieht einen Revolver auf sich gerichtet. Sein „Anglerfreund“ hat sich nicht einmal aus seiner Lage erhoben. Ein zufälliger Zeuge dieses Vorfalls müßte ganz nahe herankommen, um sehen zu können, was hier vor sich geht. Aber gar nicht zufällig erscheint ein dritter Mann auf der Bildfläche und geht ruhig auf Koj zu. Der starrt immer noch gebannt auf den Lauf des Revolvers und bemerkt den dritten Mann gar nicht, obwohl das Geräusch knackender Äste sein Kommen von weitem ankündigt. Alle drei Männer sitzen jetzt auf der Erde. Einige Handgriffe und die beiden Mitarbeiter der Sicherheitsorgane haben sich davon überzeugt, daß Koj keine Waffe mitführt. Seine Personalpapiere hat er bei sich — und die sind selbstverständlich in bester Ordnung . . .

„Wissen Sie, Herr Linek, es wäre besser, Sie hätten Ihre persönlichen Sachen bei sich. Warum wollen Sie die bei fremden Leuten zurücklassen?“

„Jan Linek“ schreibt also einen Zettel an seine Gastgeberin Frau Skowronek: Er bittet sie, seinem Freunde seine persönlichen Sachen herauszugeben, da er selbst plötzlich verreisen müsse. Der Zettel erweckt bei der Hausfrau kein Mißtrauen, denn der Mutter des Skowronek hatte Koj erzählt, daß er mit einem Freunde auf Montagearbeit hier wäre und eventuell einmal sehr schnell wieder zurückfahren müsse.

Die drei Männer am Teich gehen dann friedlich mit den Angeln auf der Schulter zu dem Auto, das auf sie wartet. „Jan Linek“ wird darauf hingewiesen, daß jeder Fluchtversuch zwecklos wäre und für ihn ein tragisches Ende nehmen könnte. Der Wagen setzt sich in Bewegung, und auf Umwegen, die Ortschaft meidend, kehren alle nach Opole zurück.

Es ist um die Mittagszeit des 14. August 1953. Henryk Koj hat in den vergangenen Wochen sein Spionagenetz mühsam aufgebaut. Viele Informationen hat er in dieser Zeit gesammelt, besonders über Standorte verschiedener Militäreinheiten, Informationen über Flugplätze, die Bewaffnung der Armee und über die verschiedensten Industrieobjekte. Seine Absicht, diese Berichte ordentlich auszuschmücken und dann teuer zu verkaufen, mißlang. Alle seine Pläne wurden zunichte gemacht, denn ihn erwartet die Untersuchungshaft — jetzt folgt die Abrechnung für seine Verbrechen.

Gleichzeitig wird das braune Spinngewebe, das die beiden Agenten in Polen gesponnen haben, zerrissen. Die Gefängnistore werden hinter allen denjenigen Personen geschlossen, die auf die Ver-

sprechungen von Koj und Pietruszka hineingefallen sind. Letzterer befindet sich immer noch in Freiheit und führt, fleißig wie eine Biene, seine Spionagearbeit weiter durch.

DIE GEGENÜBERSTELLUNG

„Alfred Juranek, geboren am 21. April 1927 in Szopienice, dortselbst wohnhaft, verlor seinen Personalausweis . . .“

Ein solches Inserat sollte in irgendeiner Zeitung in Gorny Slask erscheinen. Die Anzeige wurde aber in keiner Redaktion aufgegeben und folglich auch nicht veröffentlicht. Die Geschichte dieser beabsichtigten Veröffentlichung ist durchaus nicht alltäglich.

Am 30. August 1953, etwa gegen 13.00 Uhr, wurde der Hüttenarbeiter Alfred Juranek aus einem Hüttenwerk in Szopienice (Schoppinitz) vor das Werktor gerufen.

Dort wartete Alfred Pietruszka auf ihn. Nach einer kurzen Unterredung stimmte der ehemalige Arbeitskamerad Pietruszkas Vorschlag zu. Was kann denn schon Böses dabei sein, nach Prudnik (Neustadt) fahren und dort irgendeine Frau aufsuchen? Natürlich finanziert Pietruszka die Fahrt —, für diese Gefälligkeit hat er Juranek außerdem noch eine Extrabelohnung versprochen. Vielleicht ist das eine verheiratete Frau, und er hat Angst vor ihrem Manne? — Er war schon immer ein Schürzenjäger, denkt Juranek.

Nach der Arbeit begibt sich Juranek mit seinem ehemaligen Arbeitskameraden auf den Weg.

In Kedzierzyn müssen sie auf den Anschlußzug warten. Sie verlassen das Bahnhofsgebäude und gehen auf eine in der Nähe gelegene kleine Wiese. Dort nutzt Pietruszka die Zeit und erzählt Juranek von dem herrlichen Leben in Westdeutschland. Er informiert ihn, geheimnisvoll tuend, davon, daß die Oder-Neiße-Grenze durch Adenauer rückgängig gemacht werden wird und dann . . .

Juranek ist von dieser Nachricht tief beeindruckt und fragt, wann es dazu kommen werde. Zu seinem Erstaunen erfährt er, daß das nur noch kurze Zeit dauern werde, in einigen Monaten würde alles erledigt sein.

Der Arbeiter sieht sich in der Gegend um: In der Ferne ragt die Silhouette des im Bau befindlichen neuen Chemie-Kombinats empor, auf den Bahngleisen folgt ein Güterzug dem anderen in Abständen von wenigen Minuten, und auf der Wiese tollen Kinder herum und spielen Ball. Sie wollen den letzten Ferientag noch einmal richtig

ausnutzen. Nichts, aber auch gar nichts deutet darauf hin, daß schon in den nächsten Monaten ein neuer Weltkrieg beginnen soll.

Juranek fühlt sich geschmeichelt, daß Pietruszka ihm soviel Vertrauen entgegenbringt und ihn in solche wichtigen Staatsgeheimnisse einweiht. Um ihm noch mehr zu imponieren, offenbart ihm Pietruszka, daß er für Adenauer arbeite, daß er — und hier beginnt er zu flüstern, obwohl kein Mensch in der Nähe ist, — für den besten Geheimdienst der Welt tätig sei. Hätte Juranek nur in diesem Moment die Möglichkeit gehabt, die Gedanken Pietruszkas zu erraten, dann hätte er die Hasenseele des Angebers zittern sehen.

Pietruszka spinnt seine Geschichten nicht etwa nur für Juranek allein, er will auch sich selbst bei der Stange halten, wie man so zu sagen pflegt. Er spürt, wenn auch nur dunkel, daß etwas faul ist. Ihn beunruhigt, daß er in letzter Zeit von Koj keine Nachrichten mehr bekommen hat. Deshalb schleppt er den Juranek mit, der soll ihm die Elsbeth Stoklosa herausrufen. Sie muß doch über Koj etwas wissen . . . Denn, denkt Pietruszka, wegen ihrer Verbindung zu Koj wird auch sie zu den verdächtigen Personen gehören, mit denen die Kontaktaufnahme Gefahr bedeutet. „Verrichte gefährliche Arbeit nie selber, wenn die Möglichkeit besteht, daß das ein anderer für dich tun kann“, so lehrte es Kaiser seinen Schüler Pietruszka. Warum auch nicht? Und als ein Mensch, der selber stets nach eisernen Grundsätzen handelt, schickt er ja seinen gelehrigen Schüler Pietruszka in den sicheren Tod!

Für alle Fälle, so tröstet sich Pietruszka und stärkt seinen Unternehmungsgeist von neuem, gibt es ja noch Vorgesetzte in Westberlin und in Westdeutschland, die werden ihm schon aus jeder brenzligen Situation heraushelfen! Mit diesem Märchen von der Unverletzlichkeit der Spione der Gehlen-Organisation imponiert er auch seinem Freunde Juranek außerordentlich.

Einigermaßen erstaunt ist aber Juranek, als sein Freund Pietruszka plötzlich ein Foto von ihm sehen will. Er sucht in allen Taschen nach einem Bild, kann aber keins finden. ‚Wozu will denn Pietruszka mein Foto sehen?‘ denkt er. ‚Ob er wohl eins zum Andenken an mich geschenkt haben will?‘

„Du hast doch ein Bild in deinem Personalausweis“, erinnert ihn Pietruszka.

Juranek greift in die Tasche und gibt Pietruszka seinen Personalausweis. Der steckt ihn mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit in die eigene Tasche, die nur jenen eigen ist, die selbst von ihrer Überlegenheit überzeugt sind. Dann greift er in seine Aktentasche, nimmt eine neue Schweizer Uhr heraus und überreicht sie — gleich-

falls wortlos — dem Juranek. Der versteht überhaupt nicht, was los ist.

„Hör mit dem Quatsch auf! Gib mir meinen Ausweis wieder!"

Pietruszka ist sehr ungehalten über den Kleinmut seines Kollegen. Er greift zum zweiten Mal in die Tasche, holt einen Zwanzig-Zloty-Schein hervor und drückt ihn Juranek in die Hand.

„Ach Gott, Wichtigkeit! Gibst eben in der Zeitung ein Inserat auf, daß du deinen Personalausweis verloren hast, und die Sache hat sich! Und die Armbanduhr gehört dir!"

Die beiden Alfreds — Juranek und Pietruszka (der erstere um seinen Personalausweis erleichtert, dafür aber um eine Armbanduhr und zwanzig Zloty reicher) — fahren weiter.

Sobald sie in Prudnik angekommen sind, fährt Juranek zu den Eltern der Elsbeth Stoklosa hinaus. Hier erfährt er, daß sich ihre Tochter bester Gesundheit erfreue und daß sie sehr bald heiraten werde.

Durch diese gute Nachricht in seiner Kampfstimmung gestärkt, geht Pietruszka mit seinem Helfer nach Prudnik zurück. Unterwegs zeigt er seinem Freund die geladene Pistole und beteuert, daß er vor niemandem und nichts Angst habe.

Trotzdem bittet er Juranek, für ihn mit Elsbeth Stoklosa für den nächsten Tag in Gliwice einen Treff zu vereinbaren. Sie soll an der kleinen Promenade auf ihn warten, unweit der Stelle, an der sie sich schon früher mit Henryk Koj getroffen hat. Juranek begibt sich als Helfershelfer des „Kanzlers der Aggression" auf den Weg zu Elsbeth Stoklosa. Auch diesmal kommt er mit einer guten Nachricht zurück. Elsbeth wird morgen nach Gliwice kommen . . .

„Gut, du kannst jetzt gehen", sagt Pietruszka zu Juranek und drückt ihm eine Handvoll Banknoten in die Hand, die er aus seiner Manteltasche geholt hat.

Inzwischen ist es ganz dunkel geworden, deshalb stellt sich Juranek erst einmal unter eine Straßenlaterne, um seinen Verdienst zu zählen. Er spuckt vor Wut aus: Für so einen weiten Weg und für dieses Gehetze hat er nur ganze zwei Fünfziger- und drei Fünfer-Scheine bekommen!

Alfred Juranek hat jetzt acht Jahre Zeit, darüber nachzudenken, daß selbst die kleinsten Dienste, die bewußt für die Gehlen-Organisation geleistet werden, sich niemals lohnen. Er kam auch nicht mehr dazu, das Inserat über den Verlust seines Personalausweises aufzugeben, den Pietruszka für die Agentenzentrale nach Westberlin mitnehmen wollte, damit die Gehlen-Organisation einen neuen Agenten mit diesem Ausweis ausrüsten könnte.

Der Bahnhof in Gliwice (Gleiwitz) ist zu dieser Stunde sehr belebt. Die Reisenden drängen sich auf den Bahnsteigen, und viele trinken im Bahnhofslokal noch rasch ein Bier oder eine Tasse Kaffee, nehmen noch schnell einen kleinen Imbiß zu sich. Dabei beachten sie aufmerksam die Durchsagen, welcher Zug in den nächsten Minuten abfahren wird.

An einem kleinen Tisch des Warteraumes sitzt ein junger Mann und unterhält sich flüsternd mit einer brünetten Frau, die einen ziemlich nervösen und zerfahrenen Eindruck macht.

Die Menschen, die für den Schutz der Öffentlichkeit vor den Adenauerschen Agenten verantwortlich sind, können die leise geführte Unterhaltung nicht mit anhören. Erst später erfuhren sie, daß Pietruszka im Wartesaal der Elsbeth Stoklosa beibringt, ihr Henryk sei verhaftet worden. Mit allem Nachdruck behauptet er, Ignacek, Elsbeths Verlobter, sei es gewesen, der Koj an die Staatssicherheitsorgane verraten habe. Er gibt ihr sein Ehrenwort, daß er sie über die Grenze und nach Westberlin bringen werde. Doch daran denkt Elsbeth Stoklosa in diesem Augenblick überhaupt nicht. Sie beschäftigt sich in Gedanken nur noch mit dem Schicksal Kojs, der ihr die Ehe und das große Glück versprochen hat. Sie denkt aber auch an ihren zweiten Verlobten, den Eisenbahner Ignacek, den sie selbst durch ihr Zureden in dieses Spinnennest verwickelt hat.

Im Lautsprecher wird die Abfahrt des Zuges angekündigt, den die Elsbeth Stoklosa benutzen muß. Beide erheben sich, denn es ist Zeit, Abschied zu nehmen. Pietruszka spielt den Freundlichen, um die erschrockene Frau bei der Stange zu halten, obwohl er selbst vor Aufregung und Angst zittert. Er hat gehofft, daß Elsbeth etwas über den Verbleib Kojs wüßte und er von ihr erführe, warum die Verbindung abgerissen ist. Sein innigster Wunsch ist es, Koj säße jetzt in seinem sicheren Unterschlupf in Prudnik in der Mickiewiczstraße 9, anstatt daß er das Risiko einer Reise durch Polen auf sich nehmen muß. Aber Koj kann doch nicht ohne irgendwelche Benachrichtigung verschollen sein, denkt Pietruszka. Gewiß wird er in Nowa Sol ein Lebenszeichen hinterlassen haben. Das ist seine letzte Hoffnung.

Es ist heute der frühe Nachmittag des 31. August 1953. Ein junger Mann in der Kleidung eines Studenten der Bergschule sitzt, von der Fahrt ermüdet, am Nebentisch im Warteraum des Bahnhofes. Deutlich versteht er die Worte Elsbeth Stoklosas:

„Ach, Henjek, Henjek, wann werde ich dich nur wiedersehen?"

Der Offizier, der eine Stunde später diesen Ausspruch in einer Meldung liest, unterstreicht die Worte mit einem Rotstift und zeigt sie seinem Kollegen:

„Wann wird sie Henryk Koj sehen können? Wahrscheinlich viel früher, als sie das in ihren kühnsten Träumen erwartet!“

*

Zwei Tage später spielt sich in dem gleichen Büroraum der letzte Akt dieses Dramas ab. An seinem Schreibtisch sitzt ein Offizier, an einem kleinen Tisch daneben nimmt der Protokollführer Platz. Wir beobachten diese Szene aus der ersten Reihe der Plätze.

Genau um 16.07 Uhr betritt ein kleiner, kräftiger, dunkelhaariger Mann das Zimmer. Er salutiert und meldet:

„Genosse Major, die beiden Untersuchungshäftlinge zur Gegenüberstellung vorgeführt!“

„Danke! Dann können wir anfangen.“

Kurze Zeit später wird eine junge Frau von zwei Mitarbeitern der Staatssicherheit in den Raum geführt. Es ist Elsbeth Stoklosa. Sie nimmt auf dem ihr zugewiesenen Stuhl Platz, dem Vernehmungsoffizier gegenüber.

Wir haben jetzt keine Zeit mehr, sie genauer zu betrachten, denn jetzt betritt, ebenfalls von zwei Männern begleitet, ein anderer Untersuchungshäftling das Zimmer. Beim Anblick der Frau und des Offiziers stutzt er. Es sieht fast so aus, als ob er zittere, oder täuschen wir uns? Scheinbar sicher und ruhig nähert er sich dem Schreibtisch des Offiziers und setzt sich ebenfalls. Dem Protokollführer erscheint dieser Augenblick äußerst spannend. Man sieht, wie er nervös mit dem Bleistift spielt und einen Knopf seiner Jacke dauernd auf- und zuknöpft. Vor ihm liegt ein Stoß unbeschriebener Zettel. Er schreibt das Datum auf und beginnt zu notieren:

„Elsbeth Stoklosa, wer ist der Mann dort?“

„Das ist Henryk Koj, mein Verlobter.“

„Henryk Koj, wer ist diese junge Frau?“

„Das ist Fräulein Elsbeth Stoklosa.“

„In welchen Beziehungen stehen Sie zu ihr?“

„Unsere Bekanntschaft ist rein zufällig. Natürlich waren unsere Beziehungen, wie man so sagt, intimer Art. Aber was das Fräulein über mich aussagt, ist erlo . . .“

„Danach hat Sie niemand gefragt! Sie behaupten, daß Sie das Fräulein nur zufällig kennen?“

„Wie ich sehe, Herr Major, denken Sie selbst auch ein wenig anders darüber. Das ist doch keine Frau für mich. Ein bis zwei Nächte, na ja, das hält man schon noch aus, aber für immer? Ich

möchte ehrlich sagen, es war mir in Prudnik zu langweilig, ich hatte dort niemanden, mit dem ich schmusen konnte, darum . . .“

Elsbeth Stoklosa springt vor Erregung vom Stuhl hoch. Die Worte des Mannes, für den sie durchs Feuer gehen wollte, haben sie tief getroffen. Der Mensch, der ihr Leben und das ihres Freundes Ignacek auf dem Gewissen hat, wagt es, sie in dieser Weise zu beleidigen.

Mit einer Handbewegung weist sie der Offizier wieder auf ihren Stuhl zurück.

Die Frau ist so erregt, daß sich ihre Sprache fast überschlägt. In abgehackten Sätzen redet sie sich alles vom Herzen. Sie erzählt von den gemeinsam verbrachten Nächten, von ihren Gesprächen, von seinem Eheversprechen, von seinen Erzählungen über die Unverletzlichkeit der Gehlen-Agenten und wie sie diesem Menschen zum Opfer fiel. Sie spricht von den Unterrichtsstunden über den Umgang mit der Geheimtinte und mit den Chemikalien. Als sie von dem Eisenbahner erzählt, beginnt sie furchtbar zu weinen. Sie weiß, daß sie selber die Schuld daran trägt, daß auch Ignacek ein Komplice des Gehlen-Agenten geworden ist. Sie erzählt von dem Versprechen Kojs, gemeinsam mit ihr nach Westberlin zu fliehen, von dem „toten Briefkasten“ in Wroclaw, und immer wieder sagt sie:

„Und dieser Mensch besitzt die Frechheit zu behaupten, daß wir uns nur so ganz zufällig und oberflächlich kennen. Wie kann er so etwas sagen?“

„Was haben Sie dazu zu sagen, Koj?“

Henryk Koj hat während der ganzen Zeit auf den Fußboden geblickt. Jetzt hebt er seinen Kopf und antwortet mit unnatürlichem und verzerrtem Lächeln:

„Hören Sie nicht auf die Frau, Herr Major, diese Frau ist hysterisch! Wir Männer wissen, daß die Eifersucht auch der besten Frau den Kopf verwirren kann. Deshalb bildete sie sich wahrscheinlich auch ein, ich hätte außer ihr nichts mehr auf der Welt gesehen. Herr Major, machen Sie diese Frau doch darauf aufmerksam, daß . . .“

„Ich brauche Ihre guten Ratschläge nicht, ich weiß selbst, was ich zu tun habe! Elsbeth Stoklosa, bleiben Sie bei Ihren Aussagen?“

Die Befragte nickt mit dem Kopf. „Ja, Herr Major.“

„Henryk Koj, haben Sie noch eine Frage an Fräulein Stoklosa?“

„Ich habe keine Frage mehr.“

„Führen Sie bitte die Untersuchungsgefangene ab.“

Elsbeth Stoklosa steht vom Stuhl auf und verläßt langsam das Zimmer. Als sie an Koj vorbeikommt, bleibt sie einen Moment

stehen. Sie sieht ihn mit einem haßerfüllten Blick an und möchte sich wohl am liebsten auf ihn stürzen . . . Aber sie beherrscht sich. In diesem Augenblick, der der letzte ist, daß sich die beiden gegenüberstehen, schleudert sie ihm wütend ins Gesicht:

„Wie dumm bin ich doch gewesen! Ich hätte dich samt deiner Pastillen und Kerzen in hohem Bogen aus meiner Wohnung werfen sollen. Du hast an mir ein großes Verbrechen begangen, obwohl ich dir nichts Böses getan habe. Und wofür hast du das Leben meines Verlobten zugrunde gerichtet?"

Das ganze dauert nur einige Sekunden. Hinter Elsbeth Stoklosa wird die Tür geschlossen. Koj bleibt im Vernehmungszimmer zurück. Das ist nicht die erste Vernehmung des Spions. Wie oft hat er sich bei seinen Erzählungen schon in Lügen verstrickt! Immer noch hat er gehofft, seinen Kopf aus der Schlinge ziehen zu können. Der Reihe nach sind seine Märchen vom Schmuggeln, vom Schwarzhandel mit Uhren und so weiter zusammengebrochen. Und auch seine Erzählung über seine Mitarbeit im amerikanischen Geheimdienst.

Koj hat für alle an ihn gerichteten Fragen eine fertige Antwort. Es wird ihm eine Skizze vorgelegt, die sich zwischen seinen Sachen befand.

„Ist das hier Ihre Arbeit?"

„Jawohl."

„Was ist das?"

„Mein Freund wohnt in einer Arbeitersiedlung. Ich fertigte die Zeichnung an, um ihn leichter zu finden. Er wollte eine Uhr von mir kaufen."

„Wo befindet sich diese Siedlung?"

? ? ?

„Wie heißt Ihr Freund?"

Nein, so schnell kann Koj keine neuen Geschichten erfinden.

Bei einer anderen Vernehmung. Der Vernehmungsoffizier zwinkert ihm zu und macht eine Bewegung, die auf der ganzen Welt die Bedeutung hat, daß man einen hinter die Binde gießt. Koj lehnt entschieden ab. Es fallen ihm die guten Ratschläge Kaisers ein: „Paß gut auf, daß man dir nicht irgendein Betäubungsmittel gibt . . ."

„Nein, nein! Ich will nicht trinken! Ich bin absoluter Antialkoholiker!"

„Warum hatten Sie dann in Ihrem Gepäck Sprit?"

„Ich bin nierenkrank und reibe mich jede Nacht mit Alkohol ein."

„Weshalb gaben Sie mir aber zur Antwort, daß Sie kerngesund seien, als ich Sie nach Ihrem Gesundheitszustand fragte?"

Langsam, ganz langsam, werden ihm die Würmer aus der Nase gezogen. Es ist schon zuviel über ihn bekannt, als daß er noch mit Erfolg lügen könnte. Zu viele Aussagen seiner Mitschuldigen liegen bereits vor. Die Mitschuldigen werden ihm nacheinander gegenübergestellt. Und dabei kommt immer mehr heraus. Er kann zum Beispiel jetzt nicht mehr behaupten, daß der Eisenbahner Ignacek auf ihn eifersüchtig sei . . .

Henryk Koj entlarvt sich immer mehr. Hinter ihm steht nichts, für das es sich lohnen würde, sein Leben einzusetzen. Es geht um seinen Kopf.

Der Chef der Dienststelle der Staatssicherheit, ein alter Kommunist, der schon lange Jahre vor dem Kriege für seine Überzeugung in den Zuchthäusern gesessen hatte, sagt bei der täglichen Lektüre der Vernehmungsprotokolle einmal zu dem Vernehmungsoffizier:

„Ein einfacher Arbeiter, der durch die faschistische Polizei wegen Verbreitung illegaler kommunistischer Flugblätter verhaftet wurde, hat während der Vernehmung die Zähne zusammengebissen und keinen einzigen seiner Genossen preisgegeben! Wir wußten, wofür wir kämpften! Wie steht es aber mit diesen Leuten? Ein Mensch wie Koj verkauft sich für Geld als Verräter! Auch ein General Gehlen wird sich davon überzeugen müssen, was seine Leute wert sind! Wir wissen über sie gut Bescheid, wir wissen auch, daß sie für einen Judaslohn zu kaufen sind . . .“

Koj hofft im stillen immer noch, daß wenigstens Pietruszka in Freiheit ist. ‚Wenn der mich bei unserem vereinbarten Treff in Neusalz nicht vorfindet, wird er doch so schlau sein und sofort nach Westberlin fahren und Kaiser Bescheid geben, daß man mich irgendwie hier wieder herausholt‘, denkt er. Kaiser hat doch fest versprochen, daß er Mittel und Wege finden würde, um ihn, falls ihm ein Mißgeschick passiere, aus dem polnischen Gefängnis wieder herauszuholen.

So vergehen die Tage — Pietruszka wird jetzt bestimmt schon wissen, was mit ihm passiert ist, er wird ganz sicher alles daransetzen, ihm zu helfen.

*

In der Tat — Alfred Pietruszka ahnt, was passiert ist.

Am 29. August war er bei seiner Freundin Olszewska, als seine Schwester Erna mit düsteren Vermutungen zu ihnen kam.

Um 20.30 Uhr trennte er sich von ihnen und versicherte, daß er das nächste Mal bereits in Wehrmachtsuniform kommen würde. Er fuhr zu Juranek, traf sich mit Elsbeth Stoklosa in Gliwice und be-

stieg dann den Zug nach Nowa Sol, um zum „Kontrollpunkt" zu kommen.

Man hat den Koj doch nicht etwa bei der Haussuchung, die bei seinen Eltern durchgeführt wurde, geschnappt? Hoffentlich kommt dieser verfluchte Kerl zu den Budzinskis, denkt Pietruszka. Wenn nicht, dann soll ihn der Teufel holen. Er wird sich das Schlauchboot von den Schwestern Budzinski holen und über die Oder abhauen. In Nowa Sol (Neusalz) versucht er mit allen Mitteln die beiden Schwestern zu beruhigen, denen sein nervöses und unstetes Benehmen nicht entgangen ist. Henryk ist nicht gekommen! Jetzt hat es also auch keinen Zweck mehr zu warten. Koj ist „hochgegangen". Aber ihn, Pietruszka, sollen sie bestimmt nicht erwischen.

Er geht zum Bahnhof in Nowa Sol, nicht ohne den Schwestern Budzinski versprochen zu haben, daß er das nächste Mal ganz bestimmt in Wehrmachtsuniform kommen werde.

Auf dem Bahnhof in Nowa Sol warten viele Reisende auf den Zug. Endlich faucht die Lokomotive mit einer riesigen Dampfwolke in die Bahnhofshalle, hinter sich zehn Personenwaggons. Die Reisenden besteigen schnell den Zug, die Postangestellten übernehmen und übergeben rasch die Post, der Gepäckabfertiger im Gepäckwagen übernimmt das Expreßgut. Plötzlich geschieht etwas Eigenartiges. Einer der Reisenden, ein junger Mann, ist gerade im Begriff, den Zug zu besteigen. Da nähern sich ihm zwei Männer und fassen ihn ruhig unter die Arme. Der Reisende murmelt zwar einige Worte des Protestes, doch er wird bereits zum Ausgang des Bahnsteiges geführt.

Kaum eine Minute später befinden sich die drei Männer an der Sperre des Bahnhofsgebäudes. Die beiden Männer geben dem Eisenbahner an der Sperre ihre Bahnsteigkarten, und einer von ihnen sagt zu Alfred Pietruszka:

„Geben Sie dem Kollegen Ihre Fahrkarte, Sie brauchen sowieso keine mehr, denn Sie werden die Fahrt in unserem Wagen fortsetzen."

Alfred Pietruszka fängt laut an zu weinen. Es kam so, wie es kommen mußte. Die hohe Überbeanspruchung seiner Nerven, die ausgestandenen Ängste machen sich in diesem Weinkrampf Luft. Im Auto wischt er sich mit dem Ärmel die Tränen ab und sagt zu seinen Begleitern:

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich frei, meine Herren! Ich werde Ihnen Herrn Kaiser selbst herschaffen . . .!"

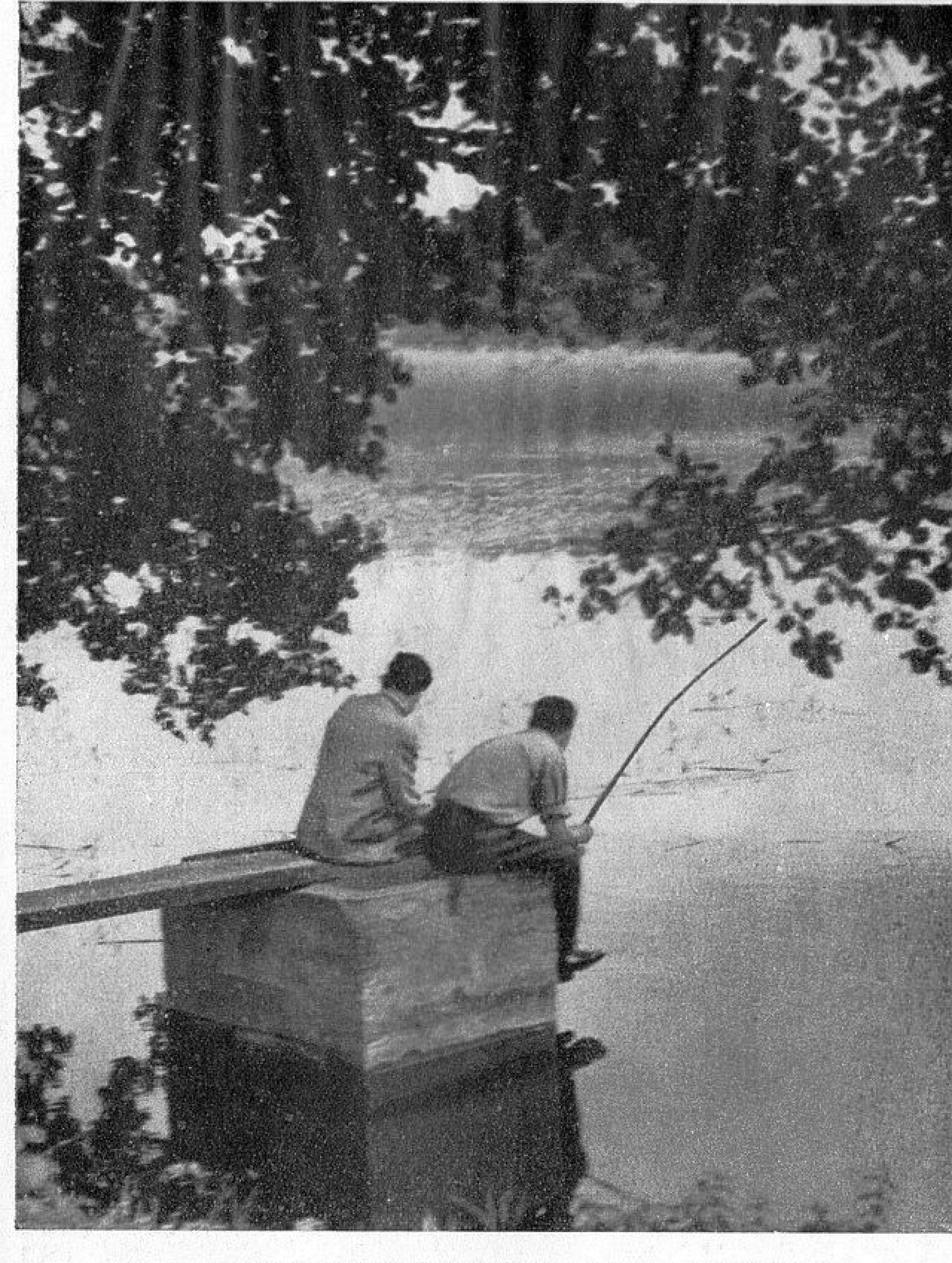
Am 9. August 1953 erscheint **Koj** bei dem dreißigjährigen Schmied **Henryk Skowronek** in Gogolin.



Henryk Koj dagegen begibt sich frisch ans Werk. Von Nowa Sol aus fährt er mit der Eisenbahn nach Wroclaw (Breslau), wo er in den Ruinen unweit des Bahnhofes (das Gelände ist heute schon enttrümmert) einen „toten Briefkasten“ anlegt. Hier soll der Eisenbahner Ignacek seine Berichte hinterlegen.

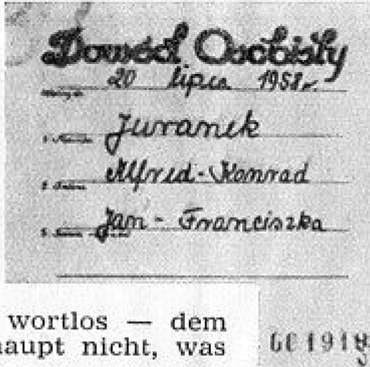
Pietruszka hatte einen solchen Briefkasten auf dem Friedhof von Stare Gliwice (Alt-Gleiwitz) angelegt. Hier sollten Berichte eines Agenten, mit Spezialkerzen auf ein Stückchen Leinwand geschrieben, niedergelegt werden.

Es wurde festgestellt, daß sich Koj tagsüber im **Hause des Skowronek** aufhielt. Zuweilen wurde er am nahegelegenen Fischteich beobachtet, wo er, auf einem kleinen Steg sitzend, angelte.

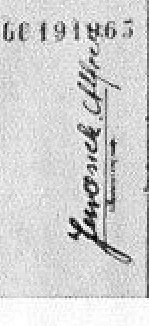


Der „Sportangler“ schlendert an dem Steg vorüber. Er geht weiter am Ufer entlang, als suche er nach einer guten Angelstelle. Sichtlich unbefriedigt kehrt er zum Anglersteg zurück und nimmt neben dem Spion Platz. Mit gespielter Sachkenntnis macht er seine Angel zurecht und wirft sie aus, genau so, wie es wahrscheinlich viele Angler in diesem Augenblick in der ganzen Welt tun. Gewöhnlich sagt man, daß Angeln die Nerven beruhigt. Dieser Fall hier bildet aber bestimmt eine Ausnahme von dieser Regel. (Gestellte Aufnahme.)

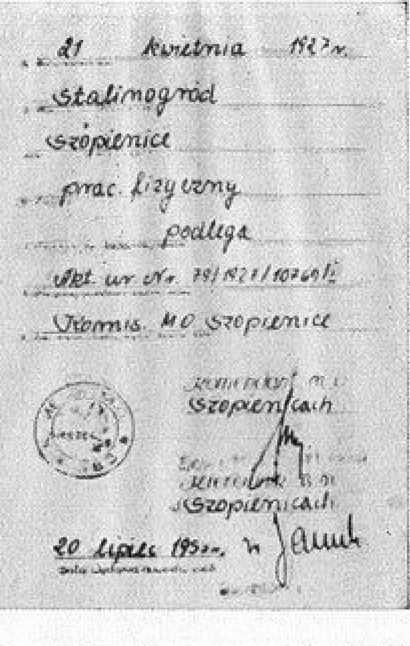
Juranek greift in die Tasche und gibt Pietruszka seinen Personalausweis. Der steckt ihn mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit in die eigene Tasche, die nur jenen eigen ist, die selbst von ihrer Überlegenheit überzeugt sind. Dann greift er in seine Aktentasche, nimmt eine neue Schweizer Uhr heraus und überreicht sie — gleichfalls wortlos — dem Juranek. Der versteht überhaupt nicht, was los ist.



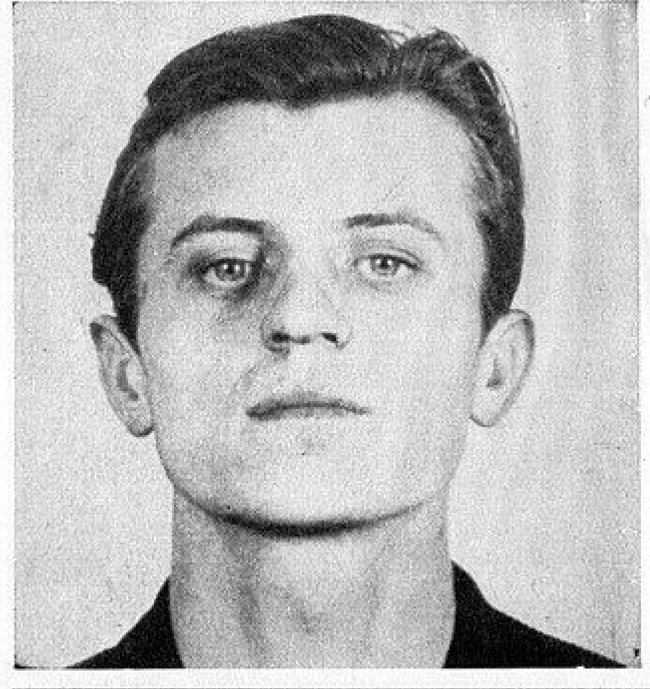
Dowód Osobisty
20 lipca 1951 r.
Juranek
Alfred-Konrad
Jan-Franciszka



GC 191863



21 kwietnia 1927 r.
Stalinogród
Szopienice
prac. fizyczny
podlega
Komis. MO Szopienice
Szopienicach
20 lipca 1951 r.



„Alfred Juranek, geboren am 21. April 1927 in Szopienice, dortselbst wohnhaft, verlor seinen Personalausweis . . .“ Ein solches Inserat sollte in irgendeiner Zeitung in Gorny Slask erscheinen. Die Anzeige wurde aber in keiner Redaktion aufgegeben und folglich auch nicht veröffentlicht.

Das **Ehepaar Moskal.** Sie lebten glücklich miteinander, aber ein Jahr nach der Hochzeit erschien bei ihnen Alfred Pietruszka . . . Gehlen stürzt skrupellos ganze Familien seiner Agenten in den Abgrund.

Hundert Millionen Mark — sind kein Pappenstiel,
genug, um einen ganzen Bezirk auszukaufen.
Doch mit dem polnischen Geist zu spielen,
ist kein Scherz.
Um diesen zu verschütten ohne Spur,
ist selbst Deutschland zu klein. *)

Die hundert Millionen, die der amerikanische Kongreß für die Spionage und die Diversionstätigkeit in den Ländern der Volksdemokratie bereitgestellt hat, sind wirklich keine Kleinigkeit. Vierundzwanzig Millionen Dollar zahlt die USA-Regierung davon allein jährlich der Gehlen-Organisation.

Fünfmal fanden geheime Zusammenkünfte zwischen dem Chef des USA-Geheimdienstes — Allan Welsh Dulles — und General Gehlen statt. (Allan Welsh Dulles ist der Bruder des USA-Außenministers John Foster Dulles.) Fünfmal konferierten die beiden gemeinsam in einer Zeit von einundzwanzig Monaten, bis zum 1. Oktober 1954.

Koj und Pietruszka haben über einige polnische Familien viel Unglück heraufbeschworen. Insgesamt einhundertzweiunddreißig und ein halbes Jahr Strafe müssen die Mitschuldigen der beiden Agenten jetzt verbüßen. Die beiden Agenten werden niemals ihre Träume verwirklichen können und als Wehrmachtsangehörige in Polen einmarschieren, denn beide Verbrecher wurden zur höchsten Strafe, zum Tode, verurteilt und hingerichtet. Wir trauern ihnen nicht nach. So hat diese Aktion der Gehlen-Organisation das verdiente Ende gefunden. Möglicherweise wird gerade in diesem Augenblick die Filiale „Tiefe und Forschung" ihre Zentrale davon unterrichten, daß neue Agenten in Polen eingeschleust wurden . . .

Die Mitarbeiter der polnischen Sicherheitsorgane und alle, die tatkräftig geholfen haben, die Gehlen-Agenten unschädlich zu machen, sind davon überzeugt, daß General Gehlen sich mit den erlittenen Niederlagen in Polen nicht abfinden wird. Die Spionage-Organisation des Generals Gehlen wird vielmehr alles unternehmen, um die Spionage und die Diversionstätigkeit in Polen fortzusetzen und neue Agentennetze aufzubauen.

Jenen Leuten in Westberlin und in Westdeutschland sei hier deutlich und offen gesagt: Wir in Polen sind gewappnet und werden der Spionage-Organisation Gehlen die gehörige Antwort erteilen. Wir werden unser Vaterland vor den „Kalten Kriegern des Kanzlers der Aggression" zu schützen wissen!

---

*) Gedicht von Konstantin Damrot, geschrieben im Jahre 1886, anläßlich der Annahme des preußischen Gesetzes über die Bewilligung von hundert Millionen Mark. Mit diesem Geld sollte der polnische Landbesitz aufgekauft werden.

Unser Volk, das erst vor zehn Jahren die Ketten der Knechtschaft der Hitler und Gehlen mit Hilfe der ruhmreichen Roten Armee zerrissen hat, weiß aus eigener Erfahrung, welche Ziele der Adenauersche Spionagedienst in Polen verwirklichen will.

Die Bürger unseres Staates, ob sie hinter dem Pflug hergehen oder an der Drehbank stehen, ob sie hinter dem Schreibtisch oder im Laboratorium ihre Arbeit verrichten, werden ihr Vaterland vor einer neuen Aggression zu schützen wissen!

Wir erinnern uns der Worte, die in der Chronik der Stadt Prudnik unter dem Datum des 28. April 1384 geschrieben stehen, der gleichen Stadt, in der Elsbeth Stoklosa das Opfer eines Gehlen-Agenten wurde. Damals, vor fast sechshundert Jahren, versammelten sich in Prudnik die Stadtväter von einundzwanzig polnischen Städten, um Rat zu finden gegen das ständig zunehmende Straßenräuberunwesen. Sie beschlossen, alle Mitbürger zu ermahnen, diesen „bösen Menschen weder Unterkunft in ihren Häusern, noch Trunk und Futter für ihre Pferde zu geben, desgleichen diesen Räubern keine Pferde, Waffen oder Geld zu geben . . .“

Er sah sie mit eigenen Augen

DIE NIEDERLAGEN DES „MAZIPANSCHWEINCHENS"

„Ich bitte um eine große Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen."

Die Kellnerin in der schönen Konditorei „Steinerne Treppen" trägt stilechte alte Warschauer Bürgerkleidung. Sie schreibt schnell die Bestellung eines Herrn auf, der sich mit uns lebhaft unterhält. Wir — der Reporter und der Bildberichterstatter — sind bereits bekannte Gäste in diesem gemütlichen Kaffeehaus. Der dritte besucht dieses Lokal das erste Mal und sieht sich deshalb lebhaft interessiert in dem behaglich und schön eingerichteten Raum um.

Wir beide trafen uns mit dem Fremden an einem kalten Januarnachmittag des Jahres 1955. Er hatte eine weite Reise hinter sich. Um die Wahrheit zu sagen, ihm selber kam es vor, als käme er aus einer anderen Welt zu uns, aus einer Welt, in der man mit Spionageberichten Handel treibt und Menschen in den Tod schickt, als wären das die selbstverständlichsten Sachen auf dieser Erde.

Unser Gesprächspartner ist in der zentralen Kartothek des Spionagedienstes der Vereinigten Staaten von Amerika unter der laufenden Nummer „ODT-684" registriert. Außerdem hat er noch eine andere Kenn-Nummer: „V-21 322". So kennzeichnete General Gehlen seinen Agenten.

Ich bin durch unser Zusammentreffen in der Lage, nicht nur aus den Aussagen eines untergeordneten Agenten mein Wissen über die Gehlen-Organisation zu schöpfen, sondern direkt aus dem Bericht eines Hauptagenten, der mitten aus der Giftküche dieser Spionage-Organisation kommt. Es ist gewiß selten, daß der „Held" einer solchen Reportage sich persönlich bei dem Autor meldet.

Mein Gesprächspartner war bis September 1954 stellvertretender Leiter einer Spionage-Zentrale in Westberlin, die sich ausschließlich mit Spionage und Nachrichtensammeln in Polen beschäftigt. Sie

existiert unter der chiffrierten Bezeichnung einer Filiale für „Tiefe und Forschung". Ende September 1954 stellte sich Franciszek Neugebauer — so lautet der Name unseres Gesprächspartners — den Sicherheitsorganen der Deutschen Demokratischen Republik und bat darum, ihm die Möglichkeit zu verschaffen, wieder nach Polen zurückzukehren. Er stammt aus Gleiwitz. Er übergab den polnischen Behörden umfangreiches Material, das ihm in seiner Funktion als stellvertretender Leiter jener Spionage-Zentrale in Westberlin zugänglich war. An Hand dieser Materialien konnte die Spionagetätigkeit der Gehlen-Organisation in Polen erneut dokumentarisch bewiesen werden. Neugebauer wurde strafrechtlich nicht verfolgt, ihm wurde die Rückkehr in seine oberschlesische Heimat gestattet. Er erhielt ohne Schwierigkeiten Arbeit in seinem Beruf — und zwar als Konstruktionszeichner in der Stalinogroder (Kattowitzer) Stadtplanung.

Diesen Tag verbringt er noch in Warschau. Sein Zug fährt erst gegen Abend. Inzwischen trinkt er gemächlich seinen Bohnenkaffee in der kleinen Konditorei in der Warschauer Altstadt. Jetzt, am frühen Nachmittag, ist es hier noch ziemlich ruhig. Neben uns sitzt ein älterer Herr und versucht, die Schachaufgabe aus einer Wochenzeitschrift zu lösen. Unweit von uns sitzt ein junges Liebespaar und flüstert. Von rechts hören wir das Kichern von zwei jungen Mädchen, offensichtlich Studentinnen. Alle diese Menschen ahnen nicht, daß der in ihrer Mitte sitzende gutaussehende blonde Mann davon berichtet, was er in seiner dreijährigen Tätigkeit in der Gehlen-Organisation gesehen hat.

Zu Beginn seiner Tätigkeit wurde er mit der Anwerbung von Agenten beauftragt sowie mit der Organisierung von illegalen „Kanälen" durch die Deutsche Demokratische Republik und von „Schleusen" über die Oder-Neiße-Grenze nach Volkspolen. Später war er Kurier und Verbindungsmann zwischen der Spionage-Filiale in Westberlin und der Leitung der Polenabteilung bei der Zentrale in Augsburg, dann wurde er stellvertretender Leiter der Westberliner Filiale „Tiefe und Forschung" der Gehlen-Organisation.

Im Rathaus von Augsburg ist die „Hauptverwaltung für Fernaufklärung" untergebracht, die sich ausschließlich mit der Spionagearbeit in Polen beschäftigt und auch die Westberliner Filiale anleitet. Ob irgendein Einwohner Augsburgs auch nur ahnt, daß sich hinter dem harmlosen Schild einer Pharmazeutischen Firma der Spionage-Apparat der Gehlen-Organisation verbirgt? Selbstverständlich nicht. Nehmen wir an, es würde ein Interessent bei dieser Firma einige Medikamente kaufen wollen, die im Schaufenster ausgestellt sind, so haben diese Organisatoren eines künftigen Massenmordens gerade nur „Proben" davon da; und ein gewandter Pharmazeut hat die Aufgabe,

lästige Besucher schnell „abzuwimmeln“. Damit beachten sie streng die Regeln der Konspiration. Die Angst vor den einfachen Menschen dieser westdeutschen Stadt ist vollauf verständlich. Erinnern Sie sich, lieber Leser, daß es in Augsburg war, wo der heutige Kriegsminister Adenauers, Theodor Blank, von der deutschen Jugend eine gehörige Abfuhr erhielt, als er sie für die Remilitarisierung Westdeutschlands gewinnen wollte! In dem großen Versammlungsraum wurde Blank mit den Rufen: „Auf — nieder! Auf — nieder! Blank, verschwinde!“ begrüßt. Nach fünfundzwanzig Minuten war Blank immer noch nicht zu Worte gekommen. Da versuchte er, unter dem Schutz der Polizei den Saalausgang zu erreichen. Mit Gummiknüppeln schlug die Polizei einen Weg für Blank frei. Während dieses „Triumphmarsches“ verprügelte ihn ein Kriegsversehrter mit seinen Krücken, ein anderer schleuderte dem Kriegshetzer ein Bierglas an den Schädel. Nur mit Mühe und Not konnte der verletzte Blank den empörten Jugendlichen entkommen und von den Adenauer-Polizisten zu seinem Auto geschleppt werden.

Unter strengster Wahrung der Konspiration leitet ein Herr Gothard Gebauer im Augsburger Rathaus die „Hauptverwaltung“ der Gehlen-Organisation gegen Polen. Er genoß schon das besondere Vertrauen Adolf Hitlers. Als Mitarbeiter des deutschen Geheimdienstes nahm er an dem fingierten Überfall auf den Gleiwitzer Sender am Vortage des Ausbruchs des zweiten Weltkrieges teil. Diesen Zwischenfall inszenierten die Nazibestien, um einen „Grund“ zum Überfall auf Polen zu haben und um gleichzeitig damit das Signal zum Beginn des zweiten Weltkrieges zu geben. Während der Kriegshandlungen bildete Gebauer in Polen und in der Ukraine Agenten aus, die mit Fallschirmen hinter der sowjetischen Front absprangen und im Hinterland als Spione und Diversanten ihr Unwesen trieben.

DER HANDEL MIT KLEINVIEH UND DER HANDEL MIT MENSCHEN

Franciszek Neugebauer erinnert sich:

„Gothard Gebauer ist jetzt etwa fünfzig Jahre alt. Seine Frau mag einige Jahre jünger sein. Er selbst ist mittelgroß und hält sich mit preußischer Steifheit gerade. Seine kurzgeschorenen Haare mit dem links gelegten Scheitel — der typische preußische Offiziersschnitt — verraten den Berufssoldaten. Das Gesicht ist rot und aufgedunsen. Seine Freunde nennen ihn vertraulich das ‚Marzipanschweinchen‘.

Die Amerikaner sind sehr um ihn besorgt, da er ihnen als ‚Kenner der polnischen Verhältnisse‘ mit ‚Osterfahrung‘ etwas gilt. Daher bewilligten sie ihm auch im Jahre 1953 eine Entfettungskur in einem der teuersten Sanatorien Westdeutschlands.

Die Amerikaner bemühen sich wirklich sehr um Herrn Gebauer. Er bewohnt eine von den Amerikanern beschlagnahmte Villa am Starnberger See. Ob ich ihn näher kennengelernt habe? Ja. Als ich in Bayern war. Wissen Sie, das war so . . .“

Mein Gesprächspartner raucht sich eine neue Zigarette an. Er spricht langsam. Aus den vielen Einzelheiten, die sich tief in das geübte Gedächtnis meines Gegenübers eingeprägt haben, ergibt sich ein interessantes Bild. Wir sind längst nicht mehr in der historischen Konditorei der Warschauer Alt-Stadt . . .

Bayern im Sommer 1953. Gebauer unternimmt mit seinem Untergebenen eine Spazierfahrt. Er stellt ihn seiner Frau vor:

„Ach so, wie interessant, mein Mann hat mir schon sehr viel von Ihnen erzählt . . .“

Das Auto klettert schnell die steilen Gebirgsstraßen hinauf. Gebauer ist ein sicherer Autofahrer — er steuert nicht nur sein Auto so sicher, wie viele Menschen mag er schon in den sicheren Tod dirigiert haben . . .

Während der Fahrt erzählt der Chef seinem Mitarbeiter von seinem großen Gut, das er in Schlesien, in der Nähe von Brieg, besessen hatte.

„Ich werde ganz bestimmt einmal wieder auf mein Gut zurückkehren, dafür arbeite ich doch hier, um das zu erreichen . . .“

Die Träume des „gnädigen Herrn“ von seinem verlorenen Paradies in Polen werden durch die Ankunft am Ziel der Fahrt unterbrochen. In der kleinen Gastwirtschaft wartet bereits Gebauers Schwester — Gerta. Sie brachte dem Bruder seine beiden Kinder hierher, ein vierzehnjähriges Mädchen und einen um ein Jahr jüngeren Knaben. Gesunde und gutgenährte Kinder. Der Vater verdient ja sehr gut und spart nicht mit Geld, um seinen Kindern alle Wünsche zu erfüllen.

Mit einem liebevollen Blick betrachtet er seinen Sohn.

„Er gerät nach mir, Herr Neugebauer. Ich sage Ihnen, der Junge geht auch zum Geheimdienst und macht bestimmt Karriere. Dreizehn Jahre ist er alt, und was für ein geschäftstüchtiger Kerl ist er schon! Ich schenke ihm einen Fotoapparat, und er verpfuscht ihn! Was meinen Sie, gleich am Tage, nachdem er es bemerkt hatte, verkauft er den Apparat einem naiven Freund, der überhaupt keine Ahnung hat,

daß der Apparat beschädigt ist. Eine billige Sache teuer zu verkaufen — das ist ja gerade ein Grundsatz in unserer Arbeit. Sie können mir glauben, der Junge wird im Geheimdienst Karriere machen . . ."

Die Schwester Gebauers — Gerta — ist nicht nur mit der Pflege des Bruders und seiner Nachkommen beschäftigt. Auch sie arbeitet im Geheimdienst. Sie hat dort keine untergeordnete Funktion inne. Gerta führt die Kartei — systematisch registriert sie alle Angenten des Generals Gehlen, die in Polen eingesetzt sind. Wird ein neuer Agent geworben — erscheint bei ihr eine neue Karteikarte. Wird er nach Polen geschickt, wird es bei ihr auf der Karteikarte vermerkt. Ist er in Polen „verschüttgegangen" — wird sein Karteiblatt entfernt. Ordnung muß sein!

In ihrer Freizeit bemüht sich Fräulein Gerta sehr, einen Mann zu finden. Die Zeit drängt, denn sie ist nicht viel jünger als ihr Bruder. Sie hofft auf einen gewissen Szymczak, den ihr Bruder „nur für ganz kurze Zeit" nach Polen zur „Arbeit" geschickt hat. Vielleicht sollten Sie nicht mehr auf ihn warten, Fräulein Gerta, wer weiß, ob und wann Herr Szymczak einmal zurückkommt?

Das Unternehmen „Verschickung von Spionen nach Polen" ist ein „Familiengeschäft" der Gebauers. In der Westberliner Filiale ist Gebauers Cousin mit der Betreuung der aus Polen zurückgekehrten Spione beschäftigt. Dieser Posten ist gar nicht schlecht, denn selten kommt einer aus Polen zurück. Und die Qualifikation dieses Cousins? Zur Zeit Adolf Hitlers handelte Ernst Haupt (seine jetzige Adresse: Berlin-Friedenau, Retzdorffpromenade 1) mit Geflügel in Breslau. Für diese Herren ist es vom Handel mit Geflügel bis zum Menschenhandel nur ein Schritt, mit anderen Worten — es ist eine verwandte Branche. Nur eine Bedingung hat Ernst Haupt jetzt zu erfüllen: er muß die Hälfte seiner Einnahmen seinem mächtigen Vetter geben.

„Du wirst verstehen, Ernst", sagte Gebauer zu ihm, „daß mir nicht ganz wohl zumute ist, wenn ich einen Nichtfachmann wie dich in eine solche Funktion einsetze. Würden die Amerikaner erfahren, daß du nie beim deutschen Geheimdienst warst — du warst nicht einmal bei der SS — hätte ich bestimmt Scherereien. ‚Wie kann so ein Mensch', würden die Amerikaner sagen, ‚eine so wichtige Schlüsselposition bei der Verteidigung der freien Welt innehaben?' "

DER HERR GENERAL AUS HAMBURG

Ein anderer Verwandter des Gebauer ist ein gewisser Kröber, der eine Zeitlang die Westberliner „Filiale" leitete. Herr Kröber spannte

auch seine Ehefrau in die Arbeit ein: sie mußte die für die Amerikaner bestimmten Berichte mit der Maschine schreiben.

Die Amerikaner verlangen „Tatsachenberichte“ für die vierundzwanzig Millionen Dollar, die sie die Gehlen-Organisation kostet. Die Westberliner Filiale der Gehlen-Organisation meldet jeden Agenten, der nach Polen geschickt wird, den Amerikanern. Sie erstattet auch einen monatlichen Bericht über die „Tätigkeit“ in Polen. Gehlen liefert die Agenten — die Amerikaner geben Gehlen dafür das Geld.

Auf diese Weise kann sich die ganze Familie Gebauer ernähren — und nicht schlecht!

Als zum Beispiel der bereits erwähnte Szymczak nach Polen geschickt wurde, gab ihm Gebauer viertausend Westmark — von den elftausend, die er für ihn kassiert hatte. Übrigens war das eine unnötige Ausgabe, denn sie brachte keine Ergebnisse — über das Schicksal des Agenten Szymczak wird das Militärgericht irgendeiner polnischen Stadt das Urteil fällen.

Ein anderer Verwandter Gebauers ist — doch lassen Sie mich das so wiedergeben, wie es Herr Neugebauer mir erzählte . . .

Es war an einem Wochentag. In der Westberliner Filiale für „Tiefe und Forschung“ geht Herr Kaiser (ebenfalls ein Vetter des Gebauer) in seinem Büro auf und ab und reibt sich selbstzufrieden die Hände. Plötzlich ein schrilles Klingelzeichen . . .

Das Zimmer betritt ein großer Herr mit graumeliertem Haar, der eine starke Brille mit einer hellen Einfassung trägt. Kaiser begrüßt ihn außerordentlich herzlich und stellt dann vor: „Darf ich die Herren bekanntmachen: Herr Neugebauer — Herr Bohm“.

Es knallen die Absätze.

„Neugebauer.“

„Bohm.“

Herr Bohm bittet, einmal telefonieren zu dürfen.

„Aber bitte sehr, Herr Bohm!“

Bohm nimmt den Hörer ab, wählt eine Nummer und sagt ins Telefon:

„Hier spricht Nettke!“

So, so. Das ist also das „As der Konspiration“ des Geheimdienstes, der sich hier eben vorstellte — seinen eigenen Namen nennend — obwohl er vor kaum einer Minute einem anderen Menschen als „Bohm“ vorgestellt wurde.

Nettke — das ist nicht irgend jemand. Er war Großgrundbesitzer in West-Pommern und General in der Hitler-Wehrmacht. Zur Zeit leitet er die „Filiale“ in Hamburg, die sich ausschließlich mit der Auskundschaftung der polnischen Seehäfen beschäftigt und mit der Spionage auf polnischen Handelsschiffen, die in ausländischen Häfen anlegen.

Einwohner der Stadt Hamburg! Dreiundfünfzig Prozent aller Gebäude eurer Stadt wurden im vergangenen Weltkrieg zerstört. Im Jahre 1945 lagen Tausende Schiffswracks auf dem Grunde eurer Gewässer. Heute gibt es schon wieder Menschen in Hamburg, die noch nicht genug von den Zerstörungen des zweiten Weltkrieges haben, die von der Rückkehr auf ihre Güter in Polen träumen. Einer von diesen — ist der Herr Nettke. Um die Mittagszeit könnt ihr ihn öfter an der Litfaßsäule am Omnibusbahnhof beobachten. Wenn er ungeduldig auf seine Armbanduhr sieht, erwartet er einen seiner Agenten zu einem Treff. Auf diesem Bahnhof haben die Reisenden die Möglichkeit, Zimmer zu mieten, wenn sie nach einer weiten Reise ein wenig ausruhen wollen. Für zwei Mark mietet Nettke einen solchen Ruheraum — aber nicht, um sich dort auszuruhen. Er trifft sich dort mit seinen Agenten, mit denen er Pläne für die Spionagearbeit in Polen schmiedet. In Augsburg bekam Theodor Blank seinen Denkzettel — auch in Hamburg gibt es nicht wenige Biergläser —, es gibt auch in Hamburg nicht wenige kriegsversehrte Väter, die ihre Knochen für Hitler opferten, die aber mit aller Entschiedenheit verhindern wollen, daß ihre Söhne ein gleiches Schicksal im Dienste Adenauers erleiden.

DIE TRAUERFEIER DES „MARZIPANSCHWEINCHENS“

Herr Neugebauer las einige Abschnitte dieses Buches, von dem in einer Wochenzeitschrift ein Vorabdruck erschien. Er ist die Kompetenz in Person, wenn es um die Schilderung Westberliner Realitäten in dieser Reportage geht. Sein kurzes: „So war es“ drängt mir die Frage auf:

„Haben Sie, Herr Neugebauer, diese fünf Agenten, von denen in der Reportage berichtet wird, gekannt?“

„Selbstverständlich! Außer Landvoigt. Er wohnte bereits in Westberlin. Er war kein Flüchtling aus Polen. Die Filiale ‚Tiefe und Forschung‘ beschäftigt sich in der Hauptsache mit den Agenten, die in

Polen eingesetzt werden sollen. Landvoigt hatte ‚Arbeit' bei der ‚Menschenschleuse' durch das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik und über die Oder . . ."

„Und was können Sie uns über die anderen sagen?"

„Machura riß sich darum, nach Polen zu gehen. Er war in Bayern so bearbeitet worden, daß er sich keine Rechenschaft mehr darüber ablegte, was er für Aufträge zu erfüllen hatte und was ihn in Polen erwartete. Er hatte bereits den Selbsterhaltungstrieb vollkommen verloren. Wruck war selten nüchtern. Ich hatte den Eindruck, daß er seine Sorgen mit Schnaps hinunterspülen wollte. Im übrigen haßte er Polen und die polnischen Menschen. Er war ein ehemaliger SS-Mann und von der Naziideologie noch wie besessen. Immer noch bildete er sich ein, daß er zur ‚Herrenrasse' gehöre und die Slawen eine ‚niedere Rasse' wären, die unterdrückt werden müßte. Das, was man den jungen SS-Leuten bei der ‚SS-Leibstandarte Adolf Hitler' eingebleut hatte, ist bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen. Er war noch immer überzeugt, daß der Nationalsozialismus siegen und daß bereits die nächste Zukunft die Revanche für die Niederlage von 1945 bringen werde."

„Und wie stand es mit Koj und Pietruszka?"

„Ich habe sie kurz vor ihrer Fahrt nach Polen noch einmal gesehen. Wir saßen damals zu fünft — ich, Kaiser, Koj, Pietruszka und der Lotse, der die beiden bis zur Oder bringen sollte, auf der Terrasse der Konditorei ‚Palast Schöneberg' in Westberlin. Es war an einem Vormittag. Als einzige Gäste zu dieser frühen Stunde konnten wir uns ungestört unterhalten. Kaiser gab Koj und Pietruszka noch einmal ‚gute Ratschläge'. Koj rauchte dabei ruhig eine Zigarette, Pietruszka dagegen war sichtlich ängstlich. Wir gingen anschließend alle noch mit bis zur U-Bahn-Station. Ich selbst fuhr kurze Zeit darauf nach Westdeutschland."

„Weshalb denn?"

„Ich fuhr in Urlaub nach Bayern. Dort traf ich mich — wie ich Ihnen ja bereits erzählte — auch mit Herrn Gebauer. Damals sagte er mir: ‚Zur gleichen Zeit, wenn Sie wieder in Westberlin sind, werden auch unsere Leute aus Polen zurück sein!'

Aber sie kamen nie mehr zurück. Als Gebauer erfuhr, was mit seinen Leuten in Polen passiert war, beauftragte er Kaiser, der Witwe des Landvoigt in seinem Namen sein aufrichtiges Beileid auszusprechen. Ich telefonierte selbst mit Hilde Landvoigt, die ihre Wohnung im Bezirk Wedding im französischen Sektor Berlins hat, um sie zu einem Treff mit Kaiser zu bestellen."

Mein Warschauer Erzähler berichtete mir über die Einzelheiten einiger Aktionen des Gehlen-Geheimdienstes. So war die Aktion „Welle“ ein Versuch des Gehlen-Geheimdienstes, einen Weg nach Polen zu schaffen, der sich auf die Oderschiffer stützen sollte. Die Aktion „Studio“ war ein mißlungener Versuch, polnische Studenten, die an Hochschulen der Deutschen Demokratischen Republik studieren, für die Spionagearbeit gegen Volkspolen und für die Gehlen-Organisation zu gewinnen. Mit dem Decknamen „Eisenbahner“ wurde eine andere Werbung von Spionen getarnt, die zum Ziel hatte, Eisenbahner, die beim Transitverkehr zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der UdSSR beschäftigt sind, zu kaufen. Diese Bemühungen waren ebenfalls erfolglos. Unter dem Decknamen „Kumpan“ sollten Umsiedler, deren Angehörige in Polen wohnen, für die Spionagearbeit gegen die Volksrepublik Polen geworben werden. Einmal war beabsichtigt, diese Menschen unter Druck zu setzen, zum anderen, ihnen „hohe Verdienstmöglichkeiten“ zu versprechen.

Besonders interessant war die geplante Aktion „Steiger“, die darauf gerichtet war, Verbindungen zu Arbeitern der Braunkohlenwerke von Turow herzustellen. Bekanntlich ist gerade dieses Braunkohlenwerk für das Neue in der Zusammenarbeit an der Friedensgrenze symbolisch. Das Braunkohlenwerk von Turow liegt unmittelbar an der Oder-Neiße-Grenze. Hier wird im Tagebau gearbeitet. In Abständen von wenigen Minuten rollen die schweren Kohlenwaggons mit den hohen Seitenwänden — von einer Elektrolok gezogen — über die Grenze in die Deutsche Demokratische Republik. Die Braunkohle wird für das auf deutschem Boden liegende Elektrizitätswerk Hirschfelde geliefert — das E-Werk versorgt wiederum die Dörfer und die Städte auf polnischer Seite mit Strom.

General Gehlen interessierte sich offensichtlich für diese friedliche Zusammenarbeit der beiden Völker, selbstverständlich nur von dem Gesichtspunkt aus: wie kann man diesen Grenzverkehr für den illegalen Menschenschmuggel von und nach Polen ausnutzen?

Was wird wohl das Schicksal der Aktion „Steiger“ gewesen sein? Was wird das aller noch folgenden Aktionen sein?

„Ich nahm alle Unterlagen und Berichte, die geeignet waren, die Organisation Gehlen in Polen zu zerschlagen, mit . . .“, sagte Franciszek Neugebauer.

Mein Gesprächspartner zeigte mir seinen Personalausweis. Er hat die Nummer 205/646/51 und ist von einem Polizeirevier des Westberliner Polizeipräsidiums ausgestellt worden. Auch einen anderen Ausweis zeigte er mir: die Mitgliedskarte des „Heimatverbandes der Schlesier" Nummer 10 789, mit der laufenden Beitragszahlung bis September 1954.

Diese „Landsmannschaften" propagieren in Westdeutschland ganz offen die Revanche-Politik. Aber nicht nur das. Franciszek Neugebauer erklärte mir, daß die Karteien der „Landsmannschaften" ständig von den Mitarbeitern der Gehlen-Organisation durchgesehen und zur Auswahl von Leuten benutzt werden, die für eine Spionagetätigkeit geeignet erscheinen. Wie das geschieht? Das faschistische Spionagenetz aus der Zeit der Naziokkupation in Polen wurde nach der Niederlage Hitlers zerschlagen. Die Agenten wurden von polnischen Behörden zur Rechenschaft gezogen, oder es gelang ihnen, sich rechtzeitig nach dem Westen abzusetzen. Gebauer hatte zum Beispiel früher einen „zuverlässigen" Agenten in Schlesien. Dieser war unter dem Decknamen „Heider" registriert, ein absolut sicherer Mann. Er beherrschte die polnische Sprache ausgezeichnet und war den Nazis bedingungslos ergeben. „Heider" floh rechtzeitig aus Polen und war nirgends aufzufinden. Erst durch die Auswertung der Karteikarten der „Landsmannschaft der Schlesier", mit denen man Umsiedler aus Schlesien erfaßt, wurde es Gebauer möglich, seinen alten Agenten „Heider" aufzufinden und ihn wieder mit Spionageaufträgen zu betrauen.

Die „Landsmannschaften" liefern ständig den Nachschub an Menschen für die Spionage-Zentralen — aber nicht nur sie . . . Auch die „Ostflüchtlinge" aus der DDR oder aus der Volksrepublik Polen werden von den westdeutschen Behörden nur nach zwei Gesichtspunkten beurteilt: ob sie sich für die Spionagearbeit eignen oder nicht. Franciszek Neugebauer erklärte dazu folgendes:

„Die erste Kategorie hat die Perspektive einer Schulung auf den verschiedensten Spionageschulen in Bayern, bei sehr gutem Lebensunterhalt und mit der Aussicht, anschließend in Polen eingesetzt und von den polnischen Behörden abgeurteilt zu werden. Die zweite dagegen . . ."

Mein Gesprächspartner unterbricht sich mitten im Satz und macht seine Zigarette aus. Er drückt den Zigarettenstummel so lange in den Porzellanaschenbecher, bis auch die letzte Glut verglimmt ist und der Zigarettenrauch sich verzogen hat. Neugebauer ist nachdenklich geworden.

„Die zweite Kategorie, Herr Neugebauer, wie steht es damit?“

„Ich sah im Jahre 1952 zwei Mädel, die aus Schlesien stammten. Sie kamen gemeinsam mit einem gewissen Stanislaw Gaworek nach Westberlin. Das eine von den beiden Mädels war für den Spionagedienst geeignet. Das andere . . .“

„Was war mit dem anderen Mädel, Herr Neugebauer?“

„Die Kleine war kaum achtzehn Jahre alt. Da sie sich für den Spionagedienst nicht eignete, wurde sie von der Gehlen-Organisation wieder in ein Flüchtlingslager eingewiesen. Man erzählte mir später, daß sie sich in der Nähe des Zoologischen Gartens für einige Mark ‚verkaufe‘. In dieser Gegend ist es schwer, ‚Kundschaft‘ zu finden, denn solche Mädel wie dieses gibt es in Westberlin Tausende . . .“

VIELLEICHT HILFT AUCH EIN BALLON?

Die Amerikaner rüsten die Spione mit Funkgeräten und Waffen aus. Sie bringen sie mit Militärflugzeugen von Westberlin nach Westdeutschland. Dem amerikanischen Geheimdienst genügen die „Leistungen“ der in Stuttgart unter dem Decknamen „Schwäbische Industrie-Vertretung“ befindlichen Dienststelle der Gehlen-Organisation jedoch nicht. Sie ist speziell damit beschäftigt, Sprengkörper herzustellen und die Gehlen-Agenten mit gefälschten Personalpapieren zu versehen.

In jüngster Zeit — wie Herr Neugebauer von seinem damaligen unmittelbaren Vorgesetzten erfuhr — haben die Amerikaner ihren nazistischen Untergebenen eine neue Methode vorgeschlagen, um Agenten über die polnische Grenze zu bringen. Ihr Plan sieht vor, jedem Agenten einen kleinen Ballon und zwei Gasflaschen als Ausrüstung mitzugeben, mit deren Hilfe sie bei günstiger Windrichtung die polnische Staatsgrenze überfliegen können. Ein Agent kann mit Leichtigkeit die Ballonhülle in einer Aktentasche und die Gasflaschen in einem Rucksack mitführen, den Ballon aufblasen und in geringer Höhe über die Grenze gelangen, als hätte er einen größeren Sprung getan. Über polnischem Gebiet soll der Agent dann das Gas aus dem Ballon ablassen und ihn anschließend mit der übriggebliebenen Gasflasche in der Nähe der Grenze verbuddeln. Bei seiner Rückkehr soll er an der gleichen Stelle die Grenze passieren und dabei wieder diesen Ballon benutzen. Die atmosphärischen Bedingungen sind leicht festzustellen — Berlin liegt nur etwa 100 Kilometer von der polnischen Grenze entfernt. Der Vorteil dabei sei der, versichern die Amerikaner ihren nazistischen Anbetern, daß

bei dieser Art des Grenzübertritts keinerlei Fußabdrücke oder andere Spuren an der Staatsgrenze gefunden werden können.

Mein Gegenüber erzählte weiter, daß er mit den Amerikanern, die die persönliche Betreuung der Gehlen-Agenten übernommen haben, mehrere Male zusammentraf. Ich wollte gern wissen, wo und wann das zum letzten Mal geschah. Er sagte, daß das etwa vor einem Jahr gewesen sei. Über diesen Zusammenkünften stand das ungeschriebene Wort: Unterwürfigkeit.

In Westdeutschland arbeiten die Abhörstationen der Gehlen-Organisation. Tag und Nacht werden dort die Programme der polnischen Rundfunkstationen abgehört. Dort arbeiten Spezialisten für die Anfertigung von Analysen sowohl der abgehörten Nachrichten, als auch aller Presseberichte der polnischen Tageszeitungen; vom Leitartikel bis zum letzten Inserat werden alle Nachrichten analysiert. Die Auswertung wird umfrisiert, mit einer pikanten „Sauce“ übergossen und an die Amerikaner als authentisches Spionagematerial, das angeblich von Agenten stammt, für teures Geld verkauft. Sie tun das deshalb, weil ihnen wirkliches Spionagematerial direkt aus Polen fehlt. Ihre Bulletins sind für die Spitzen der Gehlen-Organisation bestimmt. Diese Bulletins erhalten die Koordinierungsabteilung „50-R“, die die Aktionen gegen die UdSSR leitet, und die Abteilung „50-S“, die die Spionage gegen die Länder der Volksdemokratie organisiert.

Mein Gesprächspartner bekam zum persönlichen Studium täglich polnische Zeitungen, die Zeitschrift „Zycie Warszawy“ und andere Monatszeitschriften, die ihm in seine Westberliner Wohnung in Berlin-Tempelhof, Bayernring 25c, zugestellt wurden. Eines Morgens entnahm er, nur mit seinem Pyjama bekleidet, wie gewöhnlich die Zeitungen und Zeitschriften aus seinem Briefkasten und holte auch die Milch herein, die wie immer vor der Wohnungstür stand, um in Ruhe beim Frühstück die Tagespresse zu lesen. Plötzlich sprang er von seinem Stuhl auf, ohne sein Frühstück zu beenden. Schnell kleidete er sich an und fuhr zu seinem damaligen Chef, Herrn Kaiser.

„Weißt du schon, Wruck, Machura und Landvoigt sind in Polen hochgegangen!“

Kaiser hielt ihm rasch die Hand vor den Mund. Sämtliche Nachrichten über Verhaftungen von Gehlen-Agenten werden in jedem Fall streng geheimgehalten. Und gerade in diesem Augenblick saß im Nebenzimmer ein Kandidat für den Einsatz in Polen. Es war nicht nötig, daß der etwas hörte. Dieser Mann mit dem Decknamen „Hellmann“ war aus Jelenia Gora (Hirschberg) geflohen. Die Mitarbeiter der Gehlen-Organisation sind bestrebt, ihren Agenten die Überzeugung einzuimpfen, daß ihnen in Polen gar nichts passieren

könne und bisher noch kein einziger ihrer Leute in Polen verhaftet worden sei.

Nachdem Kaiser sorgfältig die Tür hinter sich geschlossen hatte, erkundigte er sich, woher Neugebauer diese Nachricht habe. Beruhigt atmete er auf, als er erfuhr, daß Neugebauer diese Nachricht in einer der polnischen Zeitungen gelesen hatte. Überall wittert Kaiser Verrat — und nicht nur Kaiser allein. Die Geldgeber jenseits des großen Teiches sind ebenfalls äußerst beunruhigt und enttäuscht darüber, daß ihre Dollars nicht den gewünschten Erfolg bringen.

Eines ist jedenfalls sicher — angesichts der Zerschlagung des Spionagenetzes in Polen blieb es einem gewissen „Hellmann" erspart, nach Polen geschickt zu werden. Er verdankt sein Leben — dem Bericht von „Zycie Warszawy" . . .

MISTER FALKENBERG IST ERBOST

Beide, Kaiser und Neugebauer, flogen nach Frankfurt am Main zur Berichterstattung. Kaiser war sichtlich aufgeregt und unterhielt sich im Flüsterton mit Neugebauer. „Was die nur von uns wollen? Ob wieder etwas passiert ist? Ob die Manipulationen mit unserem Einsatzplan herausgekommen sind?" Kaiser hatte wahrlich kein reines Gewissen. Seit langem stahl er den Amerikanern ihre Leute, die vom amerikanischen Geheimdienst geworben waren und auch eingesetzt werden sollten. In den Einsatzplänen, die der amerikanische Geheimdienst erhielt, erschienen die Agenten, die für die Arbeit in Polen vorgesehen oder bereits dort eingesetzt waren, nur unter ihrem Decknamen. An Unkosten für diese Einsätze erhielt die Gehlen-Organisation in der Regel weit höhere Beträge erstattet, als in Wirklichkeit ausgegeben wurden.

Kaiser vermutete, daß man ihm Vorwürfe machen würde wegen des letzten Reinfalls in Polen. Mit höchster Überredungskunst versuchte er, Neugebauer zu überzeugen, man müsse die Amerikaner belügen.

Mr. Falkenberg ist vom amerikanischen CIC mit der Kontrolle der „Filialen" der Gehlen-Organisation beauftragt, die sich ausschließlich mit der Spionagearbeit in Polen beschäftigen. Er ist eine große Erscheinung mit kantigem Bulldoggengesicht und einer durchschnittlichen Garnitur von Pferdezähnen. Auf dem Flugplatz erwartete er Kaiser und Neugebauer mit einem amerikanischen Jeep. Die Aussprache wurde, entgegen den sonstigen Gepflogenheiten, in einer privaten Vierzimmerwohnung durchgeführt. Zuerst wurde Kaiser

und anschließend Neugebauer vernommen. Dieser Aussprache wohnten bei: Dr. Kelling, ein von den polnischen Behörden gesuchter Kriegsverbrecher, der während der Naziokkupation in Krakow tätig war, sowie ein gewisser Colmar aus Augsburg, ebenfalls ein Spezialist aus dem Apparat des Nazispionagedienstes.

Kaiser log nach Noten. Als er endlich aus dem Kreuzfeuer des Verhörs entlassen wurde, kam Neugebauer an die Reihe. Dabei ergaben sich einige Widersprüche in den Aussagen der beiden. Mr. Falkenberg geriet darüber so in Wut, daß er in das Nebenzimmer stürzte und aufgeregt brüllte:

„Kaiser hat sofort zu mir zu kommen!“

Mr. Falkenberg hörte auf, höflich zu sein. Durch den dauernden Umgang mit den Gestapoagenten hatte dieser Strolch auch ihre Manieren angenommen. Kaiser betrat das Zimmer mit einer höflichen Verbeugung und mit dem verbindlichsten Lächeln, das er nur zustande bringen konnte.

„Kaiser! Wie war das mit ‚Hellmann‘? Wie wurde der Mann von Ihnen geworben?“

„Also, das war so. Ich traf auf der Straße einen jungen Mann . . .“

„Schweigen Sie! Sie wollen uns doch nicht erzählen, daß Ihnen von den über drei Millionen Berlinern ausgerechnet dieser junge Mann auf der Straße aufgefallen ist und Sie sofort erkannt haben, daß Sie gerade diesen jungen Mann für den Geheimdienst werben können!“

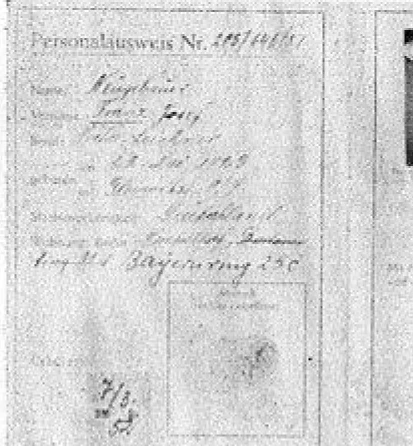
Als Kaiser und Neugebauer abends endlich im Flugzeug nach Westberlin saßen, atmete Kaiser hörbar auf und sagte zu seinem Reisebegleiter:

„Dieses dumme Schwein! Der sollte lieber in Texas Ochsen hüten und sich nicht bei uns zu solch einer Arbeit drängen! Am Ende glaubt er noch, wir wären schuld daran, daß diese Kerle in Polen hopsgegangen sind oder daß der Reinfall auf das persönliche Schuldkonto unserer Leute zu buchen ist, weil sie die Regeln der Konspiration nicht beachtet haben! Aber wir haben wirklich alles bedacht und auch so vorbereitet, wie sich das gehört!“

. . . UND NEUGEBAUER HATTE SCHON GENUG

Von da an arbeitete Neugebauer nur noch neun Monate in der Westberliner Spionagefiliale. Immer mehr kam er zu der Überzeugung, daß er sein eigenes Vaterland verrate.

Die Untersuchung wurde im Dorfe Lowkowice (Jägershausen) fortgesetzt. Mitten im Dorf liegt das **Haus der Familie Koj.**



Personalausweis Nr.



Unterschrift des Inhabers

Berlin, den

Der Polizeipräsident in Berlin

Mein Gesprächspartner zeigte mir seinen Personalausweis. Er hat die Nummer 205/646/51 und ist von einem Polizeirevier des Westberliner Polizeipräsidiums ausgestellt worden.



Heimatverband der Schlesier e. V.

Mitgliedsausweis Nr. 10 789

für

Name: Neugebauer, Franz

Wohnung: Berlin-Tempelhof

Bayerring 25 a

Stand oder Beruf:

Geburtstag: 22.5.1925

Geburtsort:

Tag des Eintritts: 1.6.1954

Gruppe:

Auch einen anderen Ausweis zeigte er mir: die Mitgliedskarte des „Heimatverbandes der Schlesier“ Nummer 10 789, mit der laufenden Beitragszahlung bis September 1954.

Wir verabschieden uns. **Franciszek Neugebauer** begibt sich auf die Heimreise.

Aus Polen kamen ständig neue Nachrichten über Niederlagen der einzelnen Spionagegruppen der Gehlen-Organisation. Die Gehlen-Agenten und ihre Helfershelfer in Polen wanderten hinter Gefängnisgitter. Gebauer war trotzdem immer noch guten Mutes. „Macht nichts", meinte er, „wenn auch einige dabei ihren Kopf verlieren, nur weitermachen!"

*

Wir sitzen noch immer in der Konditorei der Warschauer Altstadt. Neugebauer sieht sich um. Von den anderen Besuchern der Gaststätte ist nur noch das Liebespaar da. — Verliebte zählen bekanntlich nicht die Stunden . . .

Unser Gesprächspartner spricht jetzt noch ein wenig leiser:

„Ich habe aus nächster Nähe die Wiedergeburt des deutschen Faschismus erlebt, dessen Kräfte dabei sind, einen neuen Krieg vorzubereiten. Ich habe begriffen, daß ich durch meine Mitarbeit in diesem Spionagedienst mein eigenes Vaterland verraten habe. Ich beschloß daher, für meine strafbaren Handlungen die Sühne auf mich zu nehmen und dann ein neues Leben zu beginnen. Ich wollte ehrlich arbeiten und wiedergutmachen. Ich bin überrascht von der Großzügigkeit der polnischen Regierung — ich bin ein freier Mensch und kann in meine Heimat zu meinen Angehörigen zurückfahren."

Wir verabschieden uns. Franciszek Neugebauer begibt sich auf die Heimreise. Dem Fotoreporter überläßt er noch seinen Westberliner Personalausweis zur Anfertigung einer Fotokopie. Ich nehme noch einmal den Personalausweis zur Hand und lese: Gültig bis zum 31. Dezember 1954.

Wir sind nun am Ende unseres Berichts ...

... aber der Kampf an der „geheimen Front" geht weiter.

Die Verbrechen von Wruck, Machura, Landvoigt, Koj und Pietruszka — das sind die Verbrechen von fünf Agenten Gehlens, die im Begriff waren, für ihre Auftraggeber die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und die sich dabei schrecklich die Finger verbrannt haben. Die einzelnen Stationen ihres Weges bilden keine Ausnahme. Wie diese ehemaligen Faschisten und kriminellen Elemente angeworben wurden, das Märchen von der Unantastbarkeit der Gehlen-Agenten, das Versprechen, ihnen bei einer eventuellen Verhaftung durch die polnischen Behörden zu helfen, um sie dann im Stich zu lassen, kennzeichnen die grundsätzliche Einstellung des Gehlenschen Geheimdienstes, der durch die USA finanziert wird.

Lassen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit einige Tausend Kilometer nach Osten lenken, auf eine der Inseln der UdSSR im Fernen Osten. Fast zur gleichen Stunde, als die in unserer Reportage beschriebenen Gehlen-Agenten in einem Boot die Oder überquerten, nahm der japanische Kutter „Sewa Maru" Kurs auf eine der sowjetischen Inseln. Mit einem von ihm ausgesetzten Schlauchboot — genau wie Koj und Pietruszka — betraten die beiden Offiziere der kaiserlichen japanischen Armee, Tani Akira und Takakuwa Jutaka, das steile Felsenufer der Insel. Sie waren vom amerikanischen CIC gedungene Spione. In diesem Falle wurden die Agenten — im Gegensatz zu denen des Generals Gehlen — zwar durch keine Westberliner Filiale für „Tiefe und Forschung" ausgesandt, sondern das besorgte die Abteilung des USA-Geheimdienstes in der Stadt Sapporo auf der Insel Hokkaido in Nord-Japan selbst. Die Ausbildung erfolgte selbstverständlich nicht in einer Stadt in Bayern, sondern in Sapporo (Minami-Diurokudse, Misigoteme, 16. südliche Linie, fünfter westlicher Stadtbezirk).

Bevor die beiden Japaner auf die erwähnte Insel geschickt wurden, gab man ihnen Schußwaffen mit Schalldämpfer, damit sie Posten und andere Personen, die ihnen bei ihrer Spionagearbeit störend entgegentreten würden, möglichst geräuschlos beseitigen könnten. Beide fertigten topographische Skizzen an und hatten ununterbrochen funktelegrafische Verbindung mit der Spionageabteilung des CIC in Sapporo. Der Hauptmann des USA-Geheimdienstes Grey versicherte den beiden Agenten feierlich — wie das auch Herr Kaiser in Westberlin seinen Agenten gegenüber tat —, daß der CIC ihnen im Falle einer Gefahr stets die erforderliche Hilfe erweisen würde, ein Schnellboot der USA-Kriegsmarine sollte sie dann rechtzeitig abholen.

Deshalb gingen die Agenten auch sehr selbstsicher an die Durchführung ihrer Spionageaufträge heran, genauso, wie ihre Fachkollegen, die zu der gleichen Zeit nach Polen geschickt wurden. Das Spionageabenteuer der beiden japanischen Agenten ging am 10. Oktober 1953 zu Ende. In dieser Nacht versteckten sich Tani Akira und Takakuwa Jutaka in einer verlassenen Fischerhütte am Meeresufer. Sie wurden von einer sowjetischen Grenzpatrouille aufgespürt, und beide Spione eröffneten auf die sowjetischen Soldaten das Feuer. Nach einem kurzen Feuerwechsel drangen die Grenzsoldaten in die Fischerhütte ein, sie fanden aber nur noch die Leiche des Takakuwa, sein Kumpan war verschwunden.

Jetzt kam die schwärzeste Stunde für Tani Akira. Unmittelbar nach dem Zwischenfall nahm er funktelegrafisch Verbindung mit Hauptmann Grey auf, um die fest versprochene Hilfe anzufordern. Auf eine Antwort wartend, blieb er am Funkgerät sitzen und stellte sich vor, wie in dem USA-Marinestützpunkt Alarm gegeben wird und das versprochene Schnellboot mit dem Befehl den Hafen verläßt, den in größter Gefahr schwebenden Spion von der Insel abzuholen. Tani Akira brauchte nicht lange auf die Antwort zu warten, sie lautete: „Schlechtes Wetter macht Ausfahrt des Schnellboots unmöglich. Vernichte alles belastende Material und bete zu Gott.“ Dann war es totenstill im Hörer. Hauptmann Grey hatte seinem Werkzeug nichts weiter zu sagen . . .

Der japanische Agent wurde durch das sowjetische Bezirksgericht in Jusno-Sachalinsk zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Wie wir sehen, sind die Methoden der imperialistischen Geheimdienste immer die gleichen — unabhängig davon, ob sich die Spionage über die Oder oder vom Japanischen Meer aus gegen die Länder des Friedens und der Demokratie richtet.

„Wenn man eine Schweinerei vorbereitet — dann muß man dafür sorgen, daß sie mit Sicherheit gelingt" — sagte Wilhelm II. im Jahre 1911 zum französischen Militär-Attaché in Berlin, Oberst Pelle.

Der erste Weltkrieg kostete die Menschheit 10 Millionen Tote und über 20 Millionen Krüppel. Der zweite Weltkrieg kostete die Menschheit ein Mehrfaches an Opfern. Durch die Mörderhände der Gehlen und Konsorten wurden allein über sechs Millionen Polen ermordet, und eine Million und sechshunderttausend Menschen verloren teilweise oder ganz ihre Arbeitsfähigkeit infolge der erlittenen Mißhandlungen.

Der deutsche Militarismus hatte aber auch für das deutsche Volk selbst katastrophale Folgen. Allein während des zweiten Weltkrieges verloren fast acht Millionen Deutsche ihr Leben, und Millionen Menschen wurden zu Krüppeln.

Aber die preußisch-deutschen Militaristen geben den Gedanken an eine neue „Schweinerei" nicht auf. Diejenigen Agenten, deren Verbrechen in unserem Land wir in dieser Reportage geschildert haben, waren ihre Sendboten. Wir dürfen uns nicht der Illusion hingeben, daß diese Aktionen aufhören werden. Im Gegenteil — den Wruck, Machura, Landvoigt, Koj und Pietruszka werden andere Agenten folgen. Wie wir gesehen haben, kosteten sie die USA nicht allzuviel Geld, doch die amerikanischen Imperialisten geben keinen Pfennig umsonst für General Gehlen und seine Organisation aus.

Deshalb dauert der Kampf an der „geheimen Front" weiter an. Vielleicht wird in diesem Augenblick ein neuer Seelenfänger der Gehlen-Organisation über die polnische Grenze in unser Land gebracht. Vielleicht wird gerade jetzt der in unser Land mit einer „ledernen Deichsel" gekommene Spion im Kreuzfeuer der Vernehmungen seelischen Strapazen unterworfen.

Vielleicht enthüllen heute abend die polnischen Sicherheitsorgane in ihren Laboratorien einen neuen Einfall der „Gelehrten" in Stuttgart.

Auch ein General Gehlen wird nicht in der Lage sein, den Zeiger, der den Lauf der Weltgeschichte anzeigt, zurückzudrehen. Die Weltgeschichte hat bereits ihr vernichtendes Urteil über den deutschen Militarismus gesprochen. Dieses Urteil können auch die Agenten Gehlens nicht rückgängig machen, die in Schlauchbooten oder Unterwasserbooten kommen, sich in Taucheranzügen auf dem Flußbett fortbewegen oder auch mit Fallschirmen in unser Vaterland eindringen. Ob in Boleszkowice, in Czelin, in Szczecin, in Olsztyn, in Opole, in Prudnik, in Gogolin, in Lowkowice, in Komorniki, in Gliwice oder in Warszawa — überall erwartet sie der Zorn unseres Volkes!

Januar 1954 — Juni 1955

INHALTSVERZEICHNIS

Im gleichen Verlag erschien:

ODER-NEISSE

EINE DOKUMENTATION

Herausgegeben vom Deutschen Institut für Zeitgeschichte.
232 Seiten, davon 32 Seiten Kunstdruckbeilagen,
Halbleinen mit Schutzumschlag, 4,— DM

Die Frage der Oder-Neiße-Grenze ist eines der meistdiskutierten Probleme der Nachkriegszeit. Wie es zu dieser Grenzziehung kam, welche Bedeutung sie für die Festigung des Friedens in Europa hat, wird in diesem Buch auf Grund dokumentarischer Beweise lebendig und überzeugend dargestellt. Dabei werden die in Westdeutschland verbreiteten gegnerischen Argumente klar und eindeutig widerlegt.

In enger Zusammenarbeit polnischer und deutscher Wissenschaftler ist ein Werk entstanden, das den jahrhundertelangen Kampf des polnischen Volkes um seine nationale Existenz schildert. Die Geschichte der letzten zwei Jahrzehnte mit den Konferenzen von Teheran, Jalta und Potsdam bildet dabei einen Schwerpunkt des Buches.

Diese wichtige Dokumentation gibt vielen Menschen im Osten und Westen unserer Heimat Antwort auf zahlreiche bisher noch unklare Fragen und überzeugt den Leser durch ein ausgezeichnetes, gut fundiertes Tatsachenmaterial.

KONGRESS-VERLAG BERLIN